UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00899121 8

761.

72

Eine Freude

zum Weihnachtsfest 1931

Hilu und Senta.

Die Religion der Klassiker.

Herausgegeben von Professor D. **Gustav Pfannmüller.** (gr. 8°.)

Band 1: **Giordano Bruno.** Von Professor Dr. L. Kuhlenbeck. 1913. IV, 70 S. Preis geh. ℳ 15,–, geb. ℳ 22,50.

Band 2: **Nikolaus von Kues.** Von Lic. Karl Paul Hasse. 1913. 162 S. Preis geh. ℳ 14,40, geb. ℳ 21,60.

Band 3: **Francesco Petrarca.** Von Dr. phil. Herm. Hefele. 1913. 130 S. Preis geh. ℳ 18,–, geb. ℳ 25,50.

Band 4: **Ralf Waldo Emerson.** Von Stadtpfarrer Johann Herzog. 1913. VIII, 157 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 31,50.

Band 5: **Friedrich der Große.** Von Pfarrer Dr. Heinrich Ostertag. 1913. 112 S. Preis geh. ℳ 18,–, geb. ℳ 25,50.

Band 6: **Johann Gottlieb Fichte.** Von Prof. D. Dr. Heinrich Weinel. 1914. XXIV, 111 S. Preis geh. ℳ 18,–, geb. ℳ 25,50.

Band 7: **Friedrich Schiller.** Von Lic. Dr. Otto Lempp †. 1915. Mit Bildnis des Verfassers. Preis geh. ℳ 18,–, geb. ℳ 25,50.

Im Herbst 1922 wird erscheinen:

Band 9: **Friedrich Nietzsche.** Von Dr. Chr. Schrempf.

Soeben ist erschienen:

Brentanos Romanzen vom Rosenkranz.

Magie und Mystik in romantischer und klassischer Prägung.

Von Dr. **Günther Müller.**

IV, 95 S. gr. 8°. 1922. Mk. 30,–.

Aus der ersterschienenen Besprechung des Buches:

Brentanos Romanze vom Rosenkranz ist die Dichtung, in der die Weltanschauung der Romantik ihren letzten, entscheidenden Ausdruck fand. Darüber hat Dr. Günther Müller in einem vortrefflichen Buch gehandelt. . . . Das Buch mündet, wie sein Untertitel andeutet, in eine Gegenüberstellung der „Romanzen" mit Goethes „Faust". Wir kommen auf die gehaltvolle Schrift noch eingehend zurück.

Hamburgischer Correspondent v. 28. Mai 1922.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Die Klassiker der Religion.

Herausgegeben von Professor D. **Gustav Pfannmüller.** (gr. 8°.)

Band 1: **Jesus.** Von Professor D. Dr. Heinrich Weinel. 1912. XXXII, 149 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 36,–.

Band 2: **Johann Arndt.** Von Lic. Wilhelm Koepp. 1912. 158 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 36,–.

Band 3: **Der katholische Modernismus.** Von Prof. Dr. Jos. Schnitzer. 1912. VI, 211 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 36,–.

Band 4/5: **Die Propheten.** Von Professor D. Gustav Pfannmüller. 1913. XIV, 312 S. Preis geh. ℳ 30,–, geb. ℳ 39,–.

Band 6: **Ignatius von Loyola.** Von Dr. phil. Philipp Funk. 1913. 171 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 36,–.

Band 7: **Paul de Lagarde.** Von Professor Hermann Mulert. 1913. 118 S. Preis geh. ℳ 24,–, geb. ℳ 36,–.

Band 8/9: **Kierkegaard.** Von Professor D. Edvard Lehmann. 1913. 295 S. Preis geh. ℳ 36,–, geb. ℳ 45,–.

Band 10/11: **Luther in Worten aus seinen Werken.** Von Professor D. Martin Rade. 1917. XL, 402 S. Preis geh. ℳ 36,–, in Pappbd. ℳ 42,–, in Leinenbd. ℳ 48,–.

Band 12/13: **Erasmus.** Von Professor D. Dr. W. Köhler. 1917. 239 S. Preis geh. ℳ 30,–, in Pappbd. ℳ 36,–, in Leinenbd. ℳ 42,–.

Band 14/15: **Meister Eckehart.** Von Pfarrer Walter Lehmann. 1919. IV, 312 S. Preis geh. ℳ 45,–, geb. ℳ 60,–.

Band 16: **Bismarcks Religion.** Von Prof. D. O. Baumgarten. 1922. 154 S. Preis geh. ℳ 20,–, geb. ℳ 30,–.

„Welch' eine Lust zu arbeiten, wenn man, wie in diesen beiden Sammlungen, an die Quellen des Lebens geführt wird. Hier sieht man, wie die Geisteshelden unserer Religion eindrucksvoll mit ihren eigensten Gedanken in der Sprache ihrer Zeit sich an uns wenden. Daß auch die religiösen Gedanken der Geistesheroen aller Zeiten quellengemäß in ihrer Eigenart vorgeführt werden, macht das Unternehmen nur noch reizvoller . . . .“ Christliche Welt.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Die Religion Friedrich Hebbels

auf Grund der Werke, Tagebücher und Briefe dargestellt

von

Gustav Pfannmüller

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1922

Die Religion der Klassiker

Herausgegeben von

Professor D. Gustav Pfannmüller

Achter Band:

Die Religion Friedrich Hebbels

von

Professor D. Gustav Pfannmüller

PT
2296
P4

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1922

Der
Theologischen Fakultät
der Universität Gießen
als bescheidenes Zeichen des Dankes
für die ihm verliehene Doktorwürde
gewidmet

Vorwort.

Das vorliegende Buch will die zahlreichen Aphorismensammlungen aus Hebbels Werken nicht um eine neue vermehren, sondern tiefer in die Weltanschauung Hebbels, insbesondere in seine religiöse Gedankenwelt einführen. Zu dem Zweck schildert es zunächst den religiösen Entwicklungsgang Hebbels im Zusammenhang mit seinem ganzen Leben. Denn nur wer das Leben Hebbels mit seinen äußeren Nöten und inneren Kämpfen näher kennt, kann auch seine religiöse Entwicklung, die ihn vom Christentum weg zu einem mystischen Naturpantheismus führte, richtig würdigen. Als Quellen für diese Darstellung dienen neben den Werken, Tagebüchern und Briefen insbesondere auch Hebbels Gedichte, die bisher viel zu wenig als Ausdruck seiner Weltanschauung gewürdigt worden sind. Ein zweites Kapitel stellt die neue metaphysisch-religiöse Weltansicht, die bei Hebbel an die Stelle des Christentums trat, in systematischer Weise dar. Ein Schlußkapitel zeigt endlich, welche gewaltige Rolle die Religion in den Dramen Hebbels spielt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis lädt zu tieferem Studium ein.

Zum Schluß ist es mir eine angenehme Pflicht, einer Reihe von Personen, die mich in liebenswürdigster Weise in meinen Forschungen unterstützt haben, meinen Dank abzustatten. So überließ mir Herr Pfarrer E. O. Franke in Wesselburen einige Werke des dortigen „Hebbel-Museums" zur Benutzung und fügte auch einen eigenen Aufsatz „Friedrich Hebbel und Wesselburen" bei. Herr Bürgermeister Voß in Friedrichstadt übersandte mir die Jahrgänge 1829—1836 des „Dithmarser und Eidersbecker Boten". Herr Herbert Poelchau in Hamburg, Vorsitzender des „Wissenschaftlichen Vereins von 1817", vertraute mir die Aufsätze dieses Vereins aus der Zeit vom 14. Mai bis 23. November 1835 zum Studium an.

Ganz besonderen Dank schulde ich aber für liebenswürdige Auskünfte der Tochter Hebbels, Frau Hofrätin Christine Kaizl-Hebbel in Wien.

Prof. D. Gustav Pfannmüller.

Darmstadt, 1. Juni 1922.

Inhalt.

	Seite
I. Der religiöse Entwicklungsgang Hebbels	1—125
1. Wesselburen (1813—1835)	1
2. Hamburg (1835—1836)	20
3. Heidelberg (Sommer 1836)	31
4. München (1836—1839)	38
5. Hamburg (1839—1842), Kopenhagen (1842—1843), Hamburg (1843)	57
6. Paris (1843—1844)	72
7. Rom (1844—1845)	92
8. Wien (1845—1863)	99
II. Die religiöse Weltanschauung Hebbels	126—159
Einleitung	126
1. Gott	132
2. Gott und Welt	134
3. Gott und Mensch	137
4. Das Leben nach dem Tode	144
5. Religion u. Glaube, Kunst u. Religion, Christus u. Christentum	154
III. Die Religion in den Dramen Hebbels	160—192
Judith	160
Moloch	167
Christus	171
Herodes und Mariamne	174
Die Nibelungen	178
Genoveva	184
Maria Magdalene	188
Literatur	193—198

Verzeichnis der Abkürzungen siehe S. 198.

I. Der religiöse Entwicklungsgang Hebbels.

1. Wesselburen (1813—1835).

Die ersten religiösen Eindrücke empfing Hebbel im Schoße der Familie. Der Vater, der in schwerster Lohnarbeit kaum das nötige Brot für Weib und Kind beschaffen konnte und dessen Seelenleben unter dem harten Druck der Verhältnisse immer mehr verarmte, war doch auf eine streng religiöse Erziehung der Kinder im Geiste des protestantischen Christentums bedacht. Wie Meister Anton in „Maria Magdalene", auf den der Dichter ja manchen Zug des Vaters übertragen hat, versäumte er keinen Sonntag die Kirche, und auch ihm, dem im bitteren Lebenskampfe Umhergeworfenen, wird es erst hinter den düsteren hohen Kirchenmauern wohl geworden sein. Oder, wenn er, ermüdet von schwerer Tagesarbeit, heimkam, sang er an den langen Winterabenden neben weltlichen Liedern auch Choräle, in die die Kinder einstimmen mußten. Besondere Festtage in dem öden Einerlei des Werkeltags bildeten die hohen christlichen Feiertage, insbesondere das Weihnachtsfest, das einmal im Jahre alle Sorgen und allen Streit ums tägliche Brot vergessen machte und sich so unauslöschlich tief dem zarten Gemüt des Kindes einprägte, daß es auch in den Werken des Dichters eine besondere Rolle spielt.

Auch die Mutter war eine schlichte, fromme Frau. Besondere Freude machte es ihr, wenn der junge Friedrich ihr selbst den Abendsegen vorlas. Ihr größtes Verdienst besteht darin, daß sie im Gegensatz zu dem Vater frühe den hohen Geistesflug des Sohnes ahnte. In dem Lustspiel „Vier Nationen unter einem Dach" sagt der Dichter von ihr: „Wenn ich jetzt nicht, wie so mancher meiner Schulkameraden, hinter dem Pfluge herkeuchen oder den Schmiedehammer schwingen muß, worauf mein Vater bestand, so habe ich's ihr allein zu danken!" und er rühmt von ihr, was sie alles auf-

bot, „um mir das Bischen Freiheit zu erhalten, dessen ich bedurfte, um nicht schon als Kind zu Grunde zu gehen“. (W. V. 288.)

Eine Hausgenossin endlich, die Frau des lustigen Maurers Ohl, machte Hebbel zum ersten Mal mit der Bibel bekannt. Die furchtbare Jeremiasstelle, wo der Prophet weissagt, daß die Weiber in ihrer höchsten Not ihre Kinder schlachten und essen würden, machte einen solchen Eindruck auf das Kind, daß sie noch in der „Judith“ wiederkehrt. Aus der Bibel aber zog Hebbel, wie er sich in einer späteren Selbstbiographie ausdrückt, „fast seine ganze Jugendbildung“ und „das beklommen-düstre biblische Element“ betrachtet er neben dem trotzig gestaltenkühnen dithmarsischen Element als den einen Hauptfaktor seiner Poesie.

Mit vier Jahren kam der kleine Hebbel in die sogenannte Klippschule der Jungfer Susanne, wo er bereits die Hinterlist und Brutalität seiner Schulgenossen, wie auch die Parteilichkeit von Seiten der Lehrerin kennen lernen konnte. Hier empfing er auch bei einem furchtbaren Gewitter den ersten gewaltigen Eindruck von dem „Herrn aller Herren“, der sich ihm so tief einprägte, daß er von nun an in einen innigen Gebetsverkehr mit Gott trat. Ja, der Gedanke Gottes stand so im Vordergrund seines Phantasielebens, daß er die seltsamsten Träume von ihm hatte, ihn sogar in einem reisenden Zimmergesellen leibhaftig erblicken wollte. Auch schon mit dem Katechismus Dr. Martin Luthers, dessen kraftvolle Persönlichkeit zeitlebens Hebbels Interesse erregt hat, ward der kleine Hebbel bekannt gemacht. Die zehn Gebote, ja sogar „die ungeheuren Dogmen“ des Glaubensbekenntnisses wurden schon dem kindlichen Gedächtnis anvertraut. Aber es ist höchst bezeichnend, daß Hebbel darin keine Schädigung des kindlichen Seelenlebens sieht, sondern ein Mittel, das Kind, wenn auch nur vorahnend, bereits mit den großen Fragen vertraut zu machen, deren Lösung die Aufgabe eines ganzen Menschenlebens ist. Neben den Katechismus traten später, als er die Klippschule mit der Elementarschule des Rektors Dethleffsen vertauschte, die biblische Geschichte und das Kirchenlied. Besonders die Leidensgeschichte Jesu Christi übte lange Zeit durch ihre erhabene Tragik eine große Anziehungskraft auf Hebbel aus. Von Kirchenliedern erwähnt er besonders Johann Walters Gedicht vom jüngsten

Gericht („Herzlich tut mich erfreuen usw.“) und Paul Gerhards herrliches Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“, das den schlummernden Dichter in ihm mit einem Schlage aufweckte.

Neben der Familie und der Schule weckte vor allem die Kirche das tiefe religiöse Empfinden Hebbels. Schon ihr Äußeres mußte dem Knaben imponieren. Auf einer hohen Wurt gelegen, ragte sie, weithin übers Meer den Schiffern als Wegweiser dienend, über alle Häuser Wesselburens hinaus, die sich sternförmig um sie herum lagerten, so daß fast jede Straße auf sie ausmündete. Ebenso stattlich wie ihr Äußeres war ihre innere Ausstattung. Die geschnitzten Figuren über dem Altar und an dem Kanzelaufbau machten den Knaben mit der alt- und neutestamentlichen Gedankenwelt vertraut. Sein höchstes Entzücken erregten aber die herrlichen Kirchenmusiken an den hohen christlichen Feiertagen, wo er sich kraft seiner schon früh erwachten dichterischen Phantasie geradezu in den Himmel unter die Engel versetzt fühlte. In die Kirche flüchtete er sich auch schon als kleiner Knabe früh am Sonntagmorgen, um endlich einmal den lieben Gott, der ihm im Traum schon so oft erschienen, leibhaftig zu sehen, wie er es in dem Gedicht „Bubensonntag“ so herrlich schildert. Neben der Kirche hatte der sie umgebende Kirchhof mit seinem Beinhaus und seinen Gräbern eine wunderbare Anziehungskraft für den jungen Hebbel, und er soll gar häufig seine Feierstunden darauf zugebracht haben. Aus einem in der Nähe des Friedhofs gelegenen Gasthaus wurden die Leichen ausgesungen, wobei Friedrich eifrig mithalf. Dabei machte ihm das Betasten der Särge ein schauerliches Vergnügen, und der Gesang „Begrabt den Leib in seiner Gruft“ dröhnte noch lange in seinem Gedächtnis nach. Sehr traurig war es für den religiös so empfänglichen Knaben und Jüngling, daß die beiden Prediger es nicht verstanden, einen Einfluß auf ihn zu gewinnen. Der Hauptpastor war ein grämlicher Herr, vor dem die Kinder Angst hatten und der auch dem Heranwachsenden noch ängstlich seine Bibliothek verschloß, so daß Hebbel nur mit List, als der Pastor verreist war, dessen Exemplar des „Faust“ benutzen konnte. Auch scheint der Pastor kein großer Redner gewesen zu sein, denn Hebbel macht sich später über ihn lustig. Der zweite Prediger aber, der bereitwillig seine Bibliothek zur Verfügung stellte,

ahnte nichts von der zukünftigen Größe des jungen Dichters und bezweifelte, ob Hebbel auch alle die Bücher verstehe, die er las. So war Hebbel auch in seinem religiösen Fühlen und Denken ganz allein auf sich selbst angewiesen.

Daher konnte es auch nicht ausbleiben, daß ihn mit zunehmendem Alter quälende Zweifel beschlichen. Mit Vorliebe beschäftigte er sich z. B. mit dem Gedanken der Auferstehung. Von dem benachbarten Orte Heide kommend, sah er an einem Morgen die Auferstehung:

„Nun wird es laut in jedem Grabe,
Man fragt, wie man geschlafen habe."

„Wo aber ist, so frug er sich, in dem Tale Josaphat Raum für alle die Auferstandenen? wo Raum allein für Barbarossa und dessen Heere?" Auch das jüngste Gericht sah er gleichsam mit leibhaftigen Augen vor sich, dabei war ihm aber der Gedanke des Ineinandergewachsenseins der Leiber furchtbar. Auch die Vorstellung des Nichts rechnet er unter die „Qualen seiner Jugend", die er auch in einem Epigramm aussprach.

Der starke religiös-christliche Einschlag, den wir in dem Seelenleben des jungen Hebbel konstatieren konnten, zeigt sich nun auch in seinen ersten Dichtungen. Die großen Gedanken von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, von dem Menschen und seiner erhabenen Bestimmung, von dem Tod, der Auferstehung und dem jüngsten Gericht spricht er in Gedichten voll pathetischer Rhetorik aus, wobei er sich an die mannigfachsten Vorbilder anschloß. Bald vernehmen wir deutliche Anklänge an das Kirchenlied (z. B. „Der Quell", „Elegie am Grabe eines Jünglings") und an die damals weit verbreitete Pastorenlyrik, wie wir sie auch in dem „Dithmarser und Eiderstedter Boten" finden, in dem Hebbel seine ersten Gedichte erscheinen ließ, bald sind es biblische Motive, die Hebbel verwendet (z. B. „Kains Klage", „Das Abendmahl des Herrn"). Vor allem aber hat es ihm das erhabene Pathos der Schiller'schen Muse angetan. Hier fand er alle die hohen Gedanken, die seine Seele bewegten, mit hinreißender Beredsamkeit und im Anschluß an christliche Ideen ausgesprochen. Wie Schiller sein Jubellied „An die Freude" erschallen ließ, so Hebbel seinen Hymnus „An die Tugend".

Neben der Tugend preist er die Freundschaft, kämpft feurig gegen das Laster, besingt die Unsterblichkeit und weiß nicht genug die Freiheit des Menschen, dieses „Meisterstücks des Himmels", zu rühmen, der zwar nie ein Gott, aber auch kein Teufel werden kann, eine Überzeugung, die Hebbel bis zu seinem Tode in immer neuen Variationen vertreten hat. In „Den Glaubensstreitern" spricht er den Grundgedanken von Lessings Nathan aus. Das Problem des Glaubens erörtert er nochmals in dem Gedicht „Der Glaube", das aber bezeichnender Weise bereits mit einer zweifelnden Frage schließt. Dem Reformator von Dithmarschen, Heinrich von Züthphen, der in dem benachbarten Heide den Märtyrertod gestorben war, setzt er ein schönes Denkmal. Einen breiten Raum nehmen, wie bei dem jugendlichen Schiller die Reflexionen über den Tod und das Leben nach dem Tod ein, sowie über den geheimnisvollen Zusammenhang, der zwischen Lebenden und Toten besteht („Laura", „Elegie am Grabe eines Jünglings", „Das Kind", vor allem aber „Nachts", „Süße Täuschung", „Die Toten"). Endlich dringt seine Phantasie bis zu den letzten Dingen vor, der Auferstehung der Toten und dem Weltgericht, dem er eine besondere Cantate gewidmet hat, die uns leider verloren ist. In all diesen Gedichten ist der Gottesgedanke noch ein durchaus christlicher und überweltlicher, auch noch in dem schönen Gedicht „Gott", das die Offenbarung des allmächtigen und gütigen Gottes in der Natur preist.

Aber allmählich sehen wir Hebbel den Boden der christlichen Weltanschauung verlassen und in einer Reihe von Prosawerken und Gedichten zu neuen Erkenntnissen über Gott, Welt und Mensch sich durchringen. Von geringer Bedeutung ist Hebbels erstes Prosawerk „Holion", eine Nachahmung der damals so beliebten Traumdichtung, wie Hebbel sie auch im „Boten" vorfand. Es vertritt einen trüben Pessimismus, der aber deutlich anempfunden, nicht erfahren ist. Höher steht das zweite Prosawerk „Des Greises Traum[1])", das deutliche Anklänge an Klopstocks Messias verrät und besonders durch seine Ethik und Lebensphilosophie hervorragt.

---

[1]) Vgl. Paul Bornstein, Eine unbekannte Prosadichtung Friedrich Hebbels in: Nord u. Süd. Bd. 133, S. 9ff.

Hier haben wir bereits die sittliche Grundüberzeugung Hebbels, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet, daß die größte Sünde diejenige ist, die sich gegen die Persönlichkeit des Nächsten wendet. Als höchste Tugend aber erscheint die Harmonie zwischen Neigung und Pflicht und das Herrsein über den Augenblick. Die skeptische Stellung gegenüber der Philosophie beweist aber den noch völlig religiös-christlichen Grundzug des Ganzen.

Erst mit dem Gedicht „Lied der Geister" sind wir plötzlich in eine andere Sphäre versetzt. Hebbel hatte sich unterdessen von Schiller abgewandt und zwar, wie er uns ausführlich im Tagebuch berichtet, unter dem beherrschenden Einfluß Uhlands. Dieser hatte ihm die Überzeugung beigebracht, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Hebbel sah, wie Uhland gerade das, was er bisher für das Höchste gehalten hatte, die Reflexion, verschmähte, und ward durch ihn in die Tiefe der Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hineingeführt. Neben Uhland wirkte hauptsächlich E. T. A. Hoffmann auf Hebbel ein, aber auch Goethes Faust und Werther sind ihm schon bekannt. So sehen wir, wie allmählich an Stelle des christlich-theistischen Weltbilds der Naturpantheismus der Romantiker tritt. Immer mehr versenkt sich Hebbel in das Leben und Weben der Natur und sinnt den Zusammenhängen, die zwischen ihr, dem Menschen und Gott bestehen, nach. Als erstes dichterisches Ergebnis dieses Nachsinnens über das Verhältnis von Mensch und Natur liegt das Gedicht „Lied der Geister" vor. Die Personifikation der vier Elemente und der Preis des ewigen Glückes der Geister im Gegensatz zu der Menschen „wankendem Irrlichtsglück" gehen auf Matthisson zurück, spezifisch Hebbelisch ist dagegen, wie diese Naturgeister in Beziehung zum Menschen gesetzt werden. Sie sind unlöslich verwoben in die menschliche Natur und sind die Erreger ihrer Grundgefühle. Diese Anschauung, wenn wir sie auch mehr als eine dichterische ansehen wollen, verrät doch bereits eine bedenkliche Neigung zum Materialismus und zur Vermischung des Menschen und der Natur. Auf dieser Bahn sehen wir den Dichter weiter schreiten in dem Gedicht „Der Mensch", das jedenfalls identisch ist mit einem von Hebbel als „Naturalismus" bezeichneten. Auch hier ist

ja alles noch in der Schwebe gehalten, aber wir sehen deutlich, welcher Anschauung Hebbel nunmehr mit seinem Herzen zuneigt. Die alte Ansicht, daß der Mensch ein Sonderwesen ist, das über der Natur und im Gegensatz zu ihr steht, wird deutlich abgelöst durch die neue, daß er, wie alle anderen Wesen, derselben Urkraft entstammt, aus der die Blume und der Baum, der Himmel und die Sterne hervorgegangen sind, allerdings als ihr höchstes Meisterstück. Diese neue Ansicht erfüllt aber den Dichter mit dem höchsten Entzücken, denn nun kann er die Natur als seine Schwester begrüßen, in der er sein Abbild sieht. Nun kann er mit ihr und in ihr leben und weben und schließlich beruhigt in ihrem Schoß sich niederlegen, bis sie ihn als Sonne wieder weckt.

Einen weiteren Fortschritt im Ringen um eine neue Weltanschauung bedeutet das erst vor einigen Jahren wieder aufgefundene Märchen „Die einsamen Kinder“. Auch hier finden wir ähnliche Spekulationen über die Elemente und ihre Beziehung zum Menschen wie in dem „Lied der Geister“ und „Der Mensch“. Wilhelm, der eine Held der Erzählung, glaubt in einem dumpfen Traum vor der Geburt zu liegen: „Noch hatten die Elemente Macht über ihn, von denen er genommen war: die Erde, das Feuer, die Luft und das Wasser; auch war er nicht ganz getrennt von der Masse, dem ungeheuren Inbegriff alles Entstehens und Vergehens. Er fühlte an sich das Rauschen des Windes, die Glut der Sonne, das Brausen des Meeres und die geheimen Wesen der Erde; ihn drückte das All, weil er des elektrischen Schlages harrte, der ihn als abgesondertes Wesen davon losreißen sollte. Als „der ewige Pol, um den alle Erscheinungen des Lebens sich in rastlosem Kreislauf bewegen“, erscheint dem jungen Hebbel aber die Schönheit, personifiziert in einer herrlichen Jungfrau. „Er war überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo die Jungfrau sich niederlegen würde zum ewigen Schlaf, Himmel und Erde zusammenstürzen und alles, was lebt, mit ihr zugleich den Tod erleiden müßte. Er selbst aber, glaubte er, würde sterben, sobald er ein Auge von der Herrlichen verwandte.“

Erscheint hier als das allbelebende Prinzip die Schönheit, so in dem Gedichte „Proteus“ die dichterische Phantasie. Während

die ewige Mutter Natur alle anderen Wesen in „steife Formen“ und „starrende Normen“ eingeschlossen hat, ist der Dichter allein kraft seiner schöpferischen Phantasie nicht an diese engen Schranken gebunden, er ist vielmehr, wie Hebbel in einem Brief an Pfarrer Luck vom 16. Oktober 1860 schreibt, „einfach der Proteus, der den Honig aller Daseinsformen einsaugt (allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben), der aber in keiner für immer eingefangen wird“. Mit Recht hat Neumann in seinem schönen Programm „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit“ darauf hingewiesen, daß in diesem Gedicht die Werther- und Fauststimmung des jungen Goethe widerklingt, die Sehnsucht, sich über das beschränkte Menschendasein zu erheben zur Einheit mit dem in der Natur lebendigen Weltgeist.

* *
*

Dithmarschen.

Die Dithmarsische Geschichte, als Geschichte, lebt eigentlich nicht unter dem Volk, auch ist dies nicht wohl möglich, denn mit Ausnahme der großen Schlacht bei Hemmingstedt bietet sie wenig Begebenheiten und gar keine Charactere dar, um die sich als faßliche, in die Augen fallende Mittelpuncte das Übrige herum bewegte. Aber sie lebt als Sage, als unzusammenhängende und oft unverständliche Überlieferung, das Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Lande, gegen mächtige Städte, wie Hamburg und Lübeck gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann. Mit Grausen und tiefem Schauder erfüllte mich, was ich zwischendurch über den Götzendienst der alten Dithmarschen, über die Opferfeier und den blutbespritzten steinernen Altar, der noch zu sehen sein sollte, vernahm,

und alle Angst, aber auch alle Demut und alles Gottvertrauen des jungen Herzens ward aufgeregt, wenn ich an dunklen stürmischen Herbstabenden der furchtbaren Wasserfluten, die so oft den größten Teil des Landes verwüstet, Häuser umgestürzt, Menschen und Tiere erdrückt und die Äcker auf lange unfruchtbar gemacht hatten, von meinen Eltern oder den Nachbaren unter und gegen einander, mit Furcht und oft in zitternder Erwartung des Kommenden erwähnen und sie beschreiben hörte. Elf Jahre ungefähr war ich alt, als eine solche Wasserflut im Februar des Jahres 1825 hereinbrach. (Tageb.: 29. März 1842.)

Ich ahnte, was die Sturmfluten und Deichbrüche, von denen im Herbst so oft gesprochen wurde, weil das Ländchen, als dem Meer abgewonnen, ihnen ausgesetzt war, eigentlich bedeuteten, und schauderte, wenn mein Vater in stürmischen Nächten, durch den Nachtwächter herausgeklopft, mit einem Sack um den Leib und einem Spaten unterm Arm an den Strand eilte, um im Augenblick der Gefahr nach seiner Bürgerpflicht bei der Hand zu sein. Ich hatte die Elemente kennen gelernt.

Wesselburen.

Wesselburen ist an und für sich als der Mittelpunct von elf bis zwölf wohlhabenden Dörfern nach den Verhältnissen des Landes nicht gar zu unansehnlich; es ist der Sitz der Kirchspielvogtei und der Kirchspielschreiberei so wie des aus zwei Predigern bestehenden geistlichen Ministeriums und hält überdies, alljährlich, wie es im Kalender heißt, zwei Pferde-, Vieh- und Kram-Märkte, die fleißig von Käufern und Verkäufern besucht werden. Die Kirche, für den untergeordneten Flecken überraschend, ja ungebührlich groß, liegt etwas erhöht und die Straßen sind in Kreuzes- oder vielmehr Stern-Form um sie herum gebaut, so daß man keine betreten kann, die nicht zum Hause des Herrn führte. Der geräumige Kirchhof aber, der längst nicht mehr zu Begräbnissen benutzt wird, ist zu allen Jahreszeiten belebt, weil sich dort nach uraltem Brauch aus der ganzen Umgegend die Schnitter, Mäher, Drescher, Pflugknechte usw. versammeln, die Arbeit suchen. (Neue H.-Dok., S. 17.)

Der Vater.

Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sclav der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die baare Not geknüpft, außer Stande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas über ihn nicht niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. (Tageb.: 22. Nov. 1838.)

Als mein Vater am Sonnabend, Abends um 6 Uhr, den 11. Nov. 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht' ich krampfhaft: nur noch 8 Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem convulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgend einem ungeheuren Fall, Hülfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, Abends um 6 Uhr, starb er! (Tageb.: 10. Dez. 1836.)

Ich träumte mich neulich ganz und gar in meine ängstliche Kindheit zurück, es war Nichts zu essen da und ich zitterte vor meinem Vater wie einst. (Tageb.: 5. Dez. 1837.)

Die Mutter.

Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigne Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit,

schnell und ohne Weiteres Alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunct aus mit Recht) in mir stets ein misratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm, und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Worts nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich Preis gegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter, wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen, und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte. Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, Du warst eine Märtyrin und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Besserung Deiner Lage immer so viel getan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand! Die Möglichkeit Deines so frühen Todes ist meinem Geist wohl zuweilen ein Gedanke, doch meinem Herzen nie ein Gefühl gewesen; ich hielt mich in Hinsicht Deiner der Zukunft für versichert; ich legte an Deine Zustände meinen Maßstab und tat oft Nichts, weil ich nicht Alles zu tun vermochte. Ich war nicht selten, als ich Dir noch näher war, rauh und hart gegen Dich; ach, das Herz ist zuweilen eben so gut wahnsinnig, wie der Geist, ich wühlte in Deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte, Deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen. Vergib mir das, was Du jetzt in seinem Grunde wahrscheinlich tiefer durchschaust, als ich selbst, und vergib es mir auch, daß ich, verstrickt in die Verworrenheiten meines eigenen Ichs und ungläubig gegen jede Hoffnung, die mir Licht im Innern und einen freien Kreis nach außen verspricht, Deinen Tod nicht beklagen, kaum empfinden kann. Diese Unempfindlichkeit ist mir ein neuer Beweis, daß der eigentliche, der vernichtende Tod die menschliche Natur so wenig als Vorstellung, noch als Gefühl zu

ist; denn alle Möglichkeiten sind in unserm tiefsten Innern vorgebildet und blitzen als Gestalten auf, wenn eine Begebenheit, ein Zufall, an die dunkle Region, wo sie schlummern, streift und rührt. Auch Klagen, auch Tränen werden Dir nicht fehlen, wenn ich einmal wieder ich selbst bin, und ewig wird Dein stilles freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an Dich denke, an Dein unausgesetztes Leiden, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die Deinige leicht dünken; wenn ich mich Deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die Dein Herz dennoch in sanfter Seligkeit auftauen ließen, so werd' ich mich nie freudenleer dünken. So wirst Du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein; Du wirst mir vergeben und ich Dich nimmer, nimmer vergessen! (Tageb.: 18. Sept. 1838.)

Aus der Kindheit.

Vor diesem (dem Prediger) hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich eben so sehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten Blick, als auf seinen Stand und seine uns imponierenden Functionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserem Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinüber sah, was er zuweilen that, hörten wir jedes Mal zu spielen auf und schlichen uns in's Haus zurück. (W. VIII, 81.)

(Mein Vater) sang an den langen Winter-Abenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir mit einstimmten. (W. VIII, 82.)

Sie (Frau Ohl) las fleißig in der Bibel, und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buch kam mir, lange bevor ich selbst darin zu lesen vermogte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Noth die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit erschüttern vermag, und daß er eben darum auch garnicht möglich

oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte. (W. VIII. 88.)

Ich erinnere mich . . ., daß ich dort (in der Schule) von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermuthet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater abhängig glaubt und wo es sie eben so gut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug, bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Theil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schloßenfall verbunden war, die Augen über diesen Punct. Es war ein schwüler Sommer-Nachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren, und alle ihre Creaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unsern Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten, ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloßengeprassel, welches in weniger, als einer Minute, an der Windseite alle Fensterscheiben zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander, Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst die Läden zu schließen, als Nichts mehr zu retten, sondern der bereits herein gebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der ein-

gerissenen Verwirrung nur die egyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar nothdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen, aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend auffkreischte: der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch Alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nöthigte mich, über mich selbst und über Alles, was mich umgab, hinauf zu blicken, und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgeholt, fand ich auch dort den Gräuel der Verwüstung vor, unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren, und stand kahl da, wie im Winter; ja ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort und wenigstens unsre ziemlich weitläuftige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schwein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umher liegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterklebung mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging, und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener Donner und Blitz, Hagel und Sturm hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgethan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz

darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark auf's Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte. (W. VIII. 90—93.)

Bei Nacht gipfelte diese Thätigkeit meiner gährenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurück ließ, daß er eben deshalb sieben Mal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so Manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hinein gesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in Schwindel erregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen; jetzt war ich dem Boden wieder so nah', daß ich den gelben Sand, so wie die kleinen rothen und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich heraus werfen, aber das kostete doch einen Entschluß, und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe, und mir blieb Nichts übrig, als abermals in's Seil zu greifen, um nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinüber nahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte, bis er sich allmählig abschwächte. (W. VIII, 102 f.)

Die nothwendigen ersten Gedächtnißübungen wurden auch schon mit mir angestellt, denn so wie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus auf-

gedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doktor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kinder-Hirn hinüber spatzierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüth keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gährung darin hervor riefen. Denn was thut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abentheuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen, ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein Alles-bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regel de Tri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?“ immer augenblicklich hinter den majestätischen Laconismen Jehovas herscholl, und daß obendrein sein derb-kerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch um den Sieg erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich eben so wenig nachtheilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es not that, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Übrigens genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davon trug, vollkommen, mir zu Hause ein gewisses Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponirte es ungemein, daß ich bald besser wußte, als er selbst, was der wahre Christ Alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Thränen gerührt, als ich ihr das erste Mal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, und sie fühlte sich

so davon erbaut, daß sie mir das Lectoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer, und nicht ohne Selbstgefühl, versah. (W. VIII, 103 f.)

Als ich ein Knabe von 9 oder 10 Jahren war, las ich in einem alten, halb zerrissenen Neuen Testament (ich glaube, die zerrissene Gestalt des Buches gehörte mit zum Eindruck) zum ersten Mal die Leidens-Geschichte Jesu Christi. Ich wurde aufs Tiefste gerührt, und meine Tränen flossen reichlich. Es gehörte seitdem mit zu meinen verstohlenen Wonnen, diese Lectüre in demselben Buch um dieselbe Stunde (gegen die Abend-Dämmerung) zu wiederholen und der Eindruck blieb lange Zeit jenem ersten gleich. Einmal aber bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß mein Gemüt ziemlich ruhig blieb, daß meine Augen sich nicht mit Tränen füllten. Dies drückte mir, wie die größte Sünde, das Herz ab, mir war als stände meine Verstocktheit wenig unter dem Frevel jenes Kriegsknechts, der des Heilands Seite mit seinem Speer durchstach, daß Wasser und Blut floß, ich wußte mich nicht zu trösten, ich weinte, aber ich weinte über mich selbst. Wie nun aber die gesunde Natur sich immer zu helfen weiß — ich schob meines Herzens Härtigkeit auf die Stunde, ich ergab mich der Hoffnung, die alten Gefühle würden in einer andern Stunde schon mit der alten Gewalt sich wieder einstellen, ich war aber — unbewußt — klug genug, keine meiner Stunden wieder auf die Probe zu stellen, ich las die Historie nicht wieder. (Tageb.: 10. Febr. 1838.)

Bis in mein 14 tes Jahr habe ich, obwohl ich Verse machte, keine Ahnung gehabt, daß ich für die Poesie bestimmt sein könnte. Sie stand mir bis dahin als ein Ungeheures vor der Seele, und eher würde ich es meinen körperlichen Kräften zugemutet haben, eine Alp zu erklimmen, als meinen geistigen, mit einem Dichter zu wetteifern, obwohl mich Beides reizte. Ich stand in einem Verhältnis zur Poesie, wie zu meinem Gott, von dem ich wußte, daß ich ihn in mich aufnehmen, aber ihn nicht erreichen könne. Deutlich erinnere mich übrigens noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum ersten Mal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten

Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

„Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal"

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß 10 mal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metall-Adern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf. (Tageb.: 1. Jan. 1836.)

In meinem Geburtsort wurden in der Adventzeit und an den hohen Festtagen der Christenheit Kirchen-Musiken aufgeführt; der Stadtmusikus dirigierte sie, Waldhörner, Hoboen, Posaunen, Pauken ergossen, von den breiten Orgeltönen, die der sehr geschickte Organist in voller Gewalt hervor zu locken verstand, getragen, ihre wunderbaren, fremdartig-feierlichen Klänge durch das dämmernde Oval der Kirche, der Rector, dessen quäkend-piepige Stimme ich damals als eben so zur Sache gehörend betrachtete, wie das Schneidende der Violin-Töne und das Schmelzende der Flöten, sang mit seltsam verzogenem Gesicht eine Arie und die Chorknaben, die ich so lange beneidete, bis ich selbst ihnen beigesellt wurde, schlossen mit einem Choral. Lampen, die mit der Finsternis zu kämpfen schienen, weil ihre matten Flammen zitterten, verbreiteten ein rötliches Licht, das all den wohlbekannten Gesichtern in meinen Augen etwas Überirdisches verlieh und sie hoch über die anderen Menschen, die sich nach und nach hustend und räuspernd unter und neben mir einfanden, hinaushob, jede Bewegung, die sie machten, das Taschentuch, das der Organist zog, die Brille, die der Stadtmusikus aufsetzte, vor Allem aber die Noten-Bücher, wenn sie auf die Pulte gelegt wurden, hatte für mich etwas Religiöses, wenn die Knaben mit einander flüsterten, so war es mir, als ob ich sie vor der Himmelstür Scherz treiben sähe, sogar über den die Bälge tretenden Schuster mit dem ungeheueren Mund konnte ich nicht mehr lachen, wenn er so ernsthaft um die Ecke sah, und an den über dem Orgelwerk schwebend abgebildeten Engeln verwunderte es mich

ordentlich, daß sie ihre Flügel nicht bewegten. Wenn ich mich jener Empfindungen jetzt erinnere, so muß ich sagen: ich schwamm im Element der Poesie, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind, das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollbrachte sich in meinem Gemüt und alle Welten flossen durch einander. Gar abscheulich-nüchtern ward mir hinterher zu Mut, wenn die Lampen ausgelöscht und die Notenpulte weggesetzt wurden, wenn die Musiker sich zurückzogen, wenn ordinäre, verschnupfte Menschen die Orgel füllten und sich mit ihrem Gesangbuch blökend dahin stellten, wo kurz zuvor Hörner und Hoboen im Lampenschein geheimnisvoll geblinkt und geklungen hatten, wenn dann der kleine pausbackige Pastor auf die Kanzel stieg und allein das Wort nahm, und wenn noch obendrein Emilie ausblieb, Emilie mit ihrem blauen Kleide, in die ich von meinem 4ten Jahre an verliebt war! — (Tageb.: 17. Nov. 1843.)

Du ahnst nicht, liebe Elise, wie unendlich gern ich das Weihnachtsfest bei Dir und in Hamburg zubrächte! Gerade dieses Fest wie jeden anderen Tag gleichgültig und ungenossen an sich vorüber gehen zu lassen, ist so schmerzlich. Das hat wohl jedem Kinde, und auch mir etwas gebracht; dann wurde von den blauen Hirsch-Tellern — so genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirsch, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzuzeichnen pflegte, gemalt war — gegessen, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohlgar mit Rosinen oder Pflaumen gefüllt, später ward guter Thee getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Thee nur halb vergnügt sein konnte, bevor das Essen kam, sang der Vater in Gemeinschaft mit mir und meinem Bruder ein geistliches Lied, nachher mußte ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Postille mit den vielen Holzschnitten, die mich so seltsam-fremdartig begrüßten, das Evangelium und eine Predigt vorlesen, darauf erschien der Nachtwächter mit seiner weitdröhnenden Knarre unter dem Fenster, sang einen Vers und erhielt durch mich oder meinen Bruder den schon längst bereit gehaltenen, nicht selten geborgten Schilling, wofür er ein fröhliches Fest anwünschte, die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir fast das ganze Jahr nicht heiter sahen, die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeit, Brot herbei zu schaffen

(lagen doch meistens zwei oder drei köstliche weiße breite Wecken im Schrank!) unterblieben, Scherz und Lachen waren erlaubt und wir Kinder däuchten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage! Ich bin immer sehr traurig, wenn — was besonders im vorigen Jahr geschah — der Weihnacht mir nicht die geringste Freudenblume zuwirft; an wenig andre Feste mach' ich ähnliche Prätensionen, von meinem Geburtstag weiß ich z. B. fast nie, wann er ist. (Tageb.: 17. Nov. 1843.)

Als ich noch ein kleines Kind war, da mußte ich, wenn meine Mutter mir ein reines Hemd anzog, immer dies kleine Gebet dazu sprechen: „Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist" (walte; soll wohl heißen: er sei dabei, leite, lenke p. p., das Gebet ist gewiß sehr alt). Fällt mir heute Abend, als ich vor Müdigkeit im Macbeth zu lesen aufhöre, plötzlich ein. (Tageb.: 13. Febr. 1842.)

2. Hamburg (1835—1836).

Die letzten Jahre in Wesselburen gestalteten sich für den jungen Hebbel immer trüber. Der Kontrast zwischen der niederen sozialen Stellung, in der ihn sein Herr, der Kirchspielvogt Mohr [1]), trotzdem er die hohe geistige Begabung Hebbels erkannte, ruhig beließ, und dem immer mächtiger sich regenden Selbstbewußtsein des angehenden Dichters ward von Tag zu Tag größer. Verschiedene Versuche, sich aus den unerträglich engen Verhältnissen zu befreien, schlugen fehl, bis es endlich der Hamburger Schriftstellerin Amalie Schoppe, deren Interesse Hebbel durch seine Gedichte erregt hatte, gelang, eine Reihe von Persönlichkeiten für ihn zu interessieren. Mit deren Hilfe ward es dem zweiundzwanzigjährigen Dichter ermöglicht, nach Hamburg zu kommen und sich dort die nötigen Kenntnisse zum späteren Besuch der Universität zu erwerben.

Die Übersiedlung aus dem engen Wesselburen in die große und reiche Handelsstadt Hamburg hatte zunächst die günstigsten Wirkungen auf das Geistesleben Hebbels. „Es ist ein Gemein-

[1]) Vgl. Karl Reuschel, Kirchspielvogt Mohr in: Grenzboten Bd. 72 II. S. 103—111. Berlin 1913.

platz," schreibt er an seinen Jugendfreund Jakob Franz, „daß der Mensch in einer großen Stadt erst zu leben anfängt, aber es ist wahr: mir hat es außerordentlich wohl getan, daß ich hierher gekommen bin, ich habe zum ersten Mal mich selbst und mein Verhältnis zur Welt begreifen gelernt." „Von meiner beständigen Aufgelegtheit machst du dir keinen Begriff, ich komme mir jetzt eben so vor, wie der Frühling, der mich rings umgibt, Alles grünt und blüht in mir." (Sämtl. Werke hsg. v. Bornstein II, 153.) Von ganz besonderer Bedeutung ward für Hebbel die Aufnahme in den sog. „Wissenschaftlichen Verein von 1817", der einst infolge der Begeisterung der Befreiungskriege von Primanern des „Johanneums" gegründet worden war und es sich zum Ziel setzte, seine Mitglieder in den verschiedensten Zweigen der Kunst und Wissenschaft durch freie Vorträge und schriftlich ausgearbeitete Aufsätze weiter zu bilden. Dieser Verein, dessen Praeses Gravenhorst, „ein junger, sehr tüchtiger und geistreicher Gymnasiast", zugleich Hebbels Lateinlehrer war, gab Hebbel eine „innere Bewegung", die nach seinen eigenen Worten „von unendlichen Folgen" für ihn war. „Die Arbeiten, die ich für den Verein machen muß, bilden meine Erholung und verbreiten sich über alle mir bekannten Seiten von Kunst und Wissenschaft" (ebda II, 152). Hier entwickelte der junge Hebbel zum ersten Mal ausführlich seine Theorie der Kunst und hob im Gegensatz zu seinem ganzen Freundeskreis, der den Dichter von „Leyer und Schwert" aufs Höchste verehrte, den beinahe vergessenen Heinrich von Kleist auf den Schild, für die damalige Zeit eine Tat, die beweist, daß „der Genius niemals Knecht seines Zeitalters sein kann". Hier war ihm aber weiter willkommene Gelegenheit geboten, sich über die letzten Fragen von Religion und Weltanschauung auszusprechen und seine Anschauungen in der Auseinandersetzung mit denjenigen seiner jungen Freunde zu festigen und zu klären.

Wir sahen, wie Hebbel bereits in Wesselburen sich der christlichen Weltanschauung immer mehr entfremdete. Auf dieser Bahn sehen wir ihn entschlossen weiter schreiten. So spottet er über den Glauben an den „Messias", treibt, vielleicht angeregt durch das damals gerade erschienene „Leben Jesu" von Strauß, Bibelkritik,

bekämpft die heteronome Moral Christi und überläßt den Glauben an den jüngsten Tag, der seine Phantasie einst so lebhaft erregt hatte, den „Großmüttern“! Vor allem aber wendet er sich gegen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Schon in seiner Kritik des Schwabe'schen Aufsatzes „Über die Geisteskräfte der Tiere“, die bereits die tiefe Liebe Hebbels zu den Tieren erkennen läßt, spricht Hebbel Zweifel an der Unsterblichkeit unseres Wesens aus. Den Hauptanstoß zur Auseinandersetzung mit dieser Frage scheint aber Hebbel ein am 7. Juli gehaltener Vortrag seines Lehrers Gravenhorst „Mein Glaubensbekenntnis. — In Briefen an eine Dame“ gegeben zu haben. Leider ist Hebbels Kritik dieses Vortrags verloren. Hier hörte Hebbel zuerst das System des Pantheismus als des „juste milieu“ zwischen Deismus und Atheismus kurz entwickelt. (Bornstein, II, S. 340.) Gegen Gravenhorst opponierte vom religiösen Standpunkt aus Bielenberg, dessen Aufsatz „Über Unsterblichkeit“ Hebbel vom 28. Juli bis 4. August 1835 zur Besprechung vorlag. Aus der ausführlichen Kritik Hebbels, die uns zum Glück erhalten ist, können wir sowohl Bielenbergs wie Hebbels Ansichten über diese Frage aufs Deutlichste erkennen. Bielenberg hatte als ersten Grund, der uns zum Glauben an die Unsterblichkeit berechtigen soll, den Erfahrungsbeweis geltend gemacht, daß fast alle Völker an die Unsterblichkeit geglaubt haben. Hebbel will diesen Umstand gewiß nicht gering anschlagen, aber er erklärt ihn sehr einfach psychologisch aus der Tatsache, daß der Mensch immer so lange an der Unwandelbarkeit des Zustandes, in welchem er sich eben befindet, glaubt, bis er wirklich herausgerissen wird. Als zweiten Grund für den Glauben an die Unsterblichkeit führte Bielenberg den scharfen Gegensatz von Seele und Körper und ihre gänzliche Unabhängigkeit von einander an. Auch Hebbel hatte in seinen Jugendgedichten auf diesem Standpunkt gestanden. Er hatte den Körper als den Kerker des Geistes betrachtet und den Tod als die Erlösung der Seele aus den Banden des Fleisches gepriesen. Jetzt aber erheben sich ihm Zweifel an dieser Ansicht. Warum, so fragt er, wendet sich der Geist, wenn er wirklich in gar keinem engeren Zusammenhang mit dem Körper steht, nicht in höherem Grade der ihn allenthalben umgebenden Gottheit, von der er doch

ausgeht und zu welcher er zurückkehrt, zu? Dabei schreckt Hebbel doch wieder vor der letzten Konsequenz, der Vergänglichkeit der Seele, zurück und glaubt, daß diese selbst dann noch nicht bewiesen sei, wenn die Seele auch nichts anderes sei, als ein Ausfluß des Körpers. Sie könnte ja „als Sublimat einer materiellen Kraftmasse“ als Ganzes sehr wohl weiter bestehen! Gegen den dritten, rein theologischen Grund, die Gerechtigkeit Gottes, will Hebbel nicht opponieren, da er sich dazu nicht berufen glaubt. Dagegen widerlegt er noch kurz und schlagend die beiden letzten Gründe Bielenbergs. Zunächst soll die Seele unsterblich sein, weil nichts in der Natur vergeht. Nun hatte aber doch Bielenberg kurz vorher die gänzliche Unabhängigkeit von Leib und Seele behauptet. Wie konnte er da jetzt aus dem Schicksal des Körpers einen bündigen Schluß auf dasjenige der Seele ziehen? Endlich hatte Bielenberg behauptet, daß sich der Unterschied zwischen zwei Augenblicken nicht denken lasse. Dem hält Hebbel mit Recht entgegen, daß es ganz gleichgültig sei, ob wir die Grenze zwischen zwei Augenblicken bestimmen können. Vor allem aber sei der Begriff der Zeit der willkürlichste von allen und deshalb könne auf ihn nie ein Beweis gestützt werden.

Diese Ideen führt Hebbel nun weiter in den Tagebüchern aus, die, kurz nach seiner Ankunft in Hamburg begonnen und bis zu seinem Tode fortgesetzt, neben den Briefen und Werken Hebbels die wichtigste Quelle für die Darstellung seiner Welt- und Lebensanschauung sind. Hier führt er weitere Beweise für seine Anschauung von dem engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele an. (T. I, 76, 83.) Ferner schließt er rein empirisch aus der Tatsache, daß uns das absolute Gefühl der Unsterblichkeit fehlt, daß wir nicht unsterblich sind. Ebenso ist dieser Mangel aber auch der Hauptbeweis gegen das Dasein Gottes. Ja, sogar das Christentum, welches sagt: „Glaubet, so werdet ihr selig werden!“, gibt damit zu, daß wir den absoluten Begriff von Gott und Unsterblichkeit nicht haben. Auch die Offenbarung Gottes in der Bibel kann schon aus dem christlichen Gottesbegriff selbst widerlegt werden. Dagegen hat sich Gott auf eine allen Menschen verständliche Weise in der Natur ausgesprochen. Auch kann von einem Gott, der spricht, nicht die Rede sein, denn die Sprache ist nur ein Hilfsmittel, um

die Begriffe zu läutern und zu klären, Gott aber besitzt absolute Begriffe.

So sehen wir also Hebbel in vollem, ausgesprochenem Gegensatz zur christlichen Welt- und Lebensanschauung: Der christliche Gottes- und Offenbarungsbegriff ist gefallen, die christliche Moral mit ihrem Lohn- und Strafsystem erscheint als heteronom und der Glaube an die Unsterblichkeit ist aufs Stärkste erschüttert. Mit Recht konnte Hebbel schon am 2. August an einen Freund schreiben: „Du wirst Dich wundern, wenn Du hörst, wie ungeheuer meine Ansichten sich verändert haben." Was hatte Hebbel nun aber an die Stelle der christlichen Weltanschauung zu setzen? Die Tagebuchstellen I, 75 und 84 geben uns eine Antwort darauf. Danach sind Gott und Welt identisch. Gott erscheint als der Inbegriff aller physischen und psychischen Kräfte. Aus dem physischen Bestandteil seines Wesens geht die Natur, aus dem psychischen die Geisterwelt hervor. Zwischen der äußeren und inneren Natur herrscht aber völlige Übereinstimmung, die Gedanken sind Körper der Geisterwelt! Damit bekennt sich Hebbel offen zum Pantheismus. Hatte er anfangs den Menschen als ein der Natur übergeordnetes und entgegengesetztes Wesen gepriesen, so sahen wir, wie er ihn infolge materialistischer Ansichten immer mehr als reines Produkt der Natur auffaßte. Der Identifikation von Mensch und Natur ließ er nun auch diejenige von Gott und Natur folgen und von dieser pantheistischen Überzeugung aus betrachtete er hinfort Gott, Welt und Menschenleben.

Die soeben geschilderten Wandlungen in der Welt- und Lebensanschauung Hebbels spiegeln sich nun auch in den Dichtungen der ersten Hamburger Zeit wieder. Einige Gedichte weisen noch deutlich auf die Wesselburener Zeit zurück. So verrät „Der alten Götter Abendmahl" Hebbels Beschäftigung mit der altgermanischen Mythologie, die er auf Anraten der Schoppe bereits in Wesselburen eifrig studiert hatte. Das Gedicht „Offenbarung" behandelt ein Lieblingsthema Hebbels, das er ganz besonders schön in „Süße Täuschung" durchgeführt hatte. „Auf ein schlummerndes Kind" ist eine poetische Darstellung des Gedankens der Seelenwanderung. Auch „Gott über der Welt" steht noch am Anfang der Hamburger

Zeit, vor seiner Bekehrung zum Pantheismus, denn Gott und Natur stehen sich hier noch gegenüber. Erschien die Natur in dem Gedicht „Der Mensch“ als die Schwester des Menschen, so ist sie nunmehr die Schwester Gottes. Im Uranfang aufs Innigste mit Gott verbunden und in diesem Zustand voll der tiefsten Gotteserkenntnis, schafft sie „in träumerischer Lust“ nach einem Gott wohl bekannten Plan aus sich heraus die Welt mit ihren Sonnen, Erden und lebenden Wesen, die nun wie ein verhüllender Schleier zwischen ihr und Gott stehen, aber doch von ihrer Liebe zu Gott überfließen. Am Ende der Tage aber zieht sie auf einen Ruf Gottes mit einem großen Atemzuge alle ihre Geschöpfe wieder in sich hinein. Wir finden hier also noch einen eigentümlichen Dualismus zwischen deistischer und materialistischer Betrachtungsweise, wie er besonders den Jugendgedichten Schillers eigen ist, freilich mit viel stärkerer Hinneigung zum Materialismus, denn „die Wesen“, unter denen doch wohl auch der Mensch zu verstehen ist, werden bereits gänzlich zur Natur gerechnet, der Mensch wird charakteristischer Weise gar nicht mehr besonders genannt. Gott erscheint zwar nicht mehr als der Schöpfer der Welt, aber er steht doch immer noch über ihr und schaut auf sie herab.

Mit den Gedichten „Horn und Flöte“, „Bei einem Gewitter“ und „Rosenleben“ verkündet Hebbel dagegen sein neues pantheistisches Evangelium. Die Natur, und zwar nicht nur die organische, sondern auch die anorganische, erscheint in dem ersten Gedicht „als ein im Innersten mit seelischem und geistigem Leben begabter Organismus“. (Zincke, S. 124.) Das ursprünglich taube Erz der Berge, zu einem Horn verarbeitet, verkündet die Geheimnisse der Tiefe. Die aus dem Holz des Sandelbaums geschnitzte Flöte ruft mit ihrem Klang den ganzen Zauber ihrer Heimat hervor.

Der Wandel in Hebbels Weltanschauung wird besonders klar, wenn man das zweite Gedicht „Bei einem Gewitter“ mit dem in Wesselburen entstandenen „Gott“ vergleicht. Dort offenbarte sich dem Dichter in Sturm und Gewitter die Allmacht des überweltlichen Gottes des Christentums. Hier ist von keinem Gott mehr die Rede, sondern nur von der überflutenden Natur, die ihren alten Spuren kühn enteilt. Ja, sie erscheint so herrlich und gewaltig, daß der

gewöhnliche Mensch, der sie für tot hält, während sie doch das eigentlich Lebendige und Große ist, sich stumpf und dumpf vor ihr verkriechen muß, während der Dichter den Elementen gleich sein möchte, um, wie die Wolken im Blitz, mit einem Mal seine Kraft und seinen Mut verspritzen zu können, um dann ewig im Naturall aufzugehen.

Dieselbe Sehnsucht nach dem Aufgehen im Naturall atmet das Gedicht „Rosenleben". Dasselbe Streben nach höchster Kraftentfaltung lebt in der Rose, wie in dem Menschen. Während diese aber schon in ihrer Blüte den Samen birgt, in dem sie ein anderes Auferstehen in den zahllosen Keimen der Gattung feiert, muß der Mensch erst durch den Tod zum Naturall zurückkehren, um dann in tausend Atomen eine endlose Auferstehung zu feiern. „Das Gedicht enthält ein lautes Bekenntnis des pantheistischen Unsterblichkeitsglaubens". (Zincke, Fr. Hebbels philosophische Jugendlyrik, S. 126.)

* * *

Kritische Arbeiten für den „Wissenschaftlichen Verein von 1817".

Kritik über „Der Stein der Weisen" von Ahlers.

Über den Messias habe ich seit der Zeit, daß ich Luthers Katechismus verstehe, zu viele Gedanken gehabt, um nicht längst zu wissen, daß bei diesem das Gold noch weit mehr zu den fabelhaften Dingen gehört, als bei dem Stein der Weisen.

Kritik zu dem Aufsatz „Rettung des Judas Ischariot" von Vortmann.

Es ist gewiß immer so verdienstlich als förderlich, Ehrenrettungen historisch-merkwürdiger Personen vorzunehmen. Weil dies sich aber so ziemlich von selbst versteht, so hätte der Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes die Einleitung desselben vielleicht um ein bedeutendes kürzen können; er hätte dies um so eher tun sollen, als ohnehin von Thematen dieser Art, ihrer Verdienstlichkeit ungeachtet, eine langweilende Erörterung unzertrennlich ist.

Von den hier vorgestellten Gründen scheint mir nur der letzte die Anführung zu verdienen, da unser Herr und Heiland schwerlich tolerant genug gewesen sein würde, einen Menschen, dem er die Kasse hatte nehmen müssen, auf die Hoffnung des Besserwerdens hin und bei der Gefahr durch seinen aus der Art

geschlagenen Jünger, der bei dem Mangel an Gelegenheit im Familienkreise sich sehr leicht an fremdem Gute vergreifen konnte, in den Verdacht der Diebshehlerei zu geraten, unter der Zahl seiner vertrautesten Freunde zu behalten.

(Es ist richtig, daß die Bibel ebenso) gut, wie die Werke manches sogenannten profanen Schriftstellers auf mannigfache Weise im Grundtext verändert und vermehrt sein mag; doch möchte ich mit dem Verf. nicht annehmen, daß dieses auch mit den Worten: „weil er ein Dieb war" geschehen sei. Abgesehen davon, daß jene Veränderungen den historischen Teil der Bibel gewiß weit weniger, als den dogmatischen getroffen haben, wüßte ich durchaus nicht, aus welchem Grunde ein späterer Abschreiber oder Kommentator des neuen Testaments jenes Einschiebsel gemacht haben sollte. Es hätte denn schon deswegen geschehen sollen, weil man Judas' Tat nicht ohne die schmutzigste aller Leidenschaften begreiflich fand und für nötig hielt, ausdrücklich hinzuzufügen oder zu lügen, daß er mit ihr behaftet gewesen sei; allein diese Annahme setzt mehr kritischen Scharfsinn und mehr Wahrheitsliebe voraus, als man von einem Zeitalter erwarten kann, welches gewohnt war, alles dasjenige, dessen der heilige Geist sich hätte schämen müssen, dem Teufel in die Schuh zu schütten. Im übrigen, scheint mir, können jene Worte auch sehr gut von (dem Evangelisten selbst später hinzugefügt worden sein und) ich finde darin, daß gerade Johannes es ist, der sie ausspricht, eine Stütze für meine Meinung. Ihn hatte der verratene Jesus am meisten geliebt, er hatte am meisten verloren, er mußte den Verräter am meisten hassen; er war daher am meisten der Gefahr ausgesetzt, ungerecht gegen ihn zu sein, und es ist wohl nicht eben ein großes Wunder, daß wir ihn auf einer Menschlichkeit ertappen.

Kritik zu dem Aufsatz: „Über die Geisteskräfte der Tiere" von Schwabe.

Der Verfasser hat in seinem gegenwärtigen Aufsatz eine recht fleißige Arbeit geliefert; doch hätte ich wohl mögen, daß er das auf der 2ten Seite über die Geisteskräfte der Tiere ausgesprochene Urteil weniger bestimmt ausgesprochen hätte, wenn ich gleich weit

entfernt bin, es geradezu zu bestreiten. Ich denke, man kann bei Entwickelung von Grundbegriffen dieser Art nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, da die Folgerungen, die daraus gezogen werden, unendlich sind. Wenn man z. B. annimmt, daß das Tier durchaus an die Gegenwart gebunden und ganz und gar unfähig ist, in diejenige Welt, die wir die geistige nennen, einen Blick zu tun, so muß man dieses schon mit dem Verfasser einzig und allein aus dem Mangel der Sprache, die dem Tiere fehlt, schließen, da es uns schwer fallen dürfte, nachzuweisen, daß gerade alles, was es tut, ohne Unterschied auf Befriedigung seiner uns bekannten Bedürfnisse gerichtet sei; wieviel jenem Schluß aber zur völligen Sicherheit gebricht, bedarf nicht der Erwähnung. Höhere Geisteskräfte ohne ein ihnen entsprechendes körperliches Medium der Mitteilung sind gewiß denkbar; unsere Sprache deutet eher auf einen Mangel unseres Ichs, als auf einen Vorzug desselben hin, indem sie uns nur als ein Mittel der Erweiterung und Läuterung unserer Ideen (deren immerwährende Modifikationen ohne festen Grund und Boden uns etwas weniger Vertrauen auf den Gehalt und namentlich auf die Unsterblichkeit unseres Wesens einflößen sollten) durch Besprechung mit unsersgleichen gegeben ist. Hätten wir absolute Begriffe, so würde sie uns sehr entbehrlich, folglich von der haushälterischen Natur nicht gegeben worden sein, und ich sehe nicht ab, warum das Tier diese nicht sollte haben können. Auch könnte das Tier ein solches Medium, wie wir an ihm zu vermissen glauben, immerhin besitzen, und die Wahrnehmung desselben nur außerhalb unseres Kreises liegen. Unsere gerühmte Herrschaft über das Tier liefe dann darauf hinaus, daß wir für seine irdische Existenz das wären, was Stürme und Wasserfluten für uns sind. Jedenfalls können wir über dasselbe nur dies mit Bestimmtheit wissen, daß es nicht auf gleicher Stufe mit uns steht; ob ihm aber eine höhere oder eine geringere angewiesen ist, lassen wir, denk' ich, unentschieden.

Kritik zu Vogts Aufsatz: Was treibt den Menschen zu jeder Handlung an?

(Der Verfasser) sagt uns in wenig Worten, daß der moralische Wert einer Handlung von dem Umstande abhänge, ob sie aus

geistigem oder sinnlichem Egoismus entspringe. Ich erlaube mir, hierin nicht seiner Meinung zu sein. Nach dem zwischen dem feinern und gröbern Egoismus bestehenden Unterschiede könnte sich höchstens — wenn wir unseren Großmüttern noch einmal ein Kompliment machen und den jüngsten Tag als etwas mögliches betrachten wollen — der Strafkodex des Herrn richten; der reinen Moral aber fällt nur dasjenige Gute anheim, was unbedingt um seiner selbst willen geschieht, also dasjenige, was nicht existiert, und die Handlung des feinern Egoismus kann ihr nur näher stehen, als die des gröbern. Der Verfasser kann mir nicht einwerfen, daß es solchem nach überall nichts rein Moralisches gibt; denn wenn es seine Absicht war, jenes größere oder geringere Annähern an die Moral zu bezeichnen, so hätte er sich darüber erklären müssen.

Kritik zu Bielenbergs Aufsatz über Unsterblichkeit.

Der Verfasser führt als Gründe, die uns zum Glauben an Unsterblichkeit berechtigen sollen, an:

1. die Erfahrung, daß fast alle Völker an die Unsterblichkeit geglaubt haben. Wenn ich zu beweisen suche, daß dieser Umstand nichts beweist, so kann meine Kritik den Verfasser selbst nicht treffen; denn der besagte Quasi-Grund gehört zu denjenigen, die wenigstens ihre eigene Unsterblichkeit längst dartaten. Abgesehen nun davon, daß in philosophischen Angelegenheiten die Erfahrungsbeweise wohl nie zu gering angeschlagen werden können, ist jener Umstand meines Bedünkens überhaupt sehr leicht psychologisch zu erklären. Es ist nämlich eine Eigenheit des Menschen, an die Unwandelbarkeit des Zustandes, in welchem er sich eben befindet, immer so lange zu glauben und den entgegengesetzten bloß in der Phantasie für möglich zu halten, bis er wirklich herausgerissen wird; hieraus entspringen im Glück z. B. die Gefühle der Sicherheit und des Übermutes, im Unglück aber Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit pp. Sowie nun der Glückliche niemals glaubt, daß das Unglück, welches doch bei so manchem seiner Mitmenschen anklopft, auch zu ihm kommen werde, so glaubt auch der Mensch nicht, obgleich er so manche reiche Welt neben sich vergehen sieht, daß dies

gemeinsame Los auch ihn betreffen könne. Er sieht zwar, daß viele seiner Mitbrüder zu Grabe getragen werden, aber er fühlt eine gewisse Zwitterhaftigkeit seines Wesens, und statt an die Pflanze zu denken, die sich wie er halb zur Sonne wendet und halb zur Erde, baut er auf die verschiedenartige Richtung eine Verschiedenartigkeit der Kräfte. Wenn er dann den sogenannten einen Teil aufgelöst sieht, so hält er sich überzeugt, daß der andere, den er klug genug gewesen ist, unsichtbar zu nennen, um ihn wenigstens niemals sterben zu sehen, sich beizeiten aus dem Rauch gemacht hat.

2. weil die Seele vom Körper getrennt und unabhängig sei. Wir sollen dies auf das Wort des Verfassers annehmen, und ich bin ihm sehr dankbar dafür, daß er mich durch seine zuvorkommende Versicherung jeder näheren Untersuchung überhebt. Ich will mich über die Sache selbst auch wirklich nicht näher äußern, obwohl ich aufmerksam darauf machen möchte, daß, wenn die Seele wirklich nur durch Zufall in den unwirtlichen Körper verschlagen sein sollte, sie bei der geringen Anziehungskraft der sie einschließenden, ihrem Wesen direkt widerstrebenden und entgegengesetzen materiellen Massen sich der sie allenthalben als Gottheit umgebenden, nicht durch Raum und Zeit, also auch durch den Körper nicht gefesselten, rein geistigen Kraft, von welcher sie ausgeht, und zu welcher sie zurückkehrt, weit mehr zuwenden müßte, als bis dato geschieht; ich will nur darauf hindeuten, daß die Vergänglichkeit der Seele, wenn man sie auch als einen Ausfluß des Körpers, der nicht unabhängig für sich besteht, betrachten wollte, dennoch noch nicht sogleich bewiesen wäre. Gerade die Seele könnte der Todeskeim des Körpers sein und indem sie alles Leben desselben in sich konzentriert, ihn zur ausgeglühten Muschel machen; warum aber das Sublimat einer materiellen Kraftmasse nicht als Ganzes sollte fortbestehen können, warum es eben wie der Stoff, aus dem es hervorgegangen ist, sollte zerfallen müssen, sehe ich wenigstens nicht ein, denn dieses Sublimat besteht nicht aus Teilen, sondern ist als eine Kraft wirklich ein Ganzes.

3. weil Gott gerecht sei. Diesen Grund darf ich nicht wider-

legen; denn ich will mich wohl hüten, den Katechismus anzufechten, da ich mich nicht berufen fühle, einen neuen zu schreiben.

4. weil nichts in der Natur vergehe, und weil sich der Unterschied zwischen zwei Augenblicken nicht denken lasse.

Was nun den ersten Grund anlangt, so hat der Verf. wohl seinem eigenen Soldaten den Kopf abgeschlagen, indem er zuerst darzutun sucht, daß Körper und Seele voneinander unabhängig sind, dann aber aus dem endlichen Schicksal des Körpers auf das Schicksal der Seele schließen will (130—135). Was den letzten Grund betrifft, so gebe ich ihm zu bedenken, daß es ja überhaupt sehr gleichgültig sein kann, ob wir die Grenze zwischen zwei Augenblicken bestimmen können, wenn nur eine da ist; dann aber mache ich ihn aufmerksam darauf, daß der willkürlichste unter allen der Begriff der Zeit sein dürfte, und daß also auf diesen, der für das Unbegreifliche einen wohl ebenso unbegreiflichen Maßstab abgeben soll, nie ein Beweis gestützt werden kann. Zeit ist für das Einzelne als abgeschlossen Gedachte, Ewigkeit für das Ganze vorhanden, sonst widersprächen sich beide Begriffe.

Übrigens fühle ich mich bewogen hinzuzufügen, daß ich den vorliegenden Aufsatz mit Vergnügen gelesen und näher analysiert habe; er unterscheidet sich sehr vorteilhaft vor vielen, in der letzten Zeit im Verein vorgekommenen. K. F. Hebbel.

3. Heidelberg (Sommer 1836).

Die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse waren zunächst von dem günstigsten Einfluß auf das Geistesleben Hebbels gewesen. Gar bald mußte er aber bittere Erfahrungen machen, die ihm den Aufenthalt in Hamburg immer mehr verleideten. Zunächst verletzte seinen auf berechtigtem Selbstgefühl beruhenden Stolz das Verhältnis zu seinen Wohltätern, die ihm die Gnade ihres Freitischs gewährten, ohne sich um seine Persönlichkeit zu kümmern. Das größte Interesse brachte ihm noch die Doktorin Schoppe entgegen, aber auch sie behandelte ihn mehr wie einen Knaben, den man gängeln muß, als einen Menschen, der sich in ernster Geistesarbeit bereits eine mannigfache Bildung und eine bestimmte Weltanschauung an-

geeignet hatte. Dagegen fand er gar kein Verständnis bei dem Pastor Dr. Schmalz in Altona, der die für Hebbel zusammengekommenen Gelder verwaltete. Wiederum also, wie in Wesselburen, verstand es der Vertreter der christlichen Kirche nicht, in der Seele des jungen Dichters zu lesen und sie für die christlichen Ideale zu gewinnen! Dazu kam, daß die mit Eifer begonnenen Studien, besonders der alten Sprachen, nur sehr langsam fortschritten, da es Hebbel die größte Mühe verursachte, den hohen Flug seiner Gedanken auf die mechanische Einprägung grammatikalischer Formeln und Regeln zu richten. Nur ein Wesen vermochte ihn noch eine Zeit lang an Hamburg zu fesseln, Elise Lensing, bei deren Eltern er kurze Zeit gewohnt hatte und die ihm sogleich mit herzlicher Güte entgegengekommen war. Bei ihr, die zwar nicht „die Erste in Schönheit und Jugend war“ — sie war neun Jahre älter als Hebbel! —, aber an Welterfahrenheit und gesellschaftlicher Gewandtheit ihm weit überlegen, fand Hebbel ein liebevolles Verständnis für sein Wesen. Während er bei allen anderen scheu den innersten Kern seiner Persönlichkeit verbarg, konnte er sich bei Elise ganz geben, wie er war. Das Tragische dieses Verhältnisses bestand aber von Anfang an darin, daß Hebbel diesem sich für ihn aufopfernden Wesen keine Gegenliebe schenken konnte und doch sich in seiner traurigen Lage unendlich zu ihm hingezogen fühlte. So barg auch dieser Freundschaftsbund, der ihm allein das Leben in Hamburg noch erträglich machte, die Keime zu den schwersten Konflikten in sich!

Unterdessen war das Frühjahr 1836 herangekommen, und Hebbels Lateinlehrer Gravenhorst rüstete zum Besuch der Universität Heidelberg. Weil dieser ihm zur Fortführung seiner Sprachstudien noch unbedingt nötig war, vor allem aber wegen der unerquicklichen Verhältnisse, die seinen aufwärts strebenden Geist wiederum wie in Wesselburen einzuengen drohten, beschloß Hebbel, ihm nach Heidelberg zu folgen. Zwar machten Pastor Schmalz und Dr. Krafft vom Johanneum noch Schwierigkeiten wegen der noch nicht erlangten Reife, aber Hebbel berief sich auf die Rechte seiner Individualität, „daß man in gewissen Dingen den Menschen gewähren lassen und der Zukunft das Urteil über ihn anheimstellen muß. Es ist mir das tiefste

Bedürfnis, eine andere geistige Beschäftigung, als die mit Vocabeln, zu erhalten und ich glaube nicht, daß dieser Umstand eben gegen meine Tüchtigkeit spricht." (Sämtl. Werke herausg. v. Bornstein II, 183.)

So verließ Hebbel Ende März 1836 mit drei Freunden Hamburg und wanderte nach Heidelberg, wo er am 3. April eintraf. Unvergeßlich blieb ihm der Anblick des Heiligenbergs, der dunkel und ernsthaft ins Fenster seines Wirtshauses ragte, und der Spaziergang am Neckar, wo er die ersten Felsen sah. Die Stadt, die imposante Schloßruine und die herrliche Umgebung zogen ihn mächtig an. Überhaupt gewann Hebbel hier ein immer tieferes Verständnis der Natur, deren Herrlichkeiten er eine steigende Bereicherung seines Innenlebens verdankte. In den Tagebüchern und Briefen sucht er die Eindrücke, die er aus der Natur empfing, festzuhalten. Er besteigt den Königstuhl, um den Sonnenaufgang zu sehen, und betrachtet mit Entzücken in Schwetzingen den Sonnenuntergang. Er beschreibt die verschiedene Färbung des Himmels und der Wolken und lauscht dem wunderbaren Rauschen des Flusses. Der stille Zauber der Mondnacht, wie das Wüten der Elemente im Gewitter durchbebt die Seele des Dichters mtt gleicher Wonne. Durch Hören eines physikalischen Kollegs und durch Lektüre von Humboldts „Ansichten der Natur" sucht er diese Eindrücke noch zu vertiefen. Vor allem aber läßt ihn das ernste Studium Goethes und Shakespeares tiefe Blicke in das Leben der Natur und ihre Widerspiegelung im Herzen des Dichters tun.

In Heidelberg sah Hebbel auch zum ersten Mal eine Gemäldegalerie und sofort beschließt er, wie die Natur, so auch die Werke der bildenden Kunst zu studieren.

Daneben machte ihm sein eigentliches juristisches Studium, von dem ihn nur die praktische Seite anzog, wenig Freude. „Über die Jahre, worin man sich mit Vergnügen von der Welt absondert, und, statt in's allgemeine Meer zu verfließen, lieber als seichtes, elendes Bächlein dahinschleicht", war Hebbel hinaus. Er war „zu alt und zu ernst", und die Schatten seiner freudlosen Jugend lagen zu schwer auf ihm, um sich unbefangen einem frohen Studentenleben hingeben zu können. Immer mehr ward er sich bewußt, daß seine eigentliche Stärke nur in seinem Dichtertalent beschlossen

sei. Da er aber unfähig war, bloße „Marktware“ zu liefern, so half ihm auch dieses Talent nicht, seine äußerst bedrängte pekuniäre Lage zu verbessern. Dazu kam noch der Gedanke an seine Mutter und seinen Bruder, die zu Hause in den dürftigsten Verhältnissen schmachteten.

Zu allen diesen äußeren Schwierigkeiten kamen die furchtbaren Kämpfe, die im Innern des Dichters tobten und ihm oft genug den Gedanken an Selbstmord nahelegten. „Ich bin kein Narr und schweige über Wunden, bis sie geheilt sind oder mich getötet haben; aber ich habe finstere Stunden, Stunden, worin ich mir kaum die Fähigkeit zutraue, eine Feder zu schneiden. Ich glaube, dies würde anders sein, wenn ich nie ein Gedicht geschrieben hätte, und doch habe ich vielleicht Unrecht, auf mein poetisches Talent zu zürnen.“ Die Wissenschaften vermögen diesen Feuergeist nicht zu befriedigen, der „schon zu tief in das Nichts aller menschlichen Bestrebungen geblickt hatte“. Sie „verlangen vielfach einen Karrenschieber, das kann der Mensch aber nur in demjenigen Alter sein, wo er noch Nichts ist“. Er hat ja allen Respekt vor ihnen und vor dem Fleiß, der auf sie verwandt werden muß, aber „es ist die Art des Vogels zu fliegen, und er wird sich schwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen, wenn dieser gleich jeden Abend eine volle Krippe findet“. So tritt immer mehr die Kunst in den Mittelpunkt seines Strebens. Aber auch hier gilt es, sich erst die technischen Vorkenntnisse zu erwerben und sich eine möglichst vielseitige Bildung anzueignen. Im Vordergrund seines Interesses stehen die Werke Goethes und Shakespeares, auch Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“ studiert er eifrig. Daneben beschäftigen ihn aber weiter die Fragen der Religion und Weltanschauung. Besonders zieht ihn der Katholizismus an, dessen Wesen und Lehren er sich durch Anschauung und Lektüre klar zu machen sucht. Bei dem prunkvollen Fronleichnamsfest tritt ihm plötzlich die Gestalt des Jesus von Nazaret vor die Seele. Aus gramgebeugtem Herzen ringt sich ihm der Wunsch los nach Gemeinschaft mit allen denen, die im Glauben an ihren Erlöser Jesus Christus einer fröhlichen Auferstehung entgegenschlafen. Aber sein prinzipieller Gegensatz gegen das Christentum dauert fort. Er hält es für ein

Unglück, daß diese Religion aus dem Osten zu uns gekommen ist, die durch übertriebene Askese den Menschen zu Grunde richtet, ein Vorwurf, der nicht das Christentum Christi, sondern das später im Zusammenhang mit heidnischer Religiosität in der Kirche aufgekommene Mönchtum trifft. Auch die Bestrebungen der Philosophie finden einen strengen Kritiker in Hebbel. Sein Freund Rousseau, der ihm als leidenschaftlicher Schellingianer entgegentrat, nennt unter dem Einfluß Hebbels bereits nach drei Tagen die Philosophie einen blinden Gaul, Goethe aber den Gott der Götter!

Dagegen fesselt Hebbel neben der Natur und Kunst in immer höherem Grade das Problem des Menschen und des menschlichen Lebens. Entsprechend seinen persönlichen Erfahrungen durchzieht ein tiefer Pessimismus alle hierher gehörigen Betrachtungen. Erst als er sich entschlossen hatte, Heidelberg zu verlassen und nach München zu gehen, wo er billigeren Lebensunterhalt, reichere Anregung und besseren literarischen Verdienst erhoffte, macht sich eine freudigere Lebensanschauung geltend.

Das Facit des Heidelberger Aufenthalts bezeichnet Hebbel mit folgendem Satze: „Wenig positive Kenntnis, aber höhere Einsicht in meine eigene Natur und deren Zustände, bessere Übersicht vieler Dinge der Welt und des Lebens, tiefere Erkenntnis des Wesens der Kunst und größere Herrschaft über jenes Unbegreifliche, das ich unter dem Ausdruck Stil zusammenfassen möchte, hab' ich doch gewonnen. Ich bin der Natur um tausend Schritt näher gekommen; ich hab' sie im letzten Sommer vielleicht zum ersten Mal — sonst war sie mir weniger Wein als Becher, wie so Vielen — genossen, und dafür hat sie mir denn — so gewiß ist's, daß nur Genuß zum Verständnis führt — Manches vertraut. — (Tageb. I, Nr. 552).

Die Dichtungen der Heidelberger Zeit sind wiederum ein getreues Spiegelbild von Hebbels Leben und Streben. Die Natur und das Menschenleben, insbesondere seine eigenen Nöte und Kämpfe sind die beiden Hauptthemata seiner Poesie. Die Natur war ihm in der herrlichen Gegend näher gekommen, und sofort suchte er die gewaltigen Eindrücke, die

er von ihr empfing, „soweit menschliches Darstellungsvermögen solche ungeheueren Massen zu bewältigen vermag“, in Gedichten festzuhalten. So entstand bereits am 24. April 1836 das Gedicht „Auf eine Unbekannte“, das den innigen Zusammenhang zwischen dem Leben der Natur und dem Schaffen des Dichters schildert. In feierlicher Dämmerstunde erscheint sie, die Geheimnisvolle, Lebendige und Ewige dem entzückten Dichterauge und offenbart ihm „selbstherrschend“ ihre tiefen Geheimnisse. Nun lebt sie ewig, wie ein Ton in der stillen Luft, im Herzen des Dichters, der vergeblich ihr Form und Gestalt zu geben versucht, und alles, was er fühlt und empfindet, ist nichts anderes, als ihr innerstes Leben und Empfinden. Einen ganz ähnlichen Gedanken spricht das Gedicht „Erleuchtung“ aus. In Stunden heiliger Begeisterung durchzuckt der „Geist des Weltalls“ d. h. die Erkenntnis von dem wundervollen Leben und Weben in der Natur unser Herz und läßt uns tiefere Blicke in sie tun. Da weitet sich unsere Seele und bereichert sich unser Innerstes, und wir erkennen, daß im Leben des Einzelnen wie in dem des unendlichen Alls dieselben Gesetze herrschen. Eine großartige Zusammenfassung seiner Naturanschauung gibt Hebbel in dem Gedicht „Das Sein“. Es ist „das lauteste Evangelium des Pantheisten Friedrich Hebbel“ (Zincke a. a. O. S. 149). Die völlige Übereinstimmung der physischen und psychischen Welt, die schon die Hamburger Tagebuchstelle (I, 86) ausgesprochen hatte, ist der Grundgedanke des Gedichts. Ewig ist zunächst die Welt des Geistes. Eine einmal ausgesprochene Idee wandert von einem Menschen zum andern, senkt sich in dessen Seele hinein und verursacht wiederum geistiges Leben, das nun Gemeingut Beider ist. Aber auch das physische Sein ist unendlich und unverlierbar, und selbst der Tod, der als eine Erdrückung unseres individuellen Seins durch die Gott-Natur erscheint, ist nichts anderes, als eine Rückkehr desselben zum All, aus dem es in immer neuen Formen wieder ersteht. Der Schluß des Gedichtes wiederholt den Gedanken, den Hebbel schon am Ende von „Erleuchtung“ ausgesprochen hatte. Der herrlichste Hymnus auf die Natur ist aber das von Robert Schumann in Musik gesetzte „Nachtlied“. Der sternenbesäte Nachthimmel offenbart dem Dichter die erhabene

Größe und Allgewalt der Natur, der gegenüber der Mensch zu einer „dürftigen Flamme“ zusammenschrumpft. „Wie der Sternenhimmel die Menschenbrust weit machen kann, begreife ich nicht; mir löst er das Gefühl der Persönlichkeit auf, ich kann nicht denken, daß die Natur sich die Mühe geben sollte, mein armseliges Ich in seiner Gebrechlichkeit zu erhalten.“ (T. I, 272.) Zugleich offenbart sich dem Dichter das ewige Gesetz des Werdens und Vergehens: Geburt und Grab ein ewiges Meer! Die Erkenntnis dieser überragenden Macht der Naturgewalten würde den Menschen töten, da naht ihm als Retter der Schlaf, in dem ihm das niederschmetternde Bewußtsein seiner eigenen Dürftigkeit schwindet. — Eine andere Gruppe von Gedichten, die Hebbel später unter dem Gesamttitel „Lebensmomente“ zusammengefaßt hat, führt uns mitten hinein in die Leiden und Kämpfe, die die Brust des jungen Dichters erfüllten. Die Stunde der Geburt — so führt das Gedicht „Jetzt ist die Nacht gekommen“ aus —, die ihn einst dem All als einzelne Kreatur entrissen hat, soll ihm seine traurige irdische Existenz mit dem Lichte der Ewigkeit erleuchten. Zugleich will der Dichter sich in sein eigenes Herz versenken und ehrfurchtsvoll die Blicke gen Himmel richten. Aber umsonst! Keine Hilfe von oben sprengt den Ring, in den er gebannt ist, und keine Antwort wird ihm auf die Frage, warum Gott gerade ihm, dem nach dem Höchsten strebenden Dichter, das Notwendigste zum Leben versagt habe. So kommt er zu der traurigen Erkenntnis, daß alles Ringen und alle Kraft, die er aufwendet, um frei zu werden zu großen Taten, vergeblich ist. Ja, sein trauriges Geschick, der Kerker, in dem er schmachtet, erscheint ihm schließlich als seine Welt! In dem Gedicht „Was ist die Welt“ überträgt Hebbel die eigenen tragischen Kämpfe auf die Welt und die Menschheit. Die Welt erscheint ihm als Schößling böser Säfte, die einst Gott aus sich ausgeschieden hat und die nun so lange sich gegen Gott empören, bis sie sich selbst zerstört haben. Der Mensch aber ist die morsche Brücke, die von der Natur zu Gott hinüberführt. Kühn sucht sein Geist zum Höchsten emporzudringen, aber vergebens! Im rechten Augenblicke bricht der Körper, an den er gebunden ist, in Leid und Tod zusammen. Das Ende all dieser Kämpfe ist auf Seiten der

Menschheit Ohnmacht und Verzweiflung, auf Seiten der Natur gänzliches Erstorbensein. Nur fahl, wie Leichenkerzenschein, leuchtet in das furchtbare Grauen die schwache Hoffnung auf ein Jenseits!

Mit diesen Gedichten erreicht der Pessimismus Hebbels seinen Höhepunkt. Gegen das Ende der Heidelberger Zeit greift jedoch eine freudigere Lebensauffassung Platz. Sie zeigt sich z. B. in dem Gedicht „Herbstgefühl", in dem Hebbel in wunderbar feiner Weise die entgegengesetzten Stimmungen malt, die der Frühling und der Herbst in des Dichters Brust erregt. Im Frühling, wo die Natur zu reichstem Leben erwacht, möchte der Dichter mit ihr in Eins zerfließen. Im Herbst dagegen, wo alles Leben in der Natur erstirbt, flüchtet er sich zum Menschen, und sein „Glaube" findet Trost in dem Gedanken, daß jedes kleinste Produkt alle Kräfte und Stoffe des Alls enthält. Bedeutungsvoll wird in diesem Gedicht zum ersten Mal der Pantheismus der neue Glaube des Dichters genannt!

Eine gänzlich neue Betrachtungsweise des Verhältnisses von Mensch und Natur bietet das Gedicht „Nicht darf der Staub". War seither der Mensch gegenüber der unendlichen Natur in ein Nichts zusammengeschrumpft, so erscheint er jetzt kraft seines Geistes und seiner Phantasie als der Schöpfer einer neuen geistigen Welt, ja wie Gott als der Quell des Seins! Diese Erkenntnis soll ihn mit dem Gedanken versöhnen, daß er dereinst zu Staub wird.

Am Ende der Heidelberger Zeit faßt Hebbel seine Aufgabe in dem Gedicht „Mir ward das Wort gegeben" zusammen. In jedem Wort ist ein geheimnisvolles Leben eingeschlossen. Der Dichter soll es zum Heile der Menschheit erwecken!

In die Heidelberger Zeit fällt endlich auch noch das schöne Gedicht „Bubensonntag", das religiöse Stimmungen und Empfindungen der Wesselburener Kinderzeit in unübertrefflicher Weise wiedergibt.

4. München (1836—1839).

Am 12. September 1836 verließ Hebbel Heidelberg und wanderte zunächst nach Straßburg. Hier auf dem Münster dachte er

nur an Goethe. „Ich sah ihn, wie er mit seinem Adlerauge hineinschaute in das reiche, herrliche Elsaß und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftauchte und ihn um Erlösung anflehte aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmel-süßesten Weiblichkeit, des Gretchens vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag!“ (T. I, 571.) Auf dem Münster entstand das Gedicht „Der Wunderbecher“, das von des Dichters wunderbarer Stimmung durchbebt ist.

Von Straßburg führte ihn der Weg nach Stuttgart und Tübingen, wo ihn ein lange sehnlichst herbeigewünschter Besuch bei Uhland arg enttäuschte. Dann gings über Reutlingen, Ulm, Augsburg nach München, wo er nach achtzehntägiger Fußreise „frisch und gesund an Leib und Seel'“ eintraf.

Die Reise, auf der er alle äußeren und inneren Erlebnisse sorgfältig notiert hatte, war von der günstigsten Wirkung auf Hebbel. „Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat . . . Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht . . Jene Hypochondrie . . ist gänzlich verschwunden.“ (B. I, S. 103.) Dazu kamen nun die gewaltigen Eindrücke, die ihm die eben unter Ludwig I. emporblühende Kunststadt mit ihren Kunstsammlungen und Bauten und mit ihrem reichen Leben bot. Endgültig entsagte er nun dem Studium der Jurisprudenz und wandte sich mit Feuereifer dem Studium der Geschichte und Philosophie, der Literatur und Kunst zu. „Ich lebe jetzt in München, so schreibt er an einen Jugendfreund, um hier die Antike zu studieren. Sie sind wahr geworden, die Träume meiner frühesten, die Phantasien meiner späteren Jugend, ich bin Künstler und habe so einen schönen Beruf. . . In Hamburg fing es wieder an zu blühen und jetzt ergießt sich mir der Strom des geistigen Lebens durch alle Adern, brausend und überschäumend, als wäre er nie gefesselt gewesen.“ (B. I, S. 111.)

An der Universität hörte Hebbel die Vorlesungen von Schelling und Görres. Von ersterem urteilt er: „Leute der Art sind gewöhnlich Gewitter, statt Lichter, er nicht.“ (T. I, 465.) Schellings

feierliches Erscheinen unter Vorantritt von Pedellen mit flammenden Armleuchtern und in der „Toilette eines Botschafters oder Geschäftsträgers des Absoluten“ (Kuh) sowie sein orakelhafter Vortrag stießen ihn ab, aber seine hohe Auffassung der Kunst als des einzig wahren und ewigen Organons der Philosophie und seine Betonung des Unbewußten im künstlerischen Schöpfungsprozesse fand Hebbels Zustimmung. Auch Schellings Vorlesungen über Philosophie der Mythologie zogen Hebbel an. Dagegen lehnte er Schellings Idee, daß „zu einer bestimmten Zeit aus Gott dem Vater Gott der Sohn hervortreten mußte“, ab, weil sie „den Dualismus in die Gottheit selbst hinüber führt, die Fundamental-Idee des menschlichen Geistes zerspaltet und Gott zur Wurzel der Welt-Entzweiung macht“. (T. I, 1546.) Auch das Studium Hegels begann er mit dessen „Phänomenologie des Geistes“, aber ohne Erfolg. Dagegen vertiefte er sich mit großem Eifer in die Schriften Solgers, von dem er später im Gegensatz zu Hegel urteilte: „Er war ein ganzer Mensch, nicht ein bloßer Dialektiker, er nahm die Welt, wie die Dichter, in sich auf und produzierte sie von neuem, anstatt sie in hohler, etymologischer Becherspielerei auf eine dürftige Formel zurück zu führen.“ (B. V, S. 327.) Solger betonte auf religiösem Gebiet die zentrale Stellung des Offenbarungsgedankens. Gott offenbart sich dem Menschen in Momenten innerer Erleuchtung, in denen es ihm vergönnt ist, „die Wahrheit und die eigentliche echte Wirklichkeit“ innerlich zu schauen. „Die wahre Sittlichkeit, der Staat, die Kunst sind blos verschiedene Formen, welche diese Offenbarung, durch die Erscheinung gebrochen, annimmt.“ Praktisch stellt sich die Selbstoffenbarung Gottes dar als der ewige, notwendige Kampf des Guten mit dem Bösen. Das Böse ist das „reale Nichts“, in dessen Vernichtung das Göttliche sich manifestiert (vgl. Ernst Lahnstein, Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit, 2. Aufl., S. 131 ff.). Ganz ähnliche Gedanken finden wir später bei Hebbel. Auch aus Jacobi's „Von Gott und göttlichen Dingen“ macht sich Hebbel Auszüge. Im Allgemeinen aber steht er der Philosophie skeptisch gegenüber. Das Denken ist keine allgemeine Gabe, sondern ein ganz besonderes Talent, von dem Hebbel freimütig und allzu bescheiden gesteht: „Ich selbst besitze dieses Talent nicht.“ (T. I, 1348.)

„Ein Philosoph ist wie ein toller Hund, der nicht links noch rechts sieht und nur nach dem schnappt, was ihm gerade entgegen kommt.“ (T. I, 723.) „Denken und Darstellen, das sind die zwei verschiedenen Arten der Offenbarung. Das Denken ist beschränkt, das Darstellen wirkt im Beschränkten ein Unbeschränktes. Darum sind im Lauf der Zeit alle philosophischen Systeme abgetan worden, aber kein einziges Kunstwerk.“ (T. I, 1284.)

Neben der Philosophie beschäftigte sich Hebbel ernstlich mit dem Studium der Geschichte. Görres' widerspruchsvolle Persönlichkeit zog ihn an und stieß ihn auch wieder ab. Trotzdem sind dessen Vorlesungen über die Religionsgeschichte und Mythologie der verschiedenen Völker, seine Vorliebe für die Mystik und die wunderbare Welt des Mittelalters nicht ohne Einfluß auf Hebbel geblieben. Leider sind wir über die Quellen von Hebbels Geschichtsstudien nur ganz mangelhaft unterrichtet — so hören wir ganz im Vorübergehen von einer Lektüre von Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie und von einem eifrigen Studium des Jesuitismus —, doch muß er sich schon in München umfassende geschichtliche Kenntnisse angeeignet haben, die für seine Dichtung später von großer Bedeutung wurden.

Im Vordergrund seines Interesses steht aber die Kunst, insbesondere die Dichtkunst und die Plastik. „Die Kunst ist das einzige Medium, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu mir finden.“ (T. I, 548.) Nur die Kunst ist ein ausreichendes Medium für mich zur Erfassung des Höchsten außer und in mir. (T. I, 575.) Insbesondere die Poesie ist „ein Höchstes, unabhängig für sich Bestehendes, wie die Natur und die Gottheit, o sie ist vielleicht das Sublimat dieser beiden äußersten Kreise des Seins und des Lebens“. (T. I, 641.) Ja, sie tritt neben oder an Stelle der Religion. „Alles Dichten ist Offenbarung, in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren Reigen und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium!“ (T. I, 645.) Über aller Wissenschaft und Kunst steht der Künstler, der „den Schöpfungsakt im höchsten Sinne fortsetzt, ohne ihn begreifen zu können“. (T. I, 948.) Er bezieht alles, was sich begiebt, auf ein

sich dadurch entschleierndes Unendliches und erzeugt in jeglichem Werk ein Anagramm der Schöpfung. (T. I, 747 u. 1113.)

Diese erhabene Auffassung von der Aufgabe der Kunst legt dem Künstler aber auch die höchsten Pflichten auf. Weil der Dichter „der Repräsentant der Weltseele ist, in dem sich zugleich Schöpfung und Schöpfungsakt widerspiegeln", so muß er sich auch die umfassendste Bildung aneignen, die ihn in den Stand setzt, seine hohe Aufgabe zu erfüllen. So sehen wir, wie Hebbel durch eine ungemessene Lektüre die Lücken seiner unvollkommenen und einseitigen Bildung auszufüllen bestrebt ist. Fast kein bedeutender Name der Literaturgeschichte bleibt ihm fremd. Dabei kommt es aber Hebbel nicht auf die Anhäufung eines toten Wissensstoffes an, sondern auf die Herausarbeitung der höchsten Aufgaben und Prinzipien der Kunst. Alle Lektüre begleitet eine tiefbohrende Kritik, auf deren Fundament sich allmählich das Gebäude einer eigenen Kunstauffassung erhebt.

Dabei muß Hebbel den schweren Kampf gegen die äußerste Not weiter kämpfen. Von seinen Hamburger „Gönnern" im Stich gelassen, nur noch mit den notwendigsten Geldmitteln für einige Monate versehen, sieht er trotz äußerster Sparsamkeit einem sicheren Hungertode entgegen. Da ist es wieder die aufopfernde Freundin Elise, die ihn in rührender, echt weiblicher Liebe mit Geld und Kleidungsstücken versieht und ihn dadurch in den Stand setzt, seine Ausbildung zu vollenden. Zum Dank dafür läßt sie Hebbel in sein geheimstes Leben hineinschauen und macht sie in Briefen, die zu den bedeutendsten gehören, die Hebbel je geschrieben hat, zur Mitwisserin seiner innersten Kämpfe und Leiden, aber auch seiner höchsten dichterischer Wonnen.

In diesen Briefen und den gleichzeitigen Tagebüchern werden wir zu Zeugen des gewaltigen Ringens, in dem der jugendliche Dichter, in tiefster Einsamkeit ganz auf sein eigenes Innere hingewiesen, im Kampf mit sich und mit der Welt seine Welt- und Lebensanschauung aufbaut. Als höchstes Lebensideal erscheint ihm, alle Kräfte, die die Natur in ihn gelegt, in zäher Geistesarbeit im Dienste der Kunst zu entwickeln und sein ganzes Sein in Werken des Gemüts und des Verstandes getreu und wahrhaftig auszuprägen.

„Ich will vom Leben nichts, als die Gelegenheit, was in mir ist, herauszuschaffen und zu brauchen, wo es nützt, und so lange es nützt; ich will mit einem Wort am Wagen der Menschheit, — nicht eines einzelnen Menschen! — Vorspann-Dienste verrichten und es einem Herrn überlassen, mit welchem Hafer er mich füttern will." (B. I, S. 199.) Voll Abscheu gegen alle äußeren Satzungen und Schranken, die den innersten Kern des Menschen zu ersticken drohen und ihn von seiner eigentlichen Aufgabe abziehen, will er ohne Rücksicht auf äußeres Wohlergehen, ohne Amt und Familie, ganz seiner Kunst leben und betrachtet als Aufgabe seines Lebens „die Symbolisierung seines Inneren, so weit es sich in bedeutenderen Momenten fixiert, durch Schrift und Wort". (T. I, 747.)

Diesem heldenhaften Bestreben stellten sich aber immer wieder die größten Hindernisse entgegen. Wie sollte Hebbel diejenige geistige Freiheit, die zur Vollendung großer Werke nötig ist, sich erringen, wenn er zugleich in der äußersten Dürftigkeit schmachtete und beständig von der furchtbaren Angst vor dem Hungertode gequält wurde? Und doch war die äußere Not noch nicht seine schlimmste Feindin. Viel schlimmer waren die Widerstände, die sich aus seiner eigenen Persönlichkeit ergaben. „Es steckt eine Hölle von Reizbarkeit und Empfindlichkeit in mir", klagt er bereits am 19. Oktober 1836 in seinem Tagebuch und am 30. Oktober: „Ich muß glauben, daß es in meiner Natur an Verhältnis fehlt, daß sie nur so aufs Ungefähre hin zusammen gezimmert ist, ein solches Durcheinander von Maschine, das klippt und klappt, ohne Zweck und Ziel. Wenigstens weiß ich mir dies Sauerfüße, das darin liegt, wenn ich mich einmal als Individualität empfinde, nicht anders zu erklären." Zum größten Teil schreibt Hebbel dies dem Elend seiner Jugendzeit und seinem durchaus ungeregelten Bildungsgang zu. Aber auch eine glühende Sinnlichkeit, in der er alle Qualen zu ersticken suchte, wuchs ihm zuweilen über den Kopf und drohte seinen Geistesflug zu hemmen. Ein tiefer Zwiespalt zerreißt so sein Inneres und, wo er hinsieht, überall das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen! „Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende" erfüllt ihn, und diese Qual erreicht ihren Höhepunkt, wenn ihn in finsteren Stunden immer wieder der

Zweifel an seinem dichterischen Talent befällt: „Das ist der Fluch meines Daseins, daß mein Talent zu groß ist, um unterdrückt, und zu klein, um zum Mittelpunkt meiner Existenz gemacht werden zu können. Ich erkenne das Vortreffliche, ich erreiche es zuweilen, aber was hilft es mir, wenn ich dort nur *besuchen* darf, wo ich *wohnen* sollte. Und wieder — *soll*, *kann* ich einen Baum umhauen, der mir schon so manche schöne Frucht gebracht hat? O, Zwiespalt, Zwiespalt, und wo ist ein Ausweg?“ (B. I, S. 213: Brief an Elise vom 18. Juni 1837.)

Doch zuweilen ringt er sich zu der Erkenntnis durch, daß gerade seine tiefsten Nöte nur der Durchgangspunkt sind zu höherem Leben. „*Was Du meine Krankheit nennst*, schreibt er am 12. Mai 1837 an Elise, *ist zugleich die Quelle meines, wie jedes höheren Lebens*. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab' ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir irgend ein Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten *Schmerzen* nur die Geburtswehen meiner größten *Genüsse* sind. Anderen Stunden vergönn' ich's um so lieber, daß sie mich martern, als ich weiß, daß sie mich, wenn sie mir auch ihren ganzen Inhalt, der so Manchen selig macht, bringen wollten, doch nicht erquicken könnten; die Erde hat ihre Rechte, aber, wenn ich auch mit den Wellen kämpfen und ringen muß, so reicht das Haupt doch über sie hinaus und mein Blick erfaßt die ewigen Sterne. Ich lebe (dies ist bei mir seit einem Jahre kein leeres Wort mehr) schon im Welt-All, und je inniger ich von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens (nur nicht im sogenannten christlichen Sinn) überzeugt werde, je mehr freue ich mich, daß es mir gestattet wird, von einem Grad zum andern nicht, nach dem allgemeinen Schicksal, hinüber zu kriechen, sondern hinüber zu springen.“ (B. I, S. 198 f.) Doch diese Stunden höchsten Glücks gehen rasch vorüber. Bald sinkt der Dichter wieder in sein trostloses Elend zurück.

Wir haben mit Absicht die äußeren Verhältnisse und die inneren Nöte Hebbels während seiner Münchener Zeit so aus-

führlich geschildert, denn nur wenn man sie bis ins Einzelste kennt und sich vergegenwärtigt, mit welcher Energie er allen Widerständen zum Trotz sich zu einer heroischen, kampfesfreudigen Lebensauffassung durchrang, kann man seine leidenschaftlichen Anklagen gegen die Religion und insbesondere gegen das Christentum — so wie er es verstand! — in den beiden bedeutungsvollen Briefen vom 12. Februar und vom 11. April 1837 an Elise Lensing richtig würdigen.

Mit wenigen, aber kräftigen Strichen zeichnet Hebbel am Anfang des ersten Briefs sein Lebensideal: Der Mensch soll alles aufbieten, was an Kraft in ihn gelegt ist, denn Gott will nicht die Krücke des Menschen sein, darum hat er ihm Beine gegeben! Im schärfsten Gegensatz hierzu steht das Christentum, das durch seine Predigt von der Sünde, von der Gnade und der Demut die Wurzel alles Zwiespalts und aller Schlaffheit geworden ist. Vor allem wendet sich Hebbel gegen die christliche Tugend der Demut, worunter er das gänzliche und willenlose Aufgeben alles Individuellen zu Gunsten Gottes versteht. Wir begreifen jetzt, wie ihm von seiner Lebensauffassung aus, die ja gerade die höchste Ausbildung des Individuums im Dienste seiner Lebensaufgabe verlangte, diese „christliche" Demut als „die einzig mögliche menschliche Sünde" erscheinen mußte. Folgerichtig durchgeführt müßte sie die Welt zu Grunde richten, die doch in Wahrheit nur im Kampf der Individuen mit einander und in der Entwicklung aller Kräfte der einzelnen Individuen ihren Wert und Bestand hat. Aber auch die christliche Sünde erscheint Hebbel als „ein Unding", denn von einer freiwilligen, eigenmächtigen Richtung des menschlichen Willens auf das Böse will Hebbel nichts wissen, er kennt nur ein Freveln aus Notwendigkeit. Auch „beruht Sünde nicht auf dem Verhältnis sündiger Individuen gegeneinander, sondern gegen die Idee selbst". Ferner betrachtet Hebbel Manches gerade als Tugend, was das Christentum als Sünde ansieht, z. B. die möglichste Ausbildung des Körpers und Geistes, das Streben nach Ehre und Ruhm usw. Endlich kann Gott als sittliches Selbstbewußtsein der Idee, wie ihn Hebbel versteht, keine „Gnade" üben d. h. etwas der sittlichen Idee Widerstrebendes in willkürlicher Weise bestehen lassen oder

entschuldigen. Eine solche Handlungsweise wäre in Wahrheit „eine Sünde Gottes“. So kommt Hebbel zu einem Verdammungsurteil des Christentums, wie es schroffer nicht in Nietzsches „Antichrist“ stehen könnte. Nur die hohe, sittliche Persönlichkeit Christi wird nicht davon getroffen, wenn er auch in der Betonung der Göttlichkeit des Menschen, der bei Juden und Heiden noch ganz zur Natur gerechnet wurde, wiederum zu weit ging und demselben eine Ausnahmestellung gegenüber dem All einräumte, die ihm nach Hebbel nicht zukommt.

Den zweiten bedeutsamen Brief an Elise vom 11. April 1837 eröffnet Hebbel mit einer ergreifenden Schilderung des furchtbaren Zwiespalts, der sein Inneres zerriß und der wie eine Todeskrankheit auf ihm lastete. Als Retterin aus dieser Not bietet sich die Religion an, aber die Religion der meisten Leute ist nichts weiter, als ein „Sich schlafen legen“, ein müder Verzicht auf das Verständnis all der Rätsel der Natur und des Menschengeistes, keine Lösung der Widersprüche des Lebens, sondern ein Ignorieren derselben. Insbesondere der christliche Gottesbegriff erscheint Hebbel nicht tief genug. Hochmut und Eitelkeit spielen endlich eine große Rolle in der Religion der „wahren Christen“, die in einem besonderen, persönlichen Verhältnis zur Gottheit zu stehen wähnen. Den Schluß des Briefes bildet eine ergreifende Klage über den Zusammenbruch der christlichen Weltanschauung. Woher aber soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt?

Diese leidenschaftlichen Angriffe auf das Christentum erklären sich zum Teil, wie schon gesagt, aus der furchtbaren Lage, in der sich Hebbel damals befand, und aus der Tatsache, daß auch Elise nicht frei war von dem von Hebbel so gehaßten Hochmut des „wahren“ Christen. Vergegenwärtigt man sich ferner noch einmal alle die Vorwürfe, die Hebbel gegen das Christentum schleudert, dann merkt man, daß er in Wahrheit gegen eine pietistisch verengte Form des Christentums ankämpft. Wir haben hier dieselbe Erscheinung, wie bei Nietzsche. Auch er wußte nichts von der weltüberwindenden Kraft des echten Christentums, wie sie sich in einem Paulus oder Luther am charakteristischsten ausgeprägt hat, sondern er kannte nur die saft- und kraftlose Art eines weichlichen Pietis-

mus, die ihm als das Christentum erschien und gegen die sich seine ganze heroische Lebensauffassung mit Macht aufbäumte. So fallen auch für Hebbel die von ihm beobachtete Form des Christentums und das Christentum zusammen. Jedoch wäre es sehr falsch, wenn man annehmen wollte, daß sich Hebbel nur gegen einige pietistische Auswüchse des Christentums gewandt habe. Sein Angriff galt vielmehr der ganzen religiösen Seite des Christentums einschließlich seines Gottesglaubens und der Vorstellungen desselben von dem Verhältnis Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott, und nur die hohe Sittlichkeit des Christentums, wie sie sich am herrlichsten in der Person Christi gezeigt hat, fand Gnade vor seinen Augen. Insbesondere preist er immer wieder das Gebet des Herrn als Quintessenz des Christentums, weil nach ihm der Mensch vollständig frei seinem Gott gegenüber steht, ohne es an der Demut fehlen zu lassen. Hier kommt also doch wieder die vorher so geschmähte Demut zu ihrem Recht.

Von den christlichen Konfessionen stößt ihn der Protestantismus mit seiner kahlen Nüchternheit und Phantasielosigkeit ab, während der Katholizismus mit seinem prunkvollen Kult, seinen schönen Festen und besonders seiner herrlichen Kirchenmusik einen mächtigen Einfluß auf den Dichter ausübt. Mitbestimmend war dabei allerdings auch das Verhältnis zu der Tochter seiner Hausleute, Josepha Schwarz, die ihm manche katholischen Bräuche erklärte und mit der er öfter die schönen Gottesdienste besuchte. Freilich beruhte dieses Verhältnis bei dem großen Unterschied des Bildungsstandes der Beiden auf rein sinnlicher Grundlage und ward bald die Quelle vieler Leiden und Selbstvorwürfe.

Dagegen verknüpften ihn die reinsten Bande der Freundschaft mit Emil Rousseau, der ihm von Heidelberg aus nachgefolgt war und ebenfalls das juristische Studium zu Gunsten der Philosophie und Literatur aufgegeben hatte. In ihm hatte Hebbel endlich einen Menschen gefunden, dem er sein ganzes Ich mit all seinen Qualen und Kämpfen anvertrauen konnte. Beide beschlossen, nach vollendetem Studium nach Hamburg zu gehen und dort eine Zeitschrift zur Bekämpfung des „Jungen Deutschland“ zu begründen. Schon hatte Rousseau, unter tätiger Mithülfe Hebbels, sich den

Doktorgrad erworben und war zu seinen Eltern nach Ansbach gereist, wohin ihm Hebbel nach einigen Wochen nachfolgen sollte. Da traf Hebbel zuerst die Nachricht vom Tode seiner Mutter und kurze Zeit darauf die vom Tode seines besten Freundes! Das Tagebuch und die Briefe an Elise legen Zeugnis davon ab, wie furchtbar ihn beide Schicksalsschläge trafen. Zu dem Schmerz über den Verlust der beiden teuren Toten gesellten sich die bittersten Vorwürfe über die Härte und Lieblosigkeit, die er Beiden gegenüber oft an den Tag gelegt hatte. Insbesondere hatte er seinen Freund durch die höchsten Anforderungen, die er an ihn und seine Dichtkunst stellte, oftmals gekränkt und verschüchtert. Nachdem aber der erste Schmerz sich gelegt hatte, rang sich Hebbel zu der Überzeugung durch: „Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht. Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung.“ Das war der Ertrag seiner innersten Kämpfe, und aus dieser Erkenntnis schöpfte er neuen Mut für die Zukunft. Er beschloß, sobald als möglich nach Hamburg zurückzukehren, und führte diesen Entschluß, nachdem er noch einen Winter in unendlicher Vereinsamung in München zugebracht hatte, im März 1839 aus.

Damit hatte die eigentliche Studienzeit Hebbels ihr Ende erreicht. Äußerlich war er freilich nicht viel weiter gekommen, ja er hatte aus Geldmangel noch nicht einmal die Doktorwürde erwerben können. Innerlich aber war er zum Mann und zum Dichter gereift. Durch unabläßiges Studium und durch die Ausbildung der in ihm liegenden höchsten Kräfte hatte er sich zu einer Höhe emporgearbeitet, von der er stolz auf die ganze damalige Dichtkunst herabschauen konnte. Zwar war nur Weniges ausgearbeitet, aber eine Unsumme von Plänen und Studien harrte nur des geeignetsten Moments zur Ausführung. So deuten seine Entwürfe zu einer „Jungfrau von Orleans“ und zu „Napoleon“ auf Judith und Holofernes vor; beim Lesen von Maler Müllers „Genoveva“ entwickelt er bereits im Einzelnen das Genoveva-Drama, wie er es später ausführte; das Verhältnis zu der armen Tischlerstochter Josepha und die traurigen Zustände in deren Familie bilden später einen Bestandteil seiner „Klara-Tragödie“; der erste Akt des „Diamant“ lag schon vor. Die Bemerkung im Tagebuch: Der Stifter einer Religion, Sujet

für ein Trauerspiel (T. I, 586) ist vielleicht die erste Idee zum „Moloch“, und auch die tragische Gestalt des Kaisers Julian Apostata, die Ibsen in seinem „Kaiser und Galiläer“ so großartig dramatisiert hat, „müßte eine gute Tragödie geben!“ (T. I, 418.)

Kam Hebbel auf dramatischem Gebiet nicht viel über Entwürfe hinaus, so war er als Lyriker bereits zu vollendeter Meisterschaft herangereift. Aus der großen Zahl von Gedichten, die in München entstanden, seien nur einige für seine sittliche und religiöse Weltanschauung besonders charakteristische herausgehoben. Im Sittlichen bildete für ihn, wie er sich im Tagebuch vom 7. Januar 1837 ausdrückt, eine Epoche das Gedicht „Höchstes Gebot“. Es spricht den Grundgedanken, der schon in den Jugendgedichten Hebbels eine Rolle spielt, aus, daß in jedem Menschen, sei sie auch noch so verborgen und in welcher Gestalt auch, eine Anlage zu allem Höchsten vorhanden ist, die nur der Anregung und Pflege durch den Mitmenschen bedarf, um zur Reife zu gelangen. „In Jeglichem glüht von der ewigen Sonne ein besonderer, eigentümlicher Strahl“, aber „erst wenn der Mensch die ganze Menschheit umschlingt, wie sonst den einzelnen, hat er den ihm vorgeschriebenen Kreis abgeschlossen“ (B. I, S. 166). In das Innerste seiner Weltanschauung führt uns Hebbel mit dem symbolischen Gedicht „Zwei Wanderer“. Die beiden Wanderer sind symbolisch zu nehmen für die Menschen im Allgemeinen. Stumm und taub ziehen sie durch die Lande d. h. sie können sich nicht gegenseitig verständlich machen über ihre Beziehungen zu einander und zu dem göttlichen Urgrund. Gelingt ihnen das aber, können sie gemeinschaftlich die göttlichen Rätsel lösen, dann ist die Welt am Ziel! Aber alle Gebete der Menschen sollen sich vereinigen zur Erreichung dieses höchsten Zieles. Ein Motiv, das Hebbel öfters beschäftigte, finden wir bereis in zwei Münchner Gedichten: „Versöhnung“ und „Auf eine Verlassene“ (ursprünglich: „Auf eine Gefallene“). Der gemeinsame Grundgedanke ist: „Wenn ein begangener Fehler einen neuen, bisher verschlossenen Pflichtkreis öffnet, so ist er gerechtfertigt. Ein Mädchen, das Mutter wird“ (T. II, 2030). Denselben Gedanken führte Hebbel im Jahre 1841 in „Virgo et mater“ aus und verteidigte ihn später gegenüber den Angriffen seines Freundes Uchtritz, indem er hervorhob, daß in diesem

Gedicht „statt des verletzten ein unendlich größerer Pflichtenkreis mit unabsehbarer Perspektive zur Betätigung der Reue und Buße eröffnet werde“ (B. VI, S. 9). „Vinum sacrum“ und „Der Priester“ opferte er dagegen später auf, obwohl in dem ersten Gedicht „das sittliche Resultat nicht fehlt“ und dem zweiten ein wirkliches Faktum zu Grunde liegt. Sie erschienen ihm aber später als „grelle Phantasiestücke ohne tieferen Kern“ (B. V, S. 223). Das erste Gedicht schickte er am 14. März 1837 an Elise zum Beweis dafür, daß er, obwohl er das Christentum hasse, doch als Dichter sich jeder Zeit in die christliche Stimmung versetzen könne. Denn „die begeisternde Stunde mit ihrem Inhalt ist nicht das kümmerliche Treibhausprodukt vorher gegangener, äußerer Eindrücke: sie bringt dem Genius den Schlüssel zum Welt-All, nun kann er eintreten, wo er will“ (B. I, S. 176 f.). In „Der Jude an den Christen“ sprach Hebbel „ohne alles Spitzen- und Stachelwesen den einfachen Humanitätsgedanken des Jahrhunderts aus“ (B. IV, S. 52). Echt religiöse Klänge finden sich in „Hohe Mystik“ („Zieht Gottes Hauch durch unser Sein, So fühlen wir uns doppelt Staub“), in „An Hedwig“ („Am Morgen, wenn der Mensch ersteht, Für seinen schweren Tageslauf, Und Abends, wenn er schlafen geht, Da schaut er gern zum Himmel auf“) und in „Der blinde Orgelspieler“. Den wunderbaren Zusammenhang zwischen Mensch und Natur behandelt „Vor dem Wein“ in ähnlicher Weise, wie das Heidelberger Gedicht „Das Sein“. Eine große Anzahl von Gedichten endlich durchzieht der Gedanke an den Tod, mit dem Hebbel ja während seiner ganzen Münchner Zeit gerungen hatte.

* * *

Die Auseinandersetzung mit dem Christentum.

1. Christentum und Christus.

Laß' Dich nicht durch die verdächtige Tugend der Demut zu einer Unredlichkeit gegen Dich selbst, gegen Dein Gefühl, wär's auch nur im Ablehnen einer verdienten Anerkennung, verleiten. Demut hat die Welt nicht gebaut, aber Demut — wenn sie möglich wäre — könnte sie zu Grunde richten.

Die Natur strebt nach einem Gipfel, und da der Mensch fühlt, daß er dieser Gipfel nicht ist, so muß es ein ihm correspondirendes Wesen geben, in dem das Welt-All zusammenläuft und von dem es eben darum auch ausgeht. Dies Wesen ist Gott. Ich abstrahiere ihn aus meiner eigenen Unzulänglichkeit und aus der Consequenz der Natur.

Ich beuge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die Krücke des Menschen sein, darum hat er ihm Beine gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich Alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist; diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach außen, indem sie das Hindernis überwältigt, so ist es nach innen, indem sie die Körperketten zerreißt.

Das Christentum verrückt diesen Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzigmögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes. Dies ist um Nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistenteils den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst.

Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volks ziemlich unschädlich, denn es war ein roheres Heidentum.

Diese meine innigsten Überzeugungen hab' ich mich veranlaßt gefunden, Dir mitzuteilen. Hinter all dem Scherz in früheren Tagen lag der tiefste Ernst versteckt; ich hasse und verabscheue das Christentum, und Nichts mit größerem Recht. Es will Wunder

tun, und selbst, wenn Wunder möglich wären, hörten sie nicht auf, überflüssig zu sein.

Christus ist mir eine hohe — vielleicht die höchste — sittliche Erscheinung in der Geschichte; der einzige Mensch, der durch Leiden groß geworden ist. Weil Judentum und Heidentum nicht weit genug gegangen waren, vergeb' ich es ihm, daß er zu weit ging.

Ich gönne Jedem seinen Wanderstab, mithin auch dem Christen. Also nicht, um Dich zur Proselytin zu machen, sondern nur, weil das Höchste verdient, in einem Briefwechsel, wie der uns'rige ist, ausgesprochen zu werden, teil' ich's Dir mit. (Brief vom 12. Febr. 1837.)

Ich hasse das Christentum, und weiß wohl, warum; ich hab's einmal gesagt und sag's noch einmal. Das hat mich aber nicht abgehalten, gestern die folgende Romanze zu schreiben: Vinum sacrum. (Brief v. 14. März 1837.)

Es gibt nur einen Tod und nur eine Todeskrankheit, und sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, deretwegen Göthes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Göthen befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt, und die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt und in die Blüte tritt) erwürgt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen; es ist mit einem Wort die Krankheit, die Du nie begreifen wirst, weil — Du darnach fragen konntest. Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel gibt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, der Doctor (sei er nun über den Sternen oder im Mittelpunct meines Ichs) der mich curiren will, muß zuvor die ganze Welt curiren, und dann bin ich gleich curirt. Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindung, daß die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig vom Schmerz wissen; es ist Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.

Von diesem Punct kommen wir so leicht und ohne Umstände auf Religion, als von der Auszehrung auf einen Wunderdoctor. Die Religion der meisten Leute ist nichts weiter, als ein „Sich schlafen legen" und es ist wirklich zu fürchten, Gott mögte sie für

ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen, und die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten und den Menschengeist mit all seinen Rheinfällen und Gewittern im Schlaf — d. h. im Glauben — an sich vorüber ziehen zu lassen. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der „wahre Christ" sich denkt, paßt so vortrefflich in die große, krause Maschine wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so ganz erstaunlich gut paßt, mögt' ich einen solchen Gott bezweifeln. Es wär' doch etwas mehr, als ein Wunder, wenn der menschliche Geist, der durchaus niemals eine Ursach durchdringt, die erste Ursach alles Seins so weit erfaßte, daß er sich ohne Frechheit herausnehmen dürfte, an sie, auf sein eigenes Zeugnis hin, zu glauben und also jede andere mögliche mit gränzenloser Keckheit zu verneinen, ich sage, es wäre mehr, als ein Wunder, mithin weniger, als eine Möglichkeit. Ich will nicht weiter gehen; ich würde überhaupt vor Deinen Ohren (da Du nämlich ein Frauenzimmer bist, aus keinem anderen Grund!) solch ein Thema nicht so weit abgespielt haben, wenn nicht jener verfluchte Hochmut, der den wahren Christen schon seit 1800 Jahren zum wahren Hanswurst macht, auch in Dir ein ganz klein wenig sich regte. Ich will ihm nur eine Frage vorlegen, die vielleicht ihn, und (wo nicht) gewiß mich, verstummen macht. Woher kommt's doch wohl, daß Alles, was auf Erden jemals bedeutend war, (ich rechne mich bei Gott nicht darunter, obwohl ich gegen einige Regimenter wahrer Christen immerhin auch als Beweis gelten könnte) über das Christentum dachte, wie ich? Sollten in der Tat Leute, die sonst so blind sind, daß es für sie auf Erden überall fast keinen Unterschied gibt, gerade berufen sein, Himmelskarten zu verfertigen, oder die einmal gezeichneten zu approbieren? Sollten Augen, denen der Sperling entgeht, der ihnen nicht auf der Nase sitzt, Stand und Bahn der Central-Sonne (das ist doch Gott) zu entdecken und zu verfolgen Kraft haben? Sollten sie nicht etwas unverschämt sein, wenn sie es nur wagen, einem Christus (der von meinem Gesichtspunct aus vielleicht mehr ist, als von dem des strengsten Ortodoxen, obgleich nie mehr, als ein Mensch) Beglaubigungspatente auszustellen? Ist das

nicht ungefähr eben so, als hätte am siebenten Tag, nachdem Gott die Welt geschaffen, während Gabriel und Raphael auf den Knieen lagen und nicht dachten, nicht sprachen, sondern sich begeisterten und schwiegen, ein Schulmeister sich erboten, sein Siegel darunter zu setzen? Religion ist das Product höchster Ohnmacht und höchster Eitelkeit, Beide mit einander multipliciert.

Nimm dies Alles (ich bitte Dich sehr darum, liebe Elise, Du würdest mir Unrecht tun) nur nicht für Bitterkeit. Wenn ich auch sonst keine einzige Tugend habe, ich bin wahr, und Wahrheit verlangt zuweilen den stärksten Ausdruck.

Unsere Zeit ist schlimme Zeit. Das große Geheimnis, die letzte Ausbeute alles Forschens, Handelns und Strebens, die Überzeugung, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht und bei der Spielerei in seiner langweiligsten Stunde von sich Nichts, als höchstens einen glänzenden Schaum unter das Machwerk gemischt hat, war ehemals hinter sieben Schlösser und Riegel versteckt und der Mensch sah sich und das Rätsel zu gleicher Zeit aufgelös't, d. h. er starb, wenn er klug wurde. Die alten Schlösser und Riegel sind schadhaft geworden, schon der Knabe kann sie aufreißen, und der Jüngling reißt sie auf; ach, fliegt der Adler wohl länger, als er an die Sonne glaubt? Die Weltgeschichte steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demut erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne die eine Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott und selig sein kann; die Natur steht zum Menschen wie das Thema zur Variation; das Leben ist ein Krampf, ein Rausch oder eine Opiums-Ohnmacht. Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt, oder nur ersetzt? Ich fürchte, zum ersten Mal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen; sie hat sich ein Brennglas geschliffen, um die Idee einer freien Menschheit, die, wie in Frankreich der König, auf Erden nicht sterben kann, darin aufzufangen; sie sammelt, die Weltgeschichte sammelt, sie sammelt Stralen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zu-

sammen gebettelt. — Dieser Brief ist klein, aber bedeutend! (Brief v. 11. April 1837.)

Ob das Christentum fortbestehen wird, oder nicht? Jedenfalls ist die Krisis eingetreten, denn was früher nur einen Teil der Literatur bewegte, bewegt jetzt das Leben; hält sich in solch einem Kampf eine Institution, so hält sie sich auf ewig. (T. I, 739.)

Für meinen Nächsten würde oft dabei wenig heraus kommen, wenn ich ihn liebte, wie mich selbst. (T. I, 742.)

Es wäre möglich, daß das Christentum in dem neusten Krieg eben so viel gewönne, als vielleicht Christus verlöre! (T. I, 926.)

Die Juden im Mittelalter mußten an die Göttlichkeit Christi glauben, bevor sie, wie es ihnen Schuld gegeben ward, Hostien durchbohren konnten. (T. I, 991.)

Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältniß zwischen eigener Kraft, die angestrengt seyn will, und zwischen einer höheren Macht, die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergieb uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei, steht er der Gottheit gegenüber, und öffnet sich mit eigner Hand Himmel oder Hölle. Und, wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung Nichts gebiert, als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet, und so weit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Foderungen desselben gemäß lebt, ist schon erhört, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor; so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk. (T. I, 1334.)

2. Protestantismus und Katholizismus.

Es war eine große Idee der katholischen Religion, daß bedeutende Menschen in den Augen der Gottheit Etwas gelten und durch Fürbitten wirken konnten. (T. I, 375.)

Ein guter Pabst mußte von jeher, notgedrungen, ein schlechter Christ sein. (T. I, 1150.)

3. Beim Tod von Emil Rousseau.

Wohl mögen wir wehklagen und weinen, wenn wir ihn hinweg genommen sehen in dem Moment, wo er das eigentliche Werk seines Lebens beginnen wollte! Aber zugleich müssen wir bedenken, daß nur wir durch diesen dunklen Wendepunct verloren haben, daß er selbst jedoch kein einziges Samenkorn verlieren kann, und daß seine Ernte in den lichten Sphären, wo die Kraft wächs't und der Widerstreit verschwindet, nur um so früher reifen und um so glänzender und reicher ausfallen muß. Es gibt eine doppelte Wirkung, eine äußere und eine innere; jene erprobt sich an der Welt und zerbricht oft an ihrer steinernen Schale, diese ergießt sich, wie ein Feuerstrom, in die Quelle, aus der sie entsprang, in die menschliche Seele, zurück, und sie ist in meinen Augen die eigentlichste Bürgschaft der Verheißung, denn sie wirkt das Wunder, daß der Mensch aus sich selbst die Unsterblichkeit, aus der Zeitlichkeit die Ewigkeit schöpft. Wir aber, wollen wir nicht gern verlieren, wenn wir nur wissen, daß Er gewinnt? Nicht tot, nicht begraben wollen wir Ihn uns denken, sondern umgürtet mit himmlischem Licht; und jener geweihten Stunde, wo er uns armen, geknickten und zerquetschten Erdesclaven in verklärter Gestalt entgegen tritt, wo er uns sagt, was und wie viel er gewonnen hat, wollen wir uns entgegen freuen! (Brief v. 9. Oct. 1838.)

An Charlotte Rousseau.

Mögte auch Ihre Verehrte Mutter recht bald diejenige Ruhe gewinnen, welche für den Christen aus den Tröstungen der Religion, für den anders Gesinnten aus der Betrachtung des Menschenlebens hervor geht. Was vermag der Mensch im günstigsten Fall? Er vermag Nichts weiter, als sich einem ewigen Widerstand gegenüber im Gefühl seiner Kraft und seines Willens aufrecht zu erhalten; wer lange lebt, wird um Nichts reicher, oft aber um Vieles ärmer; die schöne jugendliche Begeisterung, dies herrlichste Erbteil des höheren Geistes, geht immer im Kampf mit der Welt verloren, und mit ihr fast die Möglichkeit des Glücks. (B. I, S. 347 f.)

Sie schreiben mir, er habe in seinen Phantasieen oft ängstlich

Sorge um seinen Lebensunterhalt laut werden lassen. Dies hat mich Anfangs sehr betrübt; doch auch nur Anfangs. Es ist in meinen Augen ein Beweis, daß er in seiner Bewußtlosigkeit nicht sich selbst, seinem innerlichsten Sein und seiner eigensten Welt entrückt war, daß er nur von seinem Krankenbett Nichts wußte, und dies ist gewiß auch Ihnen ein tröstlicher Gedanke. Er bangte um die Zukunft; dies ist ein Zeichen, daß die Gegenwart nur seinen Leib drückte, nicht seinen Geist; diesem gehörte, nach wie vor, alle Folgezeit, er berechnete die fernsten Möglichkeiten und triumphierte im Angesicht des Todes, denn wahrlich, eine solche Sorge hätte ihn nicht quälen können, wenn der Schatten des Todes sein inneres Licht verdunkelt hätte. Ich weiß nicht, was die Unsterblichkeit unwiderleglicher verkünden kann! (B. I, S. 350.)

Der Tod eines heißgeliebten Menschen ist die eigentliche Weihe für eine höhere Welt, das hab' ich in der letzten Zeit auf's Innigste empfunden. Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu suchen habe! Und in diesem Sinne darf man wohl sagen: der Schmerz ist der größte Wohltäter, ja der wahre Schöpfer des Menschen. Freilich ist er dies nur dann, wenn man, nachdem man ihn ins Innerste eindringen ließ, ihn männlich bekämpft. (B. I, S. 353 f.)

5. Hamburg (1839—1842), Kopenhagen (1842—1843), Hamburg (1843).

Nach einer äußerst beschwerlichen Fußreise war Hebbel am 31. März 1839 wieder in Hamburg angekommen. In den ersten Tagen seines Dortseins lernte er bereits Gutzkow kennen, der ihn aufforderte, ihm für sein Jahrbuch und für seinen „Telegraphen" Beiträge zu liefern. Auch Campe lud ihn ein, ihm für seinen Verlag einen historischen Roman, der in Dithmarschen spielen sollte, zu schreiben. Außerdem trug sich Hebbel mit der Idee einer Geschichte und Kritik der deutschen Lyrik. So konnte er mit Stolz in sein Tagebuch schreiben: „Der kaum entpuppte Schreiber, der es für eine große Ehre hielt, in einen Gymnasiasten-Verein eingeführt zu werden, wird von den ersten literarischen Berühmtheiten Deutsch-

lands gesucht und respektiert, eine Welt der Wirkung liegt vor mir da" (T. II, 1550).

Zunächst schrieb Hebbel das „Gemälde aus München". Mit mehr Lust ging er an die Besprechung einer Reihe von Büchern, die ihm Gutzkow zur Rezension im „Telegraphen" gegeben hatte. Zwar waren dieselben z. T. von geringem literarischen Wert, aber Hebbel suchte seinen „Kritiken die Bedeutung zu geben, welche den kritisierten Büchern fehlte". Hier legte er hauptsächlich seine Gedanken über die Lyrik, das Drama und den Roman nieder, daneben finden sich aber auch zahlreiche Stellen, in denen er Fragen der Weltanschauung und Religion erörtert. So entwickelt er z. B. im Anschluß an einen Roman von Wilhelm Elias seine Ideen über das Verhältnis von Glauben und Wissen. Wie ihm der Wert der Geschichte darin besteht, daß sie uns, die wir in unsere dürftige Individualität gebannt sind, in ihre großen allgemeinen Kämpfe zieht, und ihre Göttlichkeit darin, daß noch niemals einer dieser Kämpfe abgeschlossen ward, so kommt es Hebbel bei der Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen nicht auf ihre Beantwortung an, sondern darauf, daß sie überhaupt aufgeworfen wird. Sehr interessant sind Hebbels Ausführungen über die Geschichte. „Jeder, dem die Geschichte mehr als Gedächtnisfutter sein soll, muß zu ihr ein durchaus individuelles Verhältnis suchen; es ist ein großer Irrtum Deutscher Wissenschaft, wenn sie auch in diesem Kreise die Vermittlung für ihre Aufgabe hält, und es steht ihr fast komisch, wenn sie für die reine Wäsche der historischen Charaktere sorgen zu müssen glaubt" (W. X, S. 354). Gegen die Spekulationen der Metaphysik zeigt er sich trotz seiner eigenen stark metaphysischen Anlage skeptisch. So lobt er den Verfasser einer Schrift über „Wissenschaft und Universität in ihrer Stellung zu den praktischen Interessen der Gegenwart", weil er sich für seine Gedanken-Entwicklung nach einem kompakten und reellen Gegenstand umgesehen habe, „statt nach Art der Philosophen das Spinnengewebe der Metaphysik abzuhaspeln und mit dem Senkblei einer kecken Hypothese die Tiefen der Gottheit zu ermessen" (W. X, S. 363). In der Rezension einer Sagensammlung spricht Hebbel über die Bedeutung der Volkssage: „Man charakterisiert sie vielleicht am treffendsten, wenn man

sie den unbewußt-poetischen Ausdruck der Geschichte nennt, und in ihr das dunkle Streben der Völker sieht, ihre angeborenen Grundideen und Anschauungen in geheimnisvollen und großartigen Lebensbildern zu gestalten. Sie ist die natürliche Tochter der Mythe und unterscheidet sich von ihrer Mutter eigentlich bloß dadurch, daß, wenn die Mythe durchaus aus dem religiösen Bedürfnis hervorging, die Sage sich auf das religiöse Bedürfnis mehr nur zurück bezieht; eben darum hat in unbewußter Analogie mit dem Heidentum die christkatholische Kirche sie als Tradition und Legende in ihren Kreis gezogen und den Altar des unbekannten Gottes mit ihren frischen, blutroten Blumen umwunden" (W. X, S. 390 f.). Obwohl Hebbel den Vertretern des „Jungen Deutschland" feindlich gegenüberstand, verteidigte er sie doch warm gegen den Vorwurf des Tugendhasses und der sinnlichen Raserei: „Es gibt keinen Tugendhaß; die Sünde hat große Macht, aber die Macht, sich als selbständiger Gegensatz der Tugend hinzustellen und diese in freiem Haß zu befehden, hat sie nicht. Das Fieber ist nur, so lange der Mensch ist, den es befiel; die Kraft, womit es den Körper bekämpft, saugt es aus dem Körper selbst. Die Sünde ist die Krankheit der Tugend, eine Krankheit, die sie in dem einzelnen Individuum ohnmächtig daniederwerfen und ihr das Hinaustreten in die lebendige Erscheinung unmöglich machen, die sie aber nimmermehr vernichten und sich an ihre Stelle drängen kann. Sinnliche Raserei trieb noch Keinen aus dem Schoß der Kirche heraus, der ihn nicht auch ohne sie verlassen hätte; dies ist schon deshalb unmöglich, weil Niemand mit dem Christentum zugleich dem Sittengesetz entläuft. Es ist ein ungeheurer Irrtum, die Religion, und zwar die positive, in anderem, als im allerweitesten Sinne, für den Inhalt der menschlichen Natur zu halten, statt für ihre schönste und harmonievollste Form, für den vollkommensten Ausdruck der in ihr liegenden göttlichen Elemente; das Evangelium spricht nur von einer Wiedergeburt, nicht von einer Geburt an sich; jedenfalls müssen wir über den Pfeiler, den wir umklammern, den Erdboden nicht vergessen, der diesen trägt. Das Regieren setzt mehr Schweiß und Blut voraus, als sein Gegenteil; es verlangt jene hohe Kraft, die sich, dem reißenden Strom der Geschichte gegenüber, in sich selbst zusammen zu ziehen und in

heiliger Einsamkeit aus dem eigenen Kern die Welt in irgend einer ihrer Möglichkeiten hervor zu spinnen vermag, es ist die letzte Zuflucht der nicht ganz in der Schöpfung aufgegangenen ewigen Freiheit" (W. X, S. 398 f.). Dabei verhehlt sich Hebbel aber nicht die großen Gefahren seiner Zeit, die „sich für das Faß Pulver hält, das bestimmt ist, das Felsen-Fundament, worauf die ganze sittliche und religiöse Welt ruht, in die Luft zu sprengen" (W. X. S. 395). Nur einmal bei Besprechung der gesammelten Schriften Waiblingers spricht Hebbel von sich. Die furchtbaren Schicksale dieses armen Poeten erinnern ihn an seine eigene Lage und an sein vergebliches Bemühen, sich eine auch nur bescheidene Stellung zu erobern: „Der Kampf um die Existenz ist der einzige, mit dem ein Mensch um so eher verschont werden sollte, je höher er steht, und doch ist es gerade dieser, den die Bedeutendsten kämpfen müssen. Für den kümmerlichsten Wicht hat die Gesellschaft einen Platz, aber Genie und Talent sehen sich umsonst nach einem Zufluchtsort um. Im Kampf um die Existenz müssen sie sich aufreiben, und wenn dieser schmähliche Kampf in irgend einem außerordentlichen Fall einen Erfolg hat, so haben sie noch Nichts gewonnen, als was sie gerechter Weise nie hätten entbehren sollen. Und es kann sich ereignen, daß die Kraft des Gefangenen nur eben zum Durchbrechen der Kerkermauern ausreicht, und daß er ohnmächtig dahin sinkt, wenn er an die freie Luft kommt" (W. X, S. 408, vgl. das Gedicht „Liegt Einer schwer gefangen", W. VI, 289).

Dem bitteren Kampf um seine Existenz verdanken wir zwei geschichtliche Werke Hebbels, die zwar jeder selbständigen Forscherarbeit entbehren, uns aber interessante Einblicke in seine damalige Gedankenwelt tun lassen: Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und Die Geschichte der Jungfrau von Orleans. Der Dreißigjährige Krieg hat seine unterschiedliche Bedeutung gegenüber allen vorangegangenen Kriegen darin, daß er einer Idee wegen, und zwar der religiösen Duldung wegen, geführt wurde. Wie seiner Zeit das Christentum gegenüber dem Heidentum einen großen Fortschritt bedeutete, so hatte die Reformation verhindert, daß die völlig verweltlichte Kirche wieder ins Heidentum zurücksank. Die Reformation war ein notwendiger Moment der Geschichte, nicht etwa nur ein

voreiliges Experiment eines leidenschaftlichen Individuums. „Luther mit seiner Berlichingenfaust mußte kommen, die neue Zeit mußte einen Sprecher und einen Kämpfer erhalten, wenn der Sohn des Hauses nicht als Bastard eintreten und um seine gerechtesten Ansprüche verkürzt werden sollte“ (W. IX, S. 76). Freilich knüpfte Luther die Reformation zu sehr an seine eigene Person und verfolgte Andersdenkende bald auch mit seinem Bannstrahl in Verkennung seines Lebenswerkes, „das doch nicht bloß diese und jene Fessel sprengen, sondern dem menschlichen Geist die ihm gebührende Freiheit überhaupt zurückgeben wollte“. „Doch soll über diesen Punkt mit einem Mann von so außerordentlichen Verdiensten Keiner rechten“ (Ebda S. 76 f.). Der traurige Zustand der Kirche rechtfertigte völlig sein leidenschaftliches Auftreten. Schon bald nach seinem Tode drohte seinem Lebenswerk der Untergang von Seiten der wieder erstarkten Gegner. Es mußte zu einer blutigen Auseinandersetzung kommen, damit die Segnungen der Reformation nicht verloren gingen. Diese Grundideen beherrschen Hebbels Erzählung, die übrigens im Großen und Ganzen völlig von seinen Vorgängern, besonders von Schiller abhängig ist.

Die „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ hatte Hebbel schon in München beschäftigt. Die Schiller'sche Jungfrau genügte ihm durchaus nicht. Sie gehört nach seiner Meinung ins Wachsfigurenkabinett. „Der bedeutendste Stoff der Geschichte ist auf eine unerträgliche Weise verpfuscht. In der Geschichte *lebt, leidet* und *stirbt* sie schön; in Schillers Trauerspiel — *spricht* sie schön“ (W. V, S. 41). „Zudem ist Schillers Jungfrau eine echte Theater-Jungfrau; neben diesem Pfau würde ein einfach-edles Mädchen, das, nachdem Gott durch seinen Arm ein Wunder ins Leben gerufen, vor sich selbst, wie vor einem dunklen Geheimnis, zurückschauderte, schlecht figurieren“ (Ebda S. 42). Das vornehmste tragische Motiv in der Geschichte der Jungfrau von Orleans bestand nach Hebbel in Folgendem: „Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff (setzen wir den Fall, so müssen wir die ihm correspondierenden Ausdrücke gestatten) in's Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch

dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen . . . Eine Tragödie, welche diese Idee abspiegelte, würde einen großen Eindruck hervorbringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büßen zu müssen" (Ebda S. 42 f.). In Hamburg kam Hebbel jedoch zur Überzeugung, daß der dramatischen Behandlung der Jungfrau von Orleans der erbärmliche Charakter des Königs, um dessentwillen Alles geschieht, am meisten entgegensteht. Deshalb wählte Hebbel nun die erzählende Form. Auch hier schloß er sich eng an seine Quellen, Charmette's „Jungfrau von Orleans" und eine Schrift von Görres, an. Die „Naivität" der Jungfrau ist ihm der Schlüssel zur poetischen Darstellung. Im Gegensatz zu schwärmerisch-spekulativen Naturen, die in rein geistigen Sphären neue Welten entdecken, schildert sie Hebbel als eine „religiös-naive, bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in Tat verwandelt" (W. IX, S. 356). „Wahrlich, man kann sagen: Johanna war ein von Gott emanzipiertes Weib" (W. IX, S. 298).

Alle diese Arbeiten waren nicht einem inneren Schöpfungsdrange, sondern der Not entsprungen. Schon bald nach seiner Ankunft in Hamburg hatten sich nämlich Hebbels Lebensverhältnisse immer mehr verschlechtert. Mit Gutzkow wollte sich kein vertrauensvolles Verhältnis anbahnen, und die Schoppe bewies immer mehr, daß sie Hebbel nie verstanden hatte. Dazu überfiel Hebbel plötzlich eine Todkrankheit. „Am 2. Juni 1839 stand der Tod mir zur Seite; ein Aderlaß eine Stunde länger aufgeschoben, und ich starb noch vor sechs Uhr Abends unfehlbar am Lungenschlage" (T. I, 1620). Nachdem die Krankheit glücklich vorübergegangen war, ergriff ihn eine furchtbare Müdigkeit. „Arbeiten kann ich nicht mehr." „Mein Leben ist eine langsame Hinrichtung meines inneren Menschen." Wieder schwebte ihm als einzige Rettung der Selbstmord vor. Da lesen wir plötzlich im Tagebuch vom 3. Oktober 1839: „Gestern fing ich meine Tragödie Judith an und schrieb ein Paar Szenen, die mir gefielen. Heute schrieb ich fort und es glückte wieder. Leben, Situation und Charaktere springen in körniger Prosa ohne lange bauschige Adjectiva, die den Jambus so oft ausfüllen helfen müssen, frisch und kräftig hervor. Gott, wenn das ginge!

Wenn die bisherige Pause, dies Stocken des poetischen Stroms nichts bedeutet hätte, als ein neues Bett! Ich wäre glücklich! Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrtum, so bin ich selbst einer!" und am 8. Oktober: „Mit meiner Tragödie geht es herrlich, ich schreibe täglich daran fort und machte heute die Hauptszene, von der ich glaube, daß sie sich nicht zu schämen braucht, man mag neben sie stellen, was man will. Ich bin selig und fühle mich auf dem Weg zu einem neuen Leben; Gott verhüte, daß nicht Alles plötzlich wieder in's Stocken gerate." Aber ein ernstes Zerwürfnis mit der Schoppe riß ihn aus aller Stimmung. Erst nachdem dieses beigelegt war, konnte er am 15. Dezember wieder einmal eine Szene an der Judith schreiben. Der Weihnachtsabend bescherte ihm noch eine Szene, und bereits am 28. Januar 1840 kann er die Beendigung seiner Judith im Tagebuch eintragen. Mit diesem Werk, das ihm ganz aus dem Innersten seines Gemütes geflossen war und zu dem er die höchsten Kräfte angespannt hatte, hatte der Dichter mit einem Schlage sich selber gefunden. Das seitherige Stocken des poetischen Stromes hatte in der Tat nur ein neues Bett bedeutet, das er sich gegraben hatte, und in diesem Bett strömte nun alles zusammen, was seither in seinem Inneren durcheinander geflutet war. So übertrug Hebbel die mannigfachen Ideen, die er schon in München an dem Stoffe der „Jungfrau von Orleans" sich gebildet hatte, auf die Judith der Bibel, deren Charakter er wiederum in ganz eigenartiger Weise umbildete. So wirkten die ausgedehnten Napoleonstudien und seine Beschäftigung mit Alexander dem Großen auf die Gestalt des Holofernes ein, der außerdem ein gut Teil von Hebbels eigenem Titanentrotz verrät. In den Volksszenen endlich, besonders in den wunderbar plastisch hervortretenden Gestalten des uralten Samuel und des stummen Daniel, wirken biblische Eindrücke nach, die Hebbel schon in frühster Kindheit erhalten hatte. Eine tiefe Dankbarkeit gegen Gott erfüllte Hebbel nach Vollendung dieses Werkes: „Das Höchste, was er zuweilen Jahrhunderte lang allen versagt, hat er mir verliehen, ich durfte ein durchaus selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk, das für die Welt Bedeutung hat, hervorbringen, mir war es vergönnt, den edelsten Wunsch meiner Jugend erfüllt zu sehen; alles Übrige habe

ich immer nur als Nebensache betrachtet, und ich will es auch von jetzt an nicht anders betrachten" (B. II, S. 79).

Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Während seine Judith Aufsehen machte und bald in Berlin und Hamburg zur Aufführung kam, wurden Hebbels persönliche Verhältnisse immer trostloser. Mit der Schoppe kam es nun zum endgültigen Bruch. In dem furchtbaren „Memorial" (B. II, S. 39—73), in dem er in erschütternder Weise nochmals die Qualen seiner Jugendzeit schildert, rechnet Hebbel endgültig mit ihr ab. Aber der Kampf in seinem eigenen Inneren wollte sich immer noch nicht legen. „Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gähren noch immer durch einander, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären; eins kämpft mit dem anderen und unterwirft es, oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt! . . . Schwer, unendlich schwer ist es allerdings, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat, wie ich; es setzt die Herrschaft über den Moment voraus, die wenigstens derjenige, der an den Moment noch Ansprüche macht, so leicht nicht erlangt; doch kann man sich diesem Ziel mehr und mehr nähern, und ich bin noch nicht einmal unterwegs" (T. II, S. 55 f.). Das Verhältnis zu Elise endlich ward von Tag zu Tage tragischer. Sie fühlte sich von Hebbel Mutter, und doch konnte er im Innersten seiner Seele keine Liebe zu ihr fassen, ja er ließ gerade bei ihr oft seinem zügellosen Temperament den Lauf und quälte und verletzte sie aufs Tiefste. Dann überfiel ihn wieder die bitterste Reue: „O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durch einander stürzen, umher irrt, der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis in's Innerste zurück gedrängt, sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet, und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt" (T. II, S. 61 f.).

Diese Verwirrung erreichte ihren Höhepunkt, als Hebbel, während Elise von Hamburg abwesend war, in einer Abendgesellschaft

Emma Schröder, die Tochter einer reichen Patrizierfamilie, kennen lernte, deren holder Liebreiz ihn in einen Rausch der Begeisterung versetzte. „Emma möchte ich alle Tage sehen, schreibt er an Elise, dann würd' ich sprudeln. Es ist doch wahr, Liebe ist etwas Anderes als Freundschaft, und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend." (B. II, S. 90 f.) So stand Hebbel am Scheideweg. Sollte er die alternde Elise, die ihm alles geopfert hatte und die ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, fahren lassen und sich dem Mädchen zuwenden, das er von Grund seiner Seele liebte, oder sollte er aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl, wenn auch ohne wahre echte Liebe, seine Wohltäterin und die Mutter seines Kindes heiraten und diesen Pflichten seine Liebe opfern? Ein furchtbarer Zwiespalt zerriß sein Inneres, aber aus den wilden Kämpfen, die seine Brust durchtobten, erhob sich ein neues Kunstwerk! Am 21. September 1840 meldete das Tagebuch: „Tränen des Danks, nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genoveva hervor! Nur die Kraft, nur die Liebe — dann laß' kommen, was da will!" und am 28. September: „Gott ist unverdientermaßen unendlich gnädig gegen mich, und wohl will es sich ziemen, daß ich dies in meinem Tagebuch, worin so viele Klagen und Ausbrüche der Verzweiflung stehen, einmal mit freudiger Seele ausspreche . . . Jetzt wieder, nun ich von Genoveva voll bin, fühle ich mich so ganz — Dank, tiefen Dank dem Ewigen!" In rascher Folge entstanden die beiden ersten Akte. Dann kamen die alten verzweifelten Stimmungen wieder. Am 25. November gebar ihm Elise einen Sohn, und heiße Dankgebete für die glückliche Errettung der Mutter stiegen zum Himmel auf. Am Ende des Jahres war der 3. Akt beinahe fertig, am 1. März 1841 war das ganze Drama vollendet.

Schon in München hatte Hebbel im Anschluß an die Lektüre von Maler Müllers „Genoveva" viel über diesen Stoff nachgedacht und bereits die Grundlinien seines späteren Dramas entworfen. Den dramatischen Gehalt desselben fand er schon damals nur im Charakter des Golo. In Hamburg kam noch die Lektüre von Tiecks Genoveva hinzu, die ihn zum Widerspruch und zur Nachahmung reizte. Den letzten und entscheidendsten Anstoß aber gaben

die Seelenkämpfe, in die ihn die plötzlich aufflammende Leidenschaft für Emma Schröder gestürzt hatte. Wie Golo liebte er mit allen Fasern seines Herzens ein schönes Weib, aber dieses edelste Gefühl war auch bei ihm durch böse Fügung mißgeboren in die Welt getreten. Die Liebe selbst war für ihn Sünde, denn sie bedeutete zugleich Untreue gegen seine selbstlose Freundin und die Mutter seines Kindes. So ergoß er denn alle die Qualen seiner unglücklichen Leidenschaft in die Gestalt des Golo, während er die duldende Genoveva mit dem ganzen Edelmut und dem rührenden Opfersinn seiner Elise schmückte. So ward seine Dichtung zu einem großartigen Seelengemälde und zu einem der ergreifendsten Selbstbekenntnisse, die je ein Dichter geschaffen hat.

Freilich ein Theaterstück im gewöhnlichen Sinn war sie aus eben diesem Grunde nicht und wurde deshalb auch von Berlin nicht zur Aufführung angenommen. Aber auch Hebbel war nicht zufrieden damit: „Das Drama hat den Fehler seiner Idee, möchte ich sagen, und das ist freilich der ärgste Fehler, den es haben kann. Die Idee ist die christliche der Sühnung und Genugtuung durch Heilige. Das Menschliche hat sich in die Charaktere hinein gerettet“ (T. II, 2337). Gegen Ende des Jahres gefällt sie ihm wieder besser (T. II, 2411). Aber im Februar 1842 schreibt er im Tagebuch: „Genoveva gefällt mir jetzt wieder gar nicht. Ich fürchte, ich fürchte, ich habe, weil ich zwei Aufgaben auf einmal lösen wollte, Beide verfehlt. Es wär Schade um die guten Sachen, die doch unleugbar im Stücke sind.“ So konnte er keine reine Freude an seinem Werke haben.

Noch während er die Genoveva dichtete, verfaßte Hebbel eine düstere Novelle „Matteo“, die von einem wahnsinnigen Humor erfüllt ist und den unergründlichen Widerspruch des Lebens schildert, und im Spätherbst 1841 vollendete er sein schon in München begonnenes Lustspiel „Der Diamant“. Aber schon rumorten zwei weitere Stücke in ihm: das bürgerliche Trauerspiel „Klara“ und der „Moloch“. Letzterer sollte sein bedeutendstes Werk werden. „Ich will ihn in der Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung halten und mich nicht zu tief in's Individuelle versenken, damit der Schicksalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva

zu sehr mit Gemüts-Darstellungen umsponnen ist, durchgehends erkennbar bleibe" (T. II, 2464). Aber zu einer Gestaltung dieser beiden Stoffe kam es noch nicht. Dagegen hatte Hebbel unterdessen seine Gedichte gesammelt und retouchiert, die nach langer Vorbereitung 1842 bei Campe erschienen.

Mit Vertrauen hatte Hebbel das Jahr 1842 begonnen: „Da steht das Datum! Aber was ich hinein schreiben soll, weiß ich wirklich nicht. Statt alles Übrigen steht hier am Besten das Wort Vertrauen. Ja, Vertrauen! Mit Vertrauen will ich das Jahr anfangen, denn daran fehlt es mir oft gar sehr. Gott, Du weißt es: ich bitte Dich nicht um Tand, nicht um Ehre und Ruhm, so schmerzlich man den letzteren freilich in einer Welt voll bekränzter Lumpen entbehrt, nicht um Überfluß, nur um Fortdauer der inneren und äußeren Existenz, nur um das, was zu meiner und meiner Teuersten Erhaltung notwendig ist und um Deinen Segen für mein geistiges Leben. Darum will auch ich glauben, daß Du mich erhören wirst!" (T. II, 2416). Aber es sollte anders kommen! Vom 5.—8. Mai 1842 zerstörte eine furchtbare Feuersbrunst ein Fünftel von Hamburg. Bei der Hebbel von Jugend auf eigenen Anschauungsart, in den Dingen nicht die Dinge selbst, sondern immer die Symbole der Natur oder der Geschichte zu erblicken, hatte er während des Brandes nicht das ihm bekannte Hamburg, sondern das uralte Karthago, zuweilen auch das von einer Bacchantin in Brand gesteckte Persepolis vor Augen. Der Brand von Hamburg sollte für seinen „Moloch" einen gewaltigen Hintergrund geben! Der furchtbar heiße Sommer des Jahres ließ Hebbel zu keiner Arbeit kommen. Oft schwebte ihm das Bild des jüngsten Tages in aller Furchtbarkeit der christlichen Vorstellungsart vor der Phantasie. „Ein Ende muß sein, warum nicht jetzt? Einer muß das erleben, warum nicht ich?" (T. II, 2582). So erwog er den Gedanken einer Ortsveränderung, die immer von wohltätiger Wirkung gewesen war. Zunächst wollte er nach Berlin, aber Graf Moltke, den er in einer Gesellschaft kennen lernte, riet ihm, als dänischer Untertan bei Christian VIII. von Dänemark um eine Professur oder ein Reisestipendium einzukommen. Nachdem er noch am 21. Oktober seinen Sohn Max hatte taufen lassen, „wobei der

Pfaff mit verdrehten Augen eine miserable Rede hielt" (T. II, 2608), verließ er am 12. November 1842 Hamburg und fuhr mit der Post nach Kiel, wo er sich bei Dr. Olshausen wegen einer Professur der Ästhetik erkundigte. Dann ging er nach Düsternbrook hinaus. Bei der Erinnerung an Hamburg und besonders an das, was er gegen Elise gesündigt hatte, überfiel ihn eine ganz unbeschreibliche Melancholie. „Ich ging und betete zu Gott" (T. II, 2617). Dann bestieg er das Dampfschiff. Auf der Überfahrt dichtete er das grandiose „Auf dem Meer", in dem die Schrecken des furchtbaren Brandes und des stürmischen Meeres zusammenklingen und sich verkörpern in der Gestalt der Titanen, die nach langer Zeit aus ihrem Schlummer wieder aufgestört sind, um die Welt zu zerstören. Am 14. November 1842 kam er in Kopenhagen an.

Wieder kamen schlimme Zeiten für Hebbel. Der stolze Dichter, dem ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft von jeher schwer gefallen war, mußte nun die verschiedensten Besuche und Bittgänge bei hohen Herren tun. Dabei zog er sich wiederum, um zu sparen, ganz auf sich selbst zurück. Nur die Bekanntschaft Oehlenschlägers, des Hauptes der Romantik in Dänemark, war für Hebbel von großer Bedeutung. Oehlenschläger nahm sich des vereinsamten Dichters in liebevoller Weise an und ging auf sein Schaffen ein. So tauschten beide z. B. ihre Gedanken über den Begriff der Versöhnung im Drama aus. Oehlenschläger warf Hebbel vor, daß er in der „Genoveva" zu tief in die Sünde hinabsteige. Hebbel dagegen machte geltend, daß er nur die Versöhnung der Idee wolle, nicht die des Individuums, da das Tragische nicht im Kreise der individuellen Ausgleichung möglich sei. Auch mit Thorwaldsen machte ihn Oehlenschläger bekannt, und es freute Hebbel, von diesem zu hören, daß auch er erst zur Ausführung eines Werkes schreite, wenn es ihm völlig klar vor der Seele stehe. Abgesehen von diesen Bekanntschaften floß aber Hebbels Leben anfangs sehr eintönig dahin. Die erste Audienz beim König verlief ergebnislos. Neue Verhandlungen und Besuche waren nötig. Hebbel bewarb sich nunmehr um ein Reisestipendium, und Oehlenschläger unterstützte sein Gesuch durch einen warmen Empfehlungsbrief, in dem er ihn als einen Dichter mit seltenen Talenten und echtem Genie

pries. Bei einer zweiten Audienz am 23. Januar 1843 versprach der König Unterstützung. Dieser Erfolg wirkte sehr günstig auf Hebbel ein: „Meine Seele ist voll Frieden und Dank gegen den Allgütigen.“ Er sah ein, daß er sich viel zu sehr von den Menschen abgesondert habe und daß er der Welt ein viel größeres und sich selbst ein viel geringeres Recht einräumen müsse. Als des Lebens Höchstes erschien ihm nun die ruhige reine Entwicklung. Einige neue Gedichte entstanden. Da überfiel ihn Anfang März ein furchtbarer Rheumatismus. Aber wiederum machte er dieselbe Erfahrung, wie einst in Hamburg bei seiner schweren Erkrankung, daß sein inneres Leben nicht abnahm, sondern im Gegenteil sich steigerte. Hätte er einen Sekretär gehabt, dann hätte er den ganzen ersten Akt seiner „Maria Magdalene“ diktieren können, so sprühte sein krankes Gehirn Funken. Endlich am 4. April brachte „der alte herrliche Oehlenschläger“ einen Brief, daß der König Hebbel ein Reisestipendium von 600 Rthl. jährlich auf zwei Jahre bewilligt habe. Hebbel konnte nur Gott aus tiefster Seele danken, indem er zugleich beschämt die Hände vors Gesicht hielt: „Nun, ewiger Vater über den Wolken, der Du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angesehen, sondern mir in Gnaden die Brücke zur Zukunft gebaut und mir ein schönes Pfand des Gelingens gegeben hast, ich fühle die Größe Deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die sie mir auflegt, und ich werde redlich ringen und streben.“ „Dank Dir, mein himmlischer Vater, daß Du die Fülle Deiner Gnaden über den Unwürdigsten ausgeschüttet hast; es gibt mir ein Vertrauen, daß auch ich mich dermaleinst zurecht finden und zum Ziel gelangen werde!“ (T. II, 2671 u. 2672).

Am 28. April 1843 war Hebbel wieder in Hamburg. Am 1. Mai schloß er den ersten Akt seines „Bürgerlichen Trauerspiels“ ab. Nun aber kam wieder eine große Pause. Von seiner Krankheit und von häuslichen Sorgen gequält, kam er den ganzen Sommer zu keiner dichterischen Tätigkeit. Nur in der Schrift „Mein Wort über das Drama“ wies er in scharfer Weise den Angriff zurück, den Professor Heiberg im Intelligenzblatt gegen einen Aufsatz Hebbels „Ein Wort über das Drama“ im Morgenblatt gerichtet hatte. Am 8. September reiste er von Hamburg ab nach Paris.

Die Hamburger Zeit, in der zum ersten Mal stolze Schöpferfreude das Herz des Dichters erfüllte und es zu tiefem Dank gegen Gott stimmte, ist auch besonders reich an Gedichten voll tief religiösen Gehalts. Mitten in die Nöte und Kämpfe seines Lebens versetzen uns: Genesungsgefühl, Das Gebet für den Genius und Gebet. Das erste Gedicht ist kurz nach seiner schweren Krankheit, die ihn im Juni 1839 überfiel, entstanden. Es bildet den Dank des Dichters für die Erhaltung seines Lebens, an das er sich anfangs trotzig anklammerte, das er aber nun, nachdem er genesen war, freiwillig Gott opfern möchte. Das „Gebet für den Genius", aus dem Innersten seiner Lebenserfahrung geschöpft, galt jedenfalls dem Kinde, das ihm Elise am 5. November 1840 geboren hatte, dessen glückliche Geburt ihn mit tiefem Dank gegen Gott, aber auch mit schweren Sorgen für die Zukunft erfüllt hatte (vgl. T. II, 2184—2186). Bei dem „Gebet" hatte Hebbel nur an die genügsame und zufriedene Elise gedacht, der er am 5. Februar 1843 aus Kopenhagen schrieb: „Ach, Du bist so leicht zufrieden gestellt, daß das Glück, wenn es sein Maß schon auf Andere ausgeschüttet hat, Dich mit dem Tropfen, der darin hängen blieb, noch immer beseligen kann!"

Tiefer in Hebbels religiöse Weltanschauung führen uns: An die Jünglinge, Die Weihe der Nacht, Unergründlicher Schmerz und Reminiszenz. Das erste Gedicht ist ein feuriger Hymnus auf die Religion der Selbstvollendung und Erlösung, deren Wesen nicht in knechtischer Furcht vor Gott, sondern in unabhängigem, freien sittlichen Streben des Menschen besteht. Es ist gleichsam ein poetischer Kommentar zu den berühmten Briefen über die Religion, die Hebbel einst aus München an Elise geschrieben hatte (s. S. 50—55). Tritt hier der ethische Grundcharakter der Religion hervor, so atmet „Die Weihe der Nacht" den tief mystisch-pantheistischen Grundzug von Hebbels Religiosität, besonders stark in seiner ursprünglichen Form, in der es „An meine Seele" hieß und von V. 11 ab so lautete:

Seele, Du wachst noch?
Tastest noch zitternd umher
In der Unendlichkeit?
Findest denn Du allein nicht den Weg,
Der zurück zu Dir selbst Dich führt?
Hast Du zu weit Dich verirrt?
Bist Du in die Umarmung der Welt
Eingefroren zu fest?
Löse Dich! Löse Dich!

Daß Du die heilige Weihe nicht störst,
Die das Leben ringsum erneut.
Tauche Dich still und lausche nicht mehr
Aus Dir selber heraus,
Bis Du allmählig ganz Dich verlierst
In die innere Nacht.

Wenn Du, ruhig Dich dehnend im Schlaf,
Die umschließende Form zersprengst,
Die Dich sondert vom All,
Dann ergreift es Dich, wie ein Arm,
Und Du fühlst es mit süßer Angst,
Daß es still Dich hinunter zieht
In den Urgrund des Seins, in Gott.

Dieselbe Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem göttlichen Universum, aus dem der Einzelne sich zu seinem und Gottes Schmerz losgerissen hat, erfüllt das in Kopenhagen entstandene Gedicht „Reminiszenz". Ähnliche Gedanken hatte Hebbel schon zwei Jahre vorher in „Unergründlicher Schmerz" entwickelt. Alles Leben erscheint ihm als ein Raub an dem göttlichen Urgrund, als ein Funke, der sich mit Staub vermischt hat und sich nun nach seiner Urquelle zurücksehnt. Aber wiederum — wie in dem Gedicht „An die Jünglinge" — betont Hebbel, daß nur der auf Wiedervereinigung mit Gott rechnen darf, der hier auf Erden einen „heiligen Krieg" geführt, mit allen Gewalten gerungen und sich dadurch gleichsam ein Anrecht auf einen „ewigen Sitz" bei den Göttern erworben hat.

Auch das Sonett „Welt und Ich" spricht ähnliche Ideen aus. Es gilt nicht, sich ängstlich vor der Welt zu verschließen. Vielmehr, wer sein eigentliches Ich gewinnen will, muß seine Brust allen Leiden und Freuden dieser Welt weit öffnen. Nur so dient er sich und dem höchsten Plane! In „Mysterium" sinnt Hebbel über den wunderbaren Zusammenhang nach, der das Ich mit Gott und der Natur verbindet. Das Grundproblem seiner Weltanschauung, das Verhältnis von Individuum und Universum, möchte er gerne lösen, aber ein geheimes Grauen erfüllt ihn vor der Eifersucht der Gottheit, die den, der ihr Geheimnis lüftet, vernichtet! Den Grundgedanken dieses Gedichts enthält bereits die Tagebuchstelle II, 2532 vom 18. April 1842:

Ich rang mit der Natur um ihr geheimstes Sein,
Da schluckte sie mein eignes wieder ein.

„An den Aether" endlich enthält einen herrlichen Lobpreis Gottes, des „Allumfassers", als dessen einziger Vertreter und würdigster Sproß der Alles umfassende und Alles durchdringende Aether erscheint.

6. Paris (1843—1844).

Auch der Aufenthalt in Paris, von dem Hebbel viel erhoffte, sollte ihn nicht zu einer freieren Gestaltung seines Lebens führen. „Was bin ich für ein Mensch! Die stille friedliche Muschel, in der ich die Brandung nur von ferne höre, ist mir zu eng, und das Meer mit seinem gewaltigen Wogenschlag ist mir zu weit!" (B. II, S. 279). Von der Sorge um seine und Elisens Zukunft geplagt, nur mit äußerst spärlichen Mitteln versehen, sah er sich auch hier wieder ganz allein auf sich angewiesen. Mit Heinrich Heine und Arnold Ruge, die ihm Beide herzlich entgegenkamen, kam bei der Verschiedenheit ihrer Naturen kein engeres Verhältnis zu Stande, nur der jüdische Philosoph und Soziologe Felix Bamberg schloß sich ihm aufs Engste an. Bei ihm fand Hebbel Verständnis für alle Fragen, die sein Inneres beschäftigten, aber Bambergs an Hegel geschulte Dialektik führte Hebbel mehr, als es für den Dichter von Nutzen war, in abstrakte Gedankengänge und kam seinem angeborenen grüblerischen Hange entgegen.

Kaum hatte Hebbel sich, an der Hand dieses treuen Mentors, etwas in die Weltstadt mit ihren tausenderlei Eindrücken eingewöhnt, da traf ihn am 22. Oktober 1843 die Unglücksbotschaft, daß sein Sohn Max bereits am 2. Oktober, gerade fünf Jahre nach Rousseaus Tod, an den Folgen einer Gehirnhautentzündung unter qualvollen Leiden gestorben war. Wie ein furchtbarer Orkan wühlte diese Nachricht sein ganzes Innere auf. In wahnsinnigem Schmerz stürzte er auf die Straße und irrte umher, bis er zu Bamberg eilte und ihm sein Herz ausschüttete. Und so furchtbar war dieser Schmerzensausbruch, daß Bamberg noch nach vierzig Jahren nur mit Schaudern daran zurückdachte! Vor Allem quälte Hebbel der Gedanke, daß er, in seiner ewigen Sorge um die Zukunft, dieses süße Geschenk des Himmels garnicht wie ein Vater geliebt habe. Dieses Unrecht wollte er nun sühnen. Seither hatte

er seinem Dichtertalent Alles geopfert, war nur auf die Ausbildung seiner dichterischen Anlagen bedacht gewesen. Nun wollte er ein Mensch sein, „nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach-ewigen Gesetze hinaus zu schrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden“ (T. II, 2805). Sein Entschluß, Elise zu heiraten, und wenn es auch die Vernichtung seiner ganzen Dichterexistenz bedeutete, stand fest.

Zugleich aber suchte er, nachdem er seinem ersten unbändigen Schmerz im Tagebuch ergreifenden Ausdruck verliehen hatte, die unglückliche Elise zu trösten und aus ihrer dumpfen Verzweiflung zu erretten. Die Briefe, die er in rascher Folge an sie schreibt, gehören zum Tiefsten, was Hebbel je geschrieben hat, und lassen uns einen großartigen Einblick in seine damalige Welt- und Lebensanschauung tun. Zunächst warnt er sie vor der Wollust des Sichselbstzerstörens und erinnert sie an das, was ihr das Schicksal noch gelassen hat. Dann malt er ihr in erschütternden Zügen sein Bild vor Augen: Wie ein gehetztes Wild muß er über die Erde eilen, unfähig, trotz seines gewaltigen Dichtertalents sich auch nur die bescheidenste bürgerliche Existenz zu gründen, und dabei bis ins Innerste seiner Seele verwundet und zerrissen! Höchstwahrscheinlich wäre das aber auch das Los des Kindes geworden! Ist ihm dann aber nicht vielmehr die Ruhe bei Gott zu gönnen? Vor Allem aber sucht Hebbel Elise über ihren persönlichen Schmerz hinauszuheben durch die Erinnerung an das ungeheure Weh der Welt. Er weist sie hin auf die gewaltigen Katastrophen, denen ganze Völker zum Opfer gefallen sind, auf die Abgründe des Geistes der großen Dichtergenien, auf seine eigenen furchtbaren Seelenzustände. Zugleich entwickelt er ihr, wiederum wie einst in München im scharfen Gegensatz zu den christlichen Trostgründen, seine eigene Lebensanschauung, die sich kurz so zusammenfassen läßt: Es gibt nur Eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht, das Schicksal des einzelnen Individuums ist demgegenüber gleichgültig. Über dieser Welt waltet zwar kein gütiger Hausvater nach christlichen Begriffen, wohl aber zieht sich durch sie hindurch ein Faden ewiger Weisheit, der sich darin zeigt, daß das Leben sich aus sich selbst herstellen

kann und also auch muß. Das Kind war von Ewigkeit, darum wird es auch in Ewigkeit sein! Das Verwandte sucht sich, deshalb wird Elise das Kind wieder finden. Das ist kein Glaubenssatz, sondern ein Weltgesetz!

Alle diese Ideen faßte Hebbel nochmals zusammen in dem Terzinengedicht „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter", das er mit der Überschrift „Maximilian Friedrich Hebbel an seine Mutter. Zu Weihnacht 1843" seinem Briefe vom 17. Dezember als besondere Beilage beifügte. Hier legte Hebbel seine „tiefsten Ahnungen und Gedanken über die letzten Dinge" nieder, insbesondere über das Grundproblem seiner Weltanschauung, das Verhältnis von Individuum und Universum. Schon in Kopenhagen, am 5. Januar 1843, hatte Hebbel bei fallendem Schnee in sein Tagebuch geschrieben: „Nur so lange wir nicht sind, was wir sein sollen, sind wir etwas besonderes, wie die Schneeflocke nur darum Schneeflocke, weil sie noch nicht ganz Wasser ist" und gleich darauf:

„Wir Menschen sind gefror'ne Gott-Gedanken,
Die inn're Glut, von Gott uns eingehaucht,
Kämpft mit dem Frost, der uns als Leib umgibt,
Sie schmilzt ihn oder wird von ihm erstickt —
In beiden Fällen stirbt der Mensch!"

Mit diesen Gedanken, zu denen sich eine große Anzahl von Parallelen in den Tagebüchern beibringen läßt (vgl. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker S. 50 ff.), berühren sich aufs Engste die Verse unseres Gedichts:

„Denn alles Leben ist gefror'ne Liebe,
Vereis'ter Gottes-Hauch, in tausend Flocken
Erstickt, und Zacken, d'rin er starren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechselkräfte stocken,
Im Tiefsten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken etc."

Ohne Bild gesprochen: Die Individuen haben sich von dem Universum oder Gott, in dem sie ursprünglich in voller Harmonie ruhten, losgerissen und versucht, ein eigenes Leben zu führen. Aber da sie nur Teile und Glieder des gesamten, lebendigen Organismus sind, so leiden sie unter dieser Trennung und Vereinzelung, zumal Gott in sie „einen dunklen Drang" d. h. ein Gefühl ihrer Un-

endlichkeit und ihres ursprünglichen Zusammenhangs mit dem All gelegt hat. Besonders stark ist dieses Gefühl in den Guten, die sich schon hier auf Erden Gott entgegendrängen, während die Bösen sich eigensinnig in ihre irdische Form verschließen. Diese Form aber muß zerbrochen werden, wenn wir wieder werden wollen, was wir einst schon waren und was unserem eigentlichsten Wesen entspricht. Dem menschlichen Auge zwar erscheint der Tod als ein Zerfließen in das Nichts, in Wahrheit aber ist er nur ein Abwerfen der alten Hülle und ein Übergang von der irdischen zu der höchsten Form des Seins. Es gilt also, durch eigene Kraft sich aus der irdischen Form herauszuschälen und durch diese Selbsterlösung zugleich die Welterlösung zu bewirken. Denn auch Gott leidet unter der Loslösung der Individuen von ihm, unter der Zersplitterung des Ewig-Einen in die unendliche Zahl der endlichen Geschöpfe. Auf die Frage aber, welchen Zweck denn diese Individualisierung habe, gibt das Gedicht zwei Antworten: Entweder hat sie den Zweck, den Absoluten zum vollen Bewußtsein seiner selbst zu bringen (vgl. T. I, 1674: „Gott war sich vor der Schöpfung selbst ein Geheimnis, er mußte schaffen, um sich selbst kennen zu lernen") oder ist sie notwendig zur Selbstvernichtung des Bösen. Doch wird uns dieses Geheimnis erst offenbar werden, wenn wir wieder in den Urgrund, aus dem wir uns losgerissen haben, zurückgetreten sind, und Gott wieder ist Alles in Allem!

Wir können es verstehen, daß dieses schwierige metaphysische Gedicht nicht im Stande war, Elisens Schmerz um das verlorene Kind zu stillen. Dagegen ergriff sie Hebbels Vorschlag einer Heirat, der wohl ihrem innersten Herzenswunsch entgegenkam, mit Begierde. Hebbel aber, von seinem Freunde Bamberg beraten, sah immer mehr die ökonomische Unmöglichkeit einer Ehe in Paris ein und suchte auch Elise davon zu überzeugen. Aber Elise wollte Nichts davon wissen und machte nun auch, zumal sie sich wiederum Mutter fühlte, ihre Rechte geltend. Hebbel schlug ihr darauf vor, ihr Verhältnis als eine Gewissensehe zu betrachten, er habe auch nichts dagegen, später den Kontrakt der bürgerlichen Gesellschaft und die sanktionierende Formel der Kirche hinzuzufügen. Er erinnert sie an Lessing, Hegel, Goethe, Thorwaldsen, ganz besonders aber an

Hamann, der, obwohl er sieben Kinder hatte, bis an sein Ende in einer Gewissensehe lebte. Dabei war er, was Hebbel ganz besonders hervorhebt, „ein orthodoxer Christ, er muß den Firlefanz in der Kirche also nicht für die Hauptsache, für das Christliche, das Evangelische des Verhältnisses gehalten haben“ (B. III, S. 36 f.). Von jetzt ab adressierte Hebbel alle Briefe an Madame Dr. Hebbel, und Elise gerierte sich auch sofort als solche, behielt ihre eigene Wohnung bei, hielt sich ihr eigenes Dienstmädchen, während Hebbel sich in Paris aufs Äußerste einschränkte. Alle diese Umstände wirkten zusammen, das Verhältnis zwischen Beiden immer mehr zu trüben, und es ward auch nicht besser, als Elise im Mai 1844 Hebbel einen zweiten Sohn gebar. Mit herzlichen Worten bewillkommte er zwar das Kind, aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er dadurch neuen Sorgen entgegenging.

Daß Hebbels dichterische Produktion bei diesen trostlosen Verhältnissen nicht sehr ergiebig war, kann uns nicht Wunder nehmen. Trotzdem vollendete er in Paris sein bürgerliches Trauerspiel „Klara“, dem er nun den symbolischen Titel „Maria Magdalene“ gab, und schickte es sofort mit einem Brief an die Schauspielerin Stich-Crelinger nach Berlin. „Es ist, so führte er darin aus, das Glied einer großen Kette von Tragödien, in welchen ich den Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zu der Natur und zum Sittengesetz, dem wahren, wie dem falschen, auszusprechen gedenke.“ Seine spezielle Absicht sei dabei gewesen, das bürgerliche Trauerspiel einmal aus den dem bürgerlichen Kreise ursprünglich eigenen Elementen aufzubauen. Das Tragische sollte hier nicht aus dem Zusammenstoß der bürgerlichen Welt mit der vornehmen abgeleitet werden, sondern ganz einfach aus der bürgerlichen Welt selbst, „aus ihrem zähen und in sichselbst begründeten Beharren auf den überlieferten patriarchalischen Anschauungen und ihrer Unfähigkeit, sich in verwickelten Lagen zu helfen“ (B. II, S. 348). Obwohl Hebbel fest von der Aufführbarkeit dieses Dramas überzeugt war, wurde es ihm bald als unaufführbar zurückgeschickt, weil die Heldin eine Schwangere sei. Vergebens erinnerte Hebbel an Goethes Klärchen im Egmont und das Gretchen im Faust, vergebens betonte er, daß Alles auf die Behandlung des hier in Frage

stehenden Verhältnisses ankäme und daß diese nicht zarter sein könne, an eine Aufführung war nicht zu denken. Deshalb übergab er das Stück Campe in Hamburg zum Druck, schickte ihm aber außer einem Widmungsgedicht an Christian VIII., das er später „metaphysisch, darum schlecht" nannte, ein ausführliches Vorwort voraus, in dem er „das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte" erörterte. Die Einzelheiten gehören in die Literaturgeschichte. Hier seien nur die Punkte hervorgehoben, die uns Hebbels Welt- und Lebensansicht in ihrer damaligen, ganz durch Hegel beeinflußten Form erkennen lassen.

Zwischen dem jedesmaligen Welt- und Menschenzustand und der Idee d. h. dem Alles bedingenden sittlichen Zentrum, das wir im Welt-Organismus, schon seiner Selbst-Erhaltung wegen, annehmen müssen, besteht ein ewiger Widerstreit. Das Drama in seiner Form hat die Aufgabe, das Verhältnis zwischen diesen beiden Mächten zu veranschaulichen. Das kann es aber nur dann, wenn in diesem Verhältnis eine entscheidende Veränderung vor sich geht. Das ist bis jetzt eigentlich nur zweimal im Laufe der Geschichte geschehen, und deshalb ist auch das höchste Drama erst zweimal hervorgetreten. Zum ersten Mal, als die bunten Göttergestalten des Olymp verschwanden und an ihre Stelle das Fatum trat, dem gegenüber das Individuum maßlos herabgedrückt wurde. Zum zweiten Mal, als in dem Protestantismus das Individuum emanzipiert wurde. Nun zeigte das Shakespeare'sche Drama den furchtbaren Kampf der Individuen gegen einander. Einen weiteren Fortschritt bedeuten Goethes Faust und Wahlverwandtschaften, die das Individuum in seinem Bestreben, die Idee voller und tiefer zu erfassen, zeigen. Aber Goethe hat nur den Weg gewiesen, der Mensch dieses Jahrhunderts muß diesen Weg mutig gehen. Dabei will er nicht etwa neue und unerhörte sittliche, religiöse oder politische Institutionen, sondern nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, und er will, daß sie sich auf Nichts, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen. Das ist der welthistorische Prozeß, der in unseren Tagen vor sich geht, den die Philosophie eines Spinoza und Kant schon vorbereitet hat. Ihn beendigen zu helfen ist die Aufgabe der dramatischen Kunst!

Ist aber der Standpunkt der Kunst nicht, wie Hegel behauptet, ebenso wie der der Religion durch die Philosophie überwunden? Keineswegs! Die Kunst ist nicht nur unendlich viel mehr, als die Philosophie, sie ist etwas ganz Anderes, sie ist die realisierte Philosophie, wie die Welt die realisierte Idee. Die wahre Philosophie hat auch immer in der Kunst ihren eigenen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt, die formale Philosophie dagegen sie, wie z. B. Kant, als Unfähigkeit zum reinen Denken charakterisiert, ohne die Konsequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer stammelnden Mannigfaltigkeit nichts beweist, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten! (W. XI, S. 56 f.).

Neben „Maria Magdalene" beschäftigten Hebbel in Paris noch weitere dramatische Pläne. Hatte er in der „Judith" den Kampf zwischen Judentum und Heidentum, in der „Genoveva" das mittelalterliche Christentum den Ideenhintergrund bilden lassen, so wollte er nun in dem „Moloch" die Entstehung und das allmähliche Werden der Religion und im „Christus" das Wesen des Christentums zur Anschauung bringen. Damit sollte die Vergangenheit abgetan sein. In drei Stücken sollte dann die Gegenwart und in der Tragödie „Zu irgend einer Zeit!" die Zukunft dargestellt werden. „Ich denke nämlich nicht Theater- oder Lese-Futter zu liefern, sondern in einem großen Gedicht, dessen Held nicht mehr dieses oder jenes Individuum, sondern die Menschheit selbst ist und dessen Rahmen nicht einzelne Anekdoten und Vorfälle, sondern die ganze Geschichte umschließt, den Grundstein zu einem ganz neuen, bis jetzt noch nicht dagewesenen Drama zu legen" (B. III, S. 61 f.). Nicht Anekdoten will Hebbel zu sogenannten Dramen zurechtstutzen, sondern „aus dem großen Fortbildungs-Prozeß der Menschheit heraus eine neue sittliche Welt gestalten". Das setzt aber voraus, daß man für die Geister-Schlacht, die Großvater und Kindes-Kind in unserer eigenen Brust, in der sich Beide begegnen, schlagen, ein Auge und eine darstellende Hand haben muß (B. III, S. 160).

Doch Nichts von allen diesen Plänen wurde ausgeführt. Auch nur wenige Gedichte entstanden, darunter die bedeutendsten „Der Liebeszauber", „Der Haideknabe", „Ein Spaziergang in Paris".

Tiefen Pessimismus atmen „Alle Wunden hören auf zu bluten“ und „Natur, du kannst mich nicht vernichten“, das ihm aber später gar nicht mehr gefiel. „Das Welt-Verachtungs-Wesen, so sehr es sich aufspreizt, ist gar Nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung, als eine Fieber-Raserei, mag man es nun bei Lord Byron, bei mir, oder wo sonst, finden: O, Au und Ach ist keine Musik. Darum taugt das Gedicht, das Du neulich lobtest, das letzte Gebet, sehr wenig, aber den Liebeszauber, der die Fülle der Welt und des Lebens in einer vortrefflichen Form ausspricht, darf ich selbst rühmen“ (B. III, S. 55), schreibt er am 24. März 1844 und am 3. April: „Leben! Leben! Das ist's! O, dies wird mehr und mehr mein Evangelium! Ob ich den Kopf oben halten werde, wer kann's wissen, aber auch wenn das Element mich verschlingt, werd' ich dabei bleiben und nicht wieder von Menschen sprechen, die zu Tränen zerrinnen und dann wieder zu Edelsteinen gefrieren“ (B. III, S. 68). Eine bedeutsame Veränderung ist in Hebbels Gemütsstimmung vor sich gegangen, von der uns ein Brief an Charlotte Rousseau vom 14. Juni 1844 die beste Kunde gibt: „Ich trenne mich mehr und mehr von meiner allerdings finstern Vergangenheit los, ich überzeuge mich mehr und mehr von dem hohen und einzigen Wert des Lebens und von der Kraft des Menschen, seine Befriedigung darin zu finden, und Sie wissen, wenn die Wunden geheilt sind, so rühmt man sich der Narben, leugnet aber freilich dabei, daß man sich im Schmerz jemals ungeduldig geberdet habe. Ich will nicht prahlen, ich will noch weniger die Färbung eines Moments für die des ganzen Lebens geben, und ich will also gleich hinzufügen, daß meine größere Ruhe nicht daher rührt, weil ich nun die fürchterlichen Rätsel, die das Dasein aufgibt, besser zu lösen weiß, wie früher, sondern nur daher, weil ich jetzt besser verstehe, sie mir aus dem Sinn zu schlagen“ (B. III, S. 106). Wie immer bei einer Ortsveränderung hob sich Hebbels Mut, und voll Vertrauen in die Zukunft und in dankbarem Gedenken an Alles, was ihm die Weltstadt geboten hatte, verließ er am 26. September 1844 Paris und traf am 3. Oktober in Rom ein.

* * *

Hebbels Trostbriefe an Elise und sein Weihnachtsgedicht „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter".

Brief an Elise vom 31. Oktober 1843.

Ich weiß, daß der Tag, an dem Du dieses Blatt erhältst, wieder tief in Deine Seele einschneiden wird. Das kannst Du nicht verhüten! Aber kämpfe mit Deinem Gefühl, nähre es nicht durch Aufregungen, die Du vermeiden kannst, geh' nicht zum Grabe! Entfessele den Vampyr der Selbst-Zerstörung nicht in Deiner Brust, gib ihm Dein Edelstes nicht preis, schone es für mich, wenn nicht für Dich! Du warst es gewohnt, Dein Kind zu seinem Geburtstag zu beschenken; durch Blumen und buntes Spielzeug kannst Du es jetzt nicht mehr erfreuen, erfreue es denn durch ein klares Auge, ein heiteres Gesicht, damit es in seinem höheren Sein nicht noch fortgequält werde durch den Anblick Deiner Qual. Was zusammen gehört, das muß sich in alle Ewigkeit zusammen finden, mag dies nun bewußt oder unbewußt geschehen; wer weiß, wo Dein Kind mit seiner Seele voll Liebe Dir wieder entgegentreten, wo es Dir die heimatliche Stätte bereiten wird! Mich wird das Kind wohl nicht suchen, ich konnte ihm noch Nichts sein, aber Du wirst dann zwischen uns Beiden stehen und unf're Hände ineinander legen! . . .

Unser Kind ist schlafen gegangen, ehe es müde war. Ein schlimmeres Schicksal ist es, müde zu sein und nicht schlafen gehen zu dürfen. Ja, mein Max, mein teurer, ewig geliebter Max, wenn mich irgend etwas über das trösten kann, was Du jetzt bist, so ist es der Gedanke an das, was ich selber bin. Über Dich hat die Sonne geleuchtet, die Früchte der Erde hast Du gekostet und am Herzen der besten Mutter bist Du entschlafen! Wer hat mehr gehabt und muß nicht sagen: dies Mehr war vom Übel! . . .

Brief an Elise vom 6. und 7. November 1843.

Gestern wirst Du meinen letzten Brief empfangen haben, wie ich den Deinigen; möge er Dir an diesem Tage zu einiger Freude gereicht sein! Trösten konnte ich Dich nicht, das kann Gott selbst nicht, er kann nur wieder geben; aber wie man, wenn man Arm und Bein verlöre, sich doch wieder in das verstümmelte Dasein einleben müßte, so muß man sich auch nach dem schmerzlichsten

Verlust wieder in sich selbst und in die verödete Welt zu finden suchen und die dunklen Mächte nicht durch ungebändigtes Anklammern an das Einzelne reizen, das Ganze zu nehmen, und den Menschen, der sie grausam schilt, dadurch zu belehren, daß sie gnädig waren, indem sie ihm noch etwas ließen. Es ist eine Wollust, sich selbst zu zerstören, die Wunden, wenn sie sich zu schließen anfangen, wieder aufzureißen und das edelste Lebensblut als Toten-Opfer dahin strömen zu lassen; ich kenne sie, und habe oft auf diese Weise gefrevelt, bin Gott oft in meinem eigenen Ich als Teufel, dem schaffenden und bindenden Princip als vernichtendes und lösendes, entgegengetreten; auch kann der Mensch im ersten Augenblick nicht anders, wenn ihm das Teuerste entrissen ist, weil er sein über Tod und Grab hinausreichendes Liebesbedürfnis nur noch so zu befriedigen vermag. Aber endlich muß man widerstreben, und dies gelingt am ersten, wenn man auf das zurück blickt, was Einem noch blieb, und wenn man bedenkt, daß man dies mit zerstört, wenn man sich selbst aufreibt. Sieh, Elise, ich habe Gott auf meinen Knieen gedankt, als ich mit Deinem ersten Brief die Gewißheit dahin nahm, daß er mir Dich gelassen hatte, und ihm meinen Schmerz geopfert; wenn ich Dir etwas bin, so wirst Du es eben so machen. Und vielleicht führt in diesem Fall für Dich, wie für mich, das Trostlose etwas Tröstliches mit sich, darum will ich Dich auffordern, unsere Lage, meine Zukunft in's Auge zu fassen. Über mir wölbt sich ein Himmel, wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen; ich habe nicht so viele Aussichten, wie der gemeinste Tagelöhner, denn seine Geschicklichkeiten besitze ich nicht, und die meinigen helfen mir zu Nichts; es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur übernehmen könnte, ich habe mich nun geprüft und gefunden, daß ich durchaus unfähig bin, noch irgend etwas zu lernen, mir bleibt also Nichts, gar Nichts, als mein Dichter-Talent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern, erobern, aber auch nicht die unscheinbarste bürgerliche Existenz. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachte Dir das Grab unseres Kindes noch einmal und dann frage Dich, ob

Du es lieber ruhig unter den Rosen, die meines Freundes edle Hand pflanzte, schlafen, oder als gehetztes Wild, von Pfeilen bedeckt, durch die Reihen der Menschen, die, wenn sie nicht selbst mit schießen, doch wenigstens ruhig oder mit einem: Gott erbarme sich! zuschauen, hinkeuchen sehen mögtest. Wenn seine süßen blonden Locken Dir einfallen, so erinnere Dich, daß er sie sich als Mann in Verzweiflung vielleicht ausgerauft hätte, wenn sie nicht von selbst ausgegangen wären; wenn seine roten Wangen Dir vorschweben, so bedenke, wie bald sie das Leben gebleicht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung daran denken, daß ihm Ausgang und Eingang so schwer gemacht wurden; spielend hätte es bei einem so kurzen Dasein in die Welt hinein, spielend hinaus hüpfen sollen! Aber was es auch erlitten hat, die Leiden waren körperlicher Art, sie haben seinem unsterblichen Geist die Flucht aus dem Kerker des Leibes erschwert, aber sie haben ihm selbst keine Wunden-Male aufgedrückt. Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit zwanzig Jahren entstellen! Ich glaube mit Dir, daß Max auch geistig begabt gewesen ist, denn so rasch entfaltet das Leben sich nicht in einem Kinde ohne mächtig treibende Grundkraft; aber um so schlimmer für ihn! Mir hat die Natur viel, sehr viel, gegeben; so lange die Welt steht, sind mir in meinem Kreise nicht Viele gleich, Wenige überlegen gewesen; in einem Augenblick, wo ich wünsche, ich wäre der Geringsten Einer, darf ich es sagen, ich spreche davon, wie ich von meinen Hühneraugen sprechen würde. Wozu hilft es mir? Ich will die Erde herausfordern, ob sie einen Unglücklicheren trägt, wie mich; sie soll mich verschlingen, wenn sie mir ihn zeigen kann. Geisteskraft ist das Höchste, ja, aber nur dann, wenn das Niedrigste sich damit vereinigt, d. h. wenn das Lächeln des Glücks die Gunst der Natur vergoldet, im entgegengesetzten Fall aber verstärkt sie nur das Empfindungs-Vermögen für die Schläge des Geschicks, und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gib dem Kinde Alles, was ich habe, und gib ihm mehr dazu; gib ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und so ganz mein leibliches und geistiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich gewesen wäre, gib ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den possirlichen Segen des Glücks, Alles nur darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringste damit

auszurichten: dann frage Dich, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du solche Stunden bei mir kennst, worin er dies so recht bis zur Vernichtung, bis zur innersten Selbst-Verhöhnung, gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde, als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurückgeführt hat. Dieses alles kam zusammen, wenn ich mich des Kindes ehemals nur halb freute, denn das ist der Fluch des Mannes, daß er über den Moment hinaussieht und sich den edelsten menschlichen Empfindungen nicht hinzugeben wagt, wenn er nicht weiß, wie er sie in Zukunft durch treue Pflichterfüllung bezahlen soll; aber zweifle nicht, Deinen Schmerz habe ich ganz geteilt, wenn Du mein Tagebuch läsest, Du würdest schaudern vor den Bandwürmern, die dieser Sturm aus der Tiefe meiner Seele heraufgewühlt hat, in einem solchen Moment wütet der Mensch, es bleibt ihm keine Wahl, entweder gegen Gott oder gegen sich selbst und ich biß mit meinen Zähnen in mich selbst hinein. Acht Tage lang habe ich geweint, ich habe meinen Zustand in den Briefen an Dich verhehlt, obgleich es mich erleichtert haben würde, mich auszuschreien und ich spreche auch jetzt nur davon, damit Du nicht etwa glaubst, daß der nur halb Getroffene Dich auffordert, Deine Wunden zu verbinden und Dich zu fassen. — Mehr kann ich Dir nicht sagen, jetzt muß Deine Brust sich erleichtert fühlen oder die ewige Wahrheit hat ihre Kraft verloren .... Einen Tag später. Über Nacht sah ich das süße Kind im Traum, ganz wie er war und doch etwas anders. Von seinen Locken gingen Strahlen aus, er war unendlich freundlich, bemühte sich um Dich und suchte Dich zu erheitern, ich stand hinter ihm und drückte ihm Küsse auf sein leuchtendes Köpfchen. O gewiß, mein Max, Du bist noch anderswo, als im Grabe, und ob Du noch zehn Brüder bekommst, Keiner wird mir das werden, was Du mir warst und bist! Und weißt Du was, Elise? Nur die Guten sterben früh! Nie ein Böser!

Lies die erste Hälfte dieses Briefes wie ein Evangelium, ich glaube, der Geist Gottes hat mir ihn eingegeben.

Brief an Elise vom 21. November 1843.

Gestern Mittag erhielt ich Deinen Brief, ich hatte ihm schon seit Sonnabend entgegen gesehen. Deine edle Fassung hat mich bis zu Tränen gerührt, die bei mir, wie Du weißt, nicht leicht kommen;

auch unseres armen Kindes hatte ich des Morgens beim Erwachen im Bett schon mit heißen Tränen gedacht. Gewiß ist der Entschluß, den wir nun Beide gefaßt haben, vernünftig, das Schreckliche liegt nur eben darin, daß wir auf diese Weise vernünftig sein müssen. Aber das ist der Fluch der Armut, man darf keiner menschlichen Empfindung folgen, man muß resigniren und immer wieder resigniren, bis man zuletzt das erhält, was auch dem Bettler nicht versagt wird, weil die christliche Barmherzigkeit, wenn sie ihn wie Katz und Hund an der Straßenecke unverscharrt liegen ließe, sich die Nase zuhalten müßte: ein Grab! . . .

Dein Brief ist so schön, so außerordentlich schön, daß ich Zeile für Zeile küssen mögte, besonders was Du von dem werdenden kleinen Wesen sagst, daß Dir sei, als ob es schon bitten könne. O, hätte ich Worte, lind wie Rosenblätter, an denen der Morgentau hängt, um Deine Seele zu kühlen und zu erfrischen! Wenn ich an Dich denke, an das, was Du erlitten und wie Du es getragen hast, so mögte auch ich noch wieder hoffen, nicht meinetsondern deinetwegen. Sonst ist meine Philosophie jetzt die: es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig, ein Mensch, der sich in Leid verzehrt, und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleich viel, und so wenig dies Blatt für sein Welken eine Entschädigung erhält, so wenig der Mensch für sein Leiden, der Baum hat der Blätter im Überfluß, und die Welt der Menschen! . . .

Den Tod des Kindes habe ich verwunden, nur nicht, was vorher gegangen ist. Wenn ich darüber geschwiegen habe und schweige, so wirst Du fühlen, warum. Seine Haare schicke mir nicht, ich habe eine seiner Locken, in die anderen wollen wir uns teilen, wenn wir uns wieder sehen. Ich sehne mich nach meinem Bilde! Mein Ma! Nun — entweder bist Du noch, und dann haben wir, wie Du, die Qual hinter uns, und die Freude vor uns! Oder — und dann muß ich Gott und alle Vernunft der Welt aufgeben, dann ist das All ein Wahnsinns-Traum und das Beste drin das Verkehrteste, dann bin ich selbst auf ein Nichts reducirt und also auch mein Schmerz. Vive la bagatelle! sagte Swift, als ihm der Hirnschädel zu bersten anfing.

Brief an Elise vom 5. Dezember 1843.

Heute Nachmittag um 3 Uhr erhielt ich Deinen Brief, ich stand gerade im Begriff, auszugehen, und steckte ihn zu mir, aber nicht, um ihn unterwegs zu lesen, sondern nur, um ihn bei mir zu haben, denn ich wollte mir die Freude für den stillen einsamen Abend aufsparen. Jetzt ist die Uhr 7, ich habe ihn gelesen und ich will Dir nicht verhehlen, daß er einen sehr peinlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Daß der fromme christliche Trost wie Quecksilber am Marmor an Dir abgleitet, wie Du sagst, ist natürlich, denn eine Lücke wird nicht durch Luft wieder verstopft und Worte sind Luft; daß Du aber jetzt, wo schon 8 Wochen verstrichen sind, noch immer nicht über die strudelnden Wirbel der ersten Empfindung hinaus bist, macht mich im höchsten Grade besorgt. Mein Gott, ist denn der Unterschied zwischen Mann und Weib so groß, so unermeßlich groß, daß ein Geschlecht das andere nicht einmal begreifen kann! Es kommt mir fast so vor. O wie recht hatte ich, daß ich ehemals mit solcher Angst auf Deine krampfhafte Liebe zu dem Kinde blickte! Nun bestätigt es sich: für Dich war nur Max in der Welt, sie ist leer, nun Max nicht mehr da ist. Napoleon schrieb einmal an die Königin Hortense, als sie über den Verlust eines Sohnes untröstlich war, er habe bisher geglaubt, ihr auch etwas zu sein, aber er müsse jetzt daran zweifeln. Dies Wort paßt ganz auf mich und Dich. Ich glaube gern, daß Dein Schmerz sich vergrößern oder richtiger, daß er sich mit auf mich erstrecken würde, denn die Vergrößerung ist nicht möglich, wenn der Tod auch mich abriefe, aber das kann ich kaum für etwas anschlagen, da mein Dasein ihn um Nichts zu verringern vermag. Der Gemütszustand, in dem Du Dich befindest, ist nicht der einer auch nur notdürftigen Fassung, das sehe ich aus jeder Zeile Deines Briefs, und doch, scheint mir, sollten wir in unserer Lage eher, wie tausend Andere, den Verlust verschmerzen können, wenn auch die Art des Verlustes, das schwere Leiden des himmlischen Geschöpfs, einen ewigen Stachel in der Seele zurücklassen mußte. Das Leben an und für sich ist das höchste Gut, und es ist mehr als ein Gut, denn es ist die Bedingung aller übrigen Güter; wenn man Dir also damit kommt, daß die Toten es besser hätten, als die Lebendigen, so ist das frömmelnder Unsinn und Du kannst darauf ant-

worten: dann haben die Steine es wieder besser, als die Toten, denn sie brauchten nicht erst zu sterben! Aber, was das Leben für Dein Kind war, das ist es auch für Dich. Bist Du Dir selbst in Deinem eigenen Gefühl denn gar Nichts? Bist Du nur Etwas in Deinem Verhältnis zu Anderen, zu dem Kinde und zu mir? Dein Kind sollte doch erst was werden, und Du mochtest von ihm erwarten, was Du wolltest, Du hofftest es doch nur, Du selbst aber bist etwas geworden, und wie Du gelebt und Dich des Daseins gefreut hast, ehe Du dies Kind hattest, so wirst Du auch jetzt leben und Dich des Daseins wieder erfreuen können, wenn Du nur willst und Dich durch unaufhörliche Aufreizungen Deines Gemüts nicht selbst zerstörst. Der Mensch, dem gar Nichts übrig blieb, mag den Schmerz um das Letzte, das er verlor, festhalten, wie eine Feuerkohle, damit er ihn verzehre, aber das ist, wenn Du mich wirklich liebst, noch lange nicht Dein Fall, ich bin da und auch für das Kind wird Dir Ersatz, Du brauchst den Kreis Deiner Lieben nicht einmal zu verengern. Ich werde diese Puncte nicht wieder berühren, sondern ich werde, wenn Alles in den Wind gesagt ist, über die weibliche Natur ganz andere Ansichten fassen, wie bisher. So viel sehe ich schon jetzt: Ihr seid beneidenswert. Das ungeheure Weh der Welt muß Euch gar nicht berühren, denn so groß könnte der Schmerz um das Einzelne gar nicht werden, wenn Ihr irgend einen Schmerz um das Ganze hättet, Euch quälen die Rätsel des Daseins erst dann, wenn sie Euern eigenen Kreis verfinstern, und nur so weit, als dieses geschieht. Mein Gott, sieh Dich in der Geschichte um, wie ganze Völker hingeschlachtet wurden und man sich umsonst fragt: warum! Lies die großen Dichter und sieh, was in den Abgründen des Geistes vorgeht, erinnere Dich an mich selbst, an die zwischen Wahnsinn und Vernichtung schwankenden Zustände, in denen ich mich so oft befinde, dann wirst Du erkennen, daß der Tod eines geliebten Kindes noch nicht das Schrecklichste ist, was sich auf Erden ereignet. Du weißt, ich glaube nicht daran, daß ein guter Hausvater über den Sternen sitzt, der, zu ohnmächtig, seine lieben Kinder gegen Wunden zu schützen, doch für jede Wunde einen Balsam bereit hält, aber allerdings zieht sich ein Faden ewiger Weisheit durch die Welt, und diese Weisheit betätigt sich gerade

darin, daß das Leben sich aus sich selbst herstellen kann, und also auch muß. Dein Kind lebt und ist mehr als es war; Du wirst es nicht um den Weihnachtsbaum tanzen sehen, aber dafür tanzt es vielleicht um einen Baum, auf dem jedes Licht ein Stern ist, um den Baum der Welt, und Nichts fehlt, als daß Du seine Freude nicht siehst, es ist also nicht sein, nur Dein Entzücken weggefallen, und das kannst Du doch am Ende wohl ertragen. Ich mögte mich um Alles in der Welt an Deinem Mutterherzen nicht versündigen, aber ich sehe, daß Du Dich mit aller Gewalt in Deine Empfindungen, wie in einen Strom, der Dich selbst zurückstößt, hinein wirfst, und dagegen muß ich ankämpfen, ich würde Dich nicht lieben, wenn ich es nicht täte. Ich sagte vorhin: ein solcher Schmerz geziemt sich nur um das Letzte; war Max Dein Letztes, so habe ich Nichts zu sagen. Mit Deiner Mutter ist es etwas ganz Anderes, die hat mit der zerfallenden Hülle von Staub Alles verloren, für sie war das Kind nur eine Spielpuppe, es wäre ihr fremd und gleichgültig geworden, sobald es sich als Geist entwickelt hätte, wie könnte sie der Gedanke beruhigen, daß es als Geist noch immer da ist, mit dem Geist hatte sie ja Nichts zu tun, nur mit den roten Backen, blauen Augen und blonden Haaren. Aber Du solltest Dich jetzt, nun acht Wochen verstrichen sind, doch über diese beschränkten Anschauungen des ersten Moments erheben. Meinst Du denn, daß wir, ich und Du, dies Wesen hervorgerufen haben? Es war von Ewigkeit her, denn Alles ist ursprünglich, Nichts wird, es wechselt nur die Formen, darum wird es auch in Ewigkeit sein und Du wirst es wieder finden, so oder so, mit oder ohne Bewußtsein, worauf Nichts ankommt, denn das Verwandte sucht sich, das ist kein Dogma einer positiven Religion, das man glauben soll, es ist ein Weltgesetz, das man wissen kann. Dies, teuerste Elise, sind keine schöne Reden, die verachte ich, es sind ewige Wahrheiten, auf die ich lebe und sterbe; willst Du auch diese zurückweisen, wie die christlichen Nichtigkeiten, deren Dein Brief gedenkt, und die Du mit Recht verschmähst? Tu' mir denn die Liebe, geh' nicht alle Tag zum Grabe, brüte nicht so vor Dich hin, lies — die Welt des Geistes ist so groß, es brausen so gewaltige Ströme in ihr dahin, sollte denn kein einziger im Stande sein, Dich mit sich fort zu reißen? Aber nimm nur das

Große zur Hand, und wenn es auch noch so furchtbar ist, es tut Nichts: lies Shakespear, Goethe, Byron, Kleist, Einiges von Hoffmann und Tieck, auch Scott; nur nicht seine Nachfolger; die Sand, Lappalien helfen Nichts, Don Quixote, genug, Sachen, die von der Vogelperspective herab in die Literatur geschleudert sind, nicht die Frosch-Laiche, die im Sumpf ausgeheckt ist.

Brief an Elise vom 17. Dezember 1843.

Ehe Du zu lesen fortfährst, teuerste Elise, lies den Brief, der mir von einem geliebten Verwandten für Dich anvertraut ist; er selbst feiert das Weihnachtsfest nicht, denn er lebt jetzt ein Leben, das keiner Steigerung mehr bedarf, das Ebbe und Flut nicht mehr kennt, weil Ebbe und Flut völlig eins sind, aber er mögte gern, daß Du es feiertest, wie sonst; auch erläßt er Dir Dein Geschenk nicht, womit Du ihn, wenn er bei Dir wäre, gewiß erfreut hättest, aber er bedankt sich für Schaukelpferde und bleierne Soldaten, er verlangt von Dir ein helles Auge, ein heit'res Gesicht, und er meint, es müsse Dir nicht zu schwer werden, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn Du nur den Inhalt seines Briefes recht zu Herzen nähmest, denn dann würdest Du einsehen, daß es besser sei, reich zu sein, als von Almosen abzuhängen, die bald gereicht werden, bald nicht! Ich habe meinen Auftrag erfüllt, ich hielt den Brief an's Ohr und es kam mir vor, als ob ich etwas, wie von Glockenklang darin spürte, ob ich mich geirrt habe, oder nicht, werde ich nur von Dir selber erfahren können, Glocken läuten zum Frieden und nur, wenn Du fühlst, daß der Friede in Dein Herz einkehrt, wenn Du Dich in die angeschlagenen Töne versenkst, ist es eine Glocke gewesen. Nun lege diesen Brief weg und lies den anderen. — Du hast gelesen, möge das Gedicht, in dem ich meine tiefsten Ahnungen und Gedanken über die letzten Dinge nieder zu legen versuchte, nicht wirkungslos an Dir vorübergehen! Ich freue mich, daß es fertig geworden ist, denn das hing nicht von meinem Willen, sondern vom Geist ab, Du siehst daraus doch wenigstens, daß ich Alles und Jedes aufbiete, um Dich mir zu erhalten. Nun hat unser kleiner Engel in meinen Werken ein Denkmal, das nach Form und Gehalt sich einige Dauer versprechen darf; ich habe es auf den Boulevards St. Martin, im Palais royal und im Louvre

gedichtet. Mache Dir den Grund-Gedanken recht zu eigen: er ist der Atemzug meiner Seele! Und glaube mir, wenn der Mensch sich so recht in die Unermeßlichkeit des großen Weltganzen verliert, so wird nicht bloß er selbst klein, sondern auch sein Schmerz! — Gott mit Dir, aber er hat keinen Punct, wo er Dich fassen kann, wenn Du nicht selbst den ernsten Willen hast, zu genesen.

Das abgeschiedene Kind an seine Muttter.

Zu Weihnacht.

O, meine Mutter, schwer war unser Scheiden,
Drum muß ich mich noch einmal zu dir wenden,
Dich zu beschwichtigen in deinem Leiden!
Und ob mich auch die tausend Sonnen blenden,
Die still und groß an mir vorüberwallen,
Doch find' ich sie, der sie die Stralen senden, —
Denn deine Thränen leuchten mir vor allen! —
Die Erde noch heraus, die dämmernd-kleine,
Die, sonst verschwimmend in den blauen Hallen,
Jetzt heller aufglänzt, wie im eignen Scheine,
Denn fröhlich sind der Menschen Angesichter,
Und keines ist verdüstert, als das deine!
Die Kinder hüpfen um die Weihnachtslichter,
Die ihre Mütter ihnen angezündet,
Du siehst es und verhüllst dich dicht und dichter.

Ich aber will, geheimnisvoll verbündet
Mit meines Vaters Geist, nicht von dir lassen,
Bis ich das Wort der Worte dir verkündet,
Das, kannst du's auch nicht ungestorben fassen,
Doch all' dein Sinnen fesselt und dein Denken,
Bis es sich ganz dir aufschließt im Erblassen.

Ich will in meinen Vater mich versenken,
Ich will mein tiefstes Ahnen ihm entdecken,
Ich will ihm Bilder und Gedanken schenken,
Die selbst vor einem Dichter sich verstecken.

Und faßt er sie so wenig, wie die Harfe
Den Ton, den Abendlispel in ihr wecken,
So wird er doch nach innerstem Bedarfe,
Sie fromm in deine Brust hinüber leiten,
Dann löst in ihr der Mißlaut sich, der scharfe,
Da ew'ge Harmonieen ihn bestreiten.

O, hab're nimmer mit den Urgewalten,
Die, ruhig thronend über allen Zeiten,
In festen Händen jeglich Schicksal halten!

Des Lebens Schönheit wollt' ich dir erschließen,
Des Todes Schrecken mußt' ich dir entfalten,
Die ird'schen Wonnen brannt' ich zu genießen,
Doch zu den höhern ward ich abgerufen.

Dir war, als sähst du mich in Nichts zerfließen,
Als mich's erhob zur letzten aller Stufen,
Ich selber sträubte mich, obgleich mein Beben
Und Säumen einzig so viel Qual mir schufen.

Ich glich in meinem eitlen Widerstreben
Dem Eingekerkerten, der das Gefängnis,
Wenn es zusammenstürzt in Windes Weben,
Nicht lassen will in seines Herzens Bängnis,
Es fällt kein Stein, der ihm nicht Wunden schlüge,
Bis er entspringt, dann faßt er das Verhängnis
Und tut im Freien frische Atemzüge.

Mir war, wie ich da lag in meinen Wehen,
Als könnt' ich's nie verwinden, was ich trüge;
Jetzt ist es mir, als wär's mir nie geschehen,
Und, wie du meines Friedens reine Fülle,
So kann ich deinen Schmerz nicht mehr verstehen.

Mich schaudert's vor der abgeworf'nen Hülle,
Auch fürchte ich, es würde dich nicht heilen,
Sonst zeigte ich in mitternächt'ger Stille
Mich, wie ich war, in Träumen dir zuweilen.

Jetzt hält ja keine Form mich mehr gefangen,
Kann ich auch jede, wolkengleich, zerteilen,
Ich bin, was meinem innersten Verlangen
Entspricht, und bin's nicht mehr, sobald mich ekelt,
Wer alle bis zur höchsten durchgegangen,
Der wird in keine wieder eingehäkelt,
Er wird, und ob's ihn auch noch rückwärts triebe,
Doch nicht mehr schnöde an den Staub vermäkelt.

Denn, alles Leben ist gefror'ne Liebe,
Vereis'ter Gottes-Hauch, in tausend Flocken
Erstickt, und Zacken, d'rin er starren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechselkräfte stocken,
Im Tiefsten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken,
Bis er den Kreis, in dem er sich bewegte,
Den weitern Ring stets um den engern tauschend,
Zurück bis auf der Ringe letzten legte,
Und nun, hinaus in's Unbegränzte lauschend,
Dem Odemzug, durch den sich Gott die Wesen
Einst wieder mischt, in Ahnung sich berauschend,

Entgegen harrt, mit Guten und mit Bösen,
Die sich auf Erden darin unterschieden:
Daß jene, groß und klar, sich als erlesen
Von Gott erkennend, ihm sich schon darnieden
Entgegen drängten aus der toten Zacke,
Wenn diese, dumpf und klein, zu ew'gem Frieden
Sich gern verschlossen hätten in die Schlacke,
Damit er, den sie nur mit Schaudern ahnten,
Sie nicht, vorüber wandelnd, plötzlich packe!
O daß sich, die noch leben, hieran mahnten,
Und so, durch eig'ne Kraft heraus sich schälend,
Den Weg zur Welt- und Selbsterlösung bahnten!
Denn, auf den Letzten, wie den Ersten, zählend,
Kann Gott das Liebeswerk erst dann vollbringen,
Wenn dieser auch, sich mühsam aufwärts quälend,
Gekräftigt ist, mit uns empor zu dringen.
So lange aber müssen wir's entbehren,
Und ob Äonen noch darob vergingen.

Auch wird uns erst der Übergang erklären,
Wozu im Ewig-Einen dies Zersplittern:
Ob einzig, um das Böse zu verzehren,
Das, wenn es sich in tausend Ungewittern
Entlud, vor seiner eig'nen Ohnmacht endlich
Erschrecken wird und still in sich zerzittern;
Ob mit, weil Gott, sich selber unverständlich,
Wie unser Geist in Worte, in Figuren
Zerfließen mußte, um sich dadurch kenntlich
Zu werden, und aus allen Signaturen
Die eigene zusammen sich zu stellen,
So daß die Welt, trotz ihrer finstern Spuren,
Ihm Fackel war, sein Inn'res aufzuhellen,
Und daß nicht unf're Schuld, nur sein Bedürfen
Den Gegensatz, dem Trotz und Haß entquellen,
Hervor rief, der nach mystischen Entwürfen
Uns, die wir leiden, quält, als ob wir täten,
Um so, indem wir all sein Bitt'res schlürfen,
In uns ihn bis zur Wurzel auszujäten,
Und das Geheimnis erst zu offenbaren,
Wenn wir zurück in ihn, den Urgrund, treten
Und wieder werden, was wir einst schon waren,
Den Tropfen gleich, die, in sich abgeschlossen,
Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für sich, als ganz mit ihr verflossen.

* * *

Mein Weihnachtsgedicht hat doch nicht auf Dich gewirkt, wie ich gehofft hatte; sonst sähest Du Dein Kind jetzt nicht mehr verwesen, sondern leben, denn es lebt, es jubelt und jauchzt, das ist so gewiß, als es gewiß ist, daß es gelebt hat.

Brief an Elise vom 21. Januar 1844.

Glaube mir, Elise, der Schmerz um ein geliebtes Kind, das der Tod entrückte, ist nicht der größte, er reducirt sich doch zuletzt, wenn man ihn in seine Bestandteile zersetzt, auf den Egoismus, daß man ein Leben, das dem Welt-Ganzen angehört und das aus diesem nicht verschwinden kann, apart für sich allein haben will. Aber in sich selbst hinein starren und sich selbst als Ruine niederbrennen sehen müssen, das will etwas sagen, denn so lange ich dieser specielle Mensch bin und in dieser speciellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn das aber nicht geschieht, wenn Alles in mir mit einer eisernen Faust zusammengedrückt wird, ist mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieser Todeskampf, diese innere Wut, wenn so einzelne Blüten, Schlamm- und Schmutzbedeckt, wieder auftauchen, dieser Trotz, dieses Versinken in die gräulichsten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zustand nur einmal zu vergessen, ist noch bitterer, wie der leibliche, wenn das Band zerreißt, das die Elemente zusammenhielt und nun Feuer, Wasser, Luft und Erde mit einander hadern.

Brief an Elise vom 24. März 1844.

7. Rom (1844—1845).

Die ganze Reise von Paris nach Rom hatte Hebbel in einer „Klein-Kinder-Stimmung" gemacht. Es war ihm zu Mute, als ob er ein Märchen erlebte. „Zweiundzwanzig Jahre in Dithmarschen auf einem Fleck und doch auf dem Weg nach Rom!" (T. II, 3241). Auf dem Schiff fühlte er, die letzten Eindrücke in sich sammelnd und das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie er sie noch nie in seinem Leben genossen hatte. Doch dieses Glück sollte nur von sehr kurzer Dauer sein! Das tückische Klima Roms warf ihn bald aufs Krankenlager. Ein gastrisches Fieber befiel ihn und machte ihn Monate lang zu jeder

Arbeit unfähig. Seine Mittel schmolzen immer mehr zusammen, und von Elise hörte er nur noch Unannehmlichkeiten. Dabei konnte er sich anfangs gar nicht in seine neue Umgebung finden. Die Werke der bildenden Kunst übten lange nicht den Einfluß auf ihn aus, wie z. B. auf Goethe, die antiquarische Seite der Stadt Rom hatte eben so wenig Reiz für ihn. „Was aber gewaltig auf mich wirkt und ewig auf mich wirken wird, das ist die göttliche Natur, die dieses Grab der Vergangenheit, in dem wir wie Würmer herum kriechen, um uns einen Maßstab für unsere Kleinheit daraus hervor zu scharren, umgibt (T. III, S. 19). Ein viermonatlicher Sommeraufenthalt in Neapel verstärkte diese Eindrücke noch mehr. Der anregende Umgang mit einer Reihe bedeutender Künstler und Schriftsteller riß ihn aus seiner grüblerischen Selbstbetrachtung und lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf die ihn umgebende wunderbare Erscheinungswelt. Die Schönheit in Kunst und Leben wird immer mehr sein Ideal, dem Problem der Form und der Sprache sinnt er nach. Nicht nur das Bedeutende, sondern auch das Schöne hofft er, in seiner Poesie aussprechen zu können, wie er es besonders in dem herrlichen Gedicht „Opfer des Frühlings" versuchte.

So entsteht in Hebbel allmählich ein neues Lebensgefühl, das auch von Bedeutung für sein religiöses Denken wird. Sein Hang zu metaphysischen Spekulationen, der in Paris seinen Höhepunkt erreicht hatte, tritt zurück, und alle seine Sinne richten sich auf diese Erde und ihre Schönheit. So schreibt er an Elise: „Ich habe das Leben lieb, es genügt mir vollkommen ohne den himmlischen Anhang" (B. III, S. 182) und er bittet sie: „Nur laß' Gott aus dem Spiel. Du wirst dies nicht im atheistischen Sinne verstehen" (B. III, S. 183) und „Ich bitte Dich zum zweiten Male, keine Berufungen auf den lieben Gott u. s. w. . . . Der liebe Gott ist wie die Luft; wir leben und weben in ihr, aber wir können keine Würste und keinen Speck herausschneiden (B. III, S. 212 f.). Als Elise doch wieder mit dem „Allerwelts-Trost" kommt, fährt er sie zornig an: „Ich bitte Dich noch einmal: nie wieder etwas von Gott, von Vorgefühlen u. s. w. . . . Ich glaube recht gern, daß alle Haare auf meinem Haupt gezählt sind, aber daraus folgt nicht, daß keine vor Kummer ausfallen dürfen" (B. III, S. 224). Überhaupt macht sich bei Hebbel, wie einst bei Goethe,

eine gereizte Stimmung gegen das Christentum geltend. Mit Genugtuung notiert er den „guten Ausdruck" des Malers Rahl: „Menschen das Blut abzapfen, um sie am Sündigen zu verhindern. Und: daß das Christentum vom Judentum herstammt, sieht man schon daraus, daß Alles auf Gewinn und Verlust: Himmel und Hölle berechnet ist" (T. II, 3261). Es waren eben zwei Vorwürfe, die Hebbel schon viel früher gegen das Christentum erhoben hatte und die er nun zu seiner Freude von einem Anderen bestätigt fand! Im Colosseum das Kreuz erregte sein höchstes Mißfallen, dem er im Tagebuch (T. II, 3243) und in einem besonderen Epigramm Ausdruck verlieh:

Colosseum und Rotunda:

Colosseum, Rotunda, ihr wurdet christliche Kirchen,
Weil euch dieses allein vor der Zerstörung geschützt,
Denn der stumpfe Zelot ergriff die Axt des Barbaren,
Als sie ihm endlich entsank, aber der weisere Papst
Schirmte euch durch den Altar und durch die Heiligenbilder
Still vor der letzten Gefahr, welche euch drohte bis heut'.
Dennoch kommt mir es vor, als hätt' man erschlag'nen Titanen
Nach dem Tode das Kreuz noch auf die Stirne gebrannt.

Eine Variation zu diesem Epigramm spricht gar von „heiliger Notzucht", die man mit diesen beiden Gebäuden getrieben:

Pfaffen plappern in Dir, Rotunda, vor Märtyrer-Fratzen,
Wo das römische Volk allen Göttern einst schwieg;
Mönche in Dir, Colosseum, an vierzehn schmutz'gen Altären,
Wo es den Löwen beklatscht, wenn er den Tiger zerriß.

Hatte Hebbel noch in Heidelberg und München sich an dem prunkvollen Kult der katholischen Kirche erfreut, so erwachte nun im klassischen Lande des Katholizismus seine Kritik: Die heilige Woche, schreibt er an Elise, ist zu Ende und die feierlichen Zeremonien der katholischen Kirche hätte ich nun auch gesehen. Tausende von Fremden kommen bloß ihretwegen nach Rom; ich würde, obgleich sich die Schatten einer jedenfalls großen Vergangenheit daran knüpfen, keine zehn Schritte darum machen, nun ich weiß, was daran ist. Natürlich ziehe ich das ab, was man neben und mit diesen Zeremonien zugleich sieht: Petri-Kirche und Vatikan; das sieht man ja aber auch ohne sie, und besser" (B. III, S. 213). Die Palmen-Weihe, die Fußwaschung von zwölf Mönchen durch den Papst, ja auch die Lamentationen und das berühmte Miserere in

der Sixtinischen Kapelle entsprachen seiner Erwartung durchaus nicht. Dagegen freute er sich, daß er bei solcher Gelegenheit „die größten Wunderwerke der charakteristischen Malerei, die Sybillen und Propheten Michel Angelos" sah, die ihm weit mehr bedeuteten, als das berühmte jüngste Gericht, das er barock fand, und zwar „nicht bloß des unsinnigen Gegenstandes wegen, denn unsinnig ist dies Zurückkriechen der Geister in ihre Staubkittel auf jeden Fall schon deswegen, weil die Leiber sich am Ende aller Tage nach tausendfachen Metamorphosen ärger in einander genestelt haben müßten, als die Beine der Schildbürger" (B. III, S. 214). Den ersten ergreifenden Moment hatte Hebbel charakteristischer Weise, als der Papst Abends nicht mehr in pontificalibus, sondern aller seiner hohenpriesterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apostel ging, um zu beten. „Der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht sieht, ergriff mich, wie mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fratzen mich kalt lassen" (Ebda S. 215).

Die Feier der Auferstehung des Herrn mit fürchterlichem Lärm und Spektakel am Sonnabend stieß Hebbel dagegen wieder ab, während der Segen des Papstes, den er vom Balkon der Petri-Kirche herab der großen Masse des versammelten Volkes spendete, einen großen Eindruck auf ihn machte. Ebenso die prachtvolle Beleuchtung der Petri-Kirche, die er in einem besonderen Gedicht festhielt, und das große Feuerwerk auf der Engelsburg. Damit war die heilige Woche zu Ende. Doch Hebbel erwähnt auch noch in spöttischer Weise seines „persönlichen Anteils an den Segnungen der Kirche": Am Sonnabend gehen nämlich die Pfaffen in allen Häusern herum und weihen sie, natürlich gegen Vergütung. So erschien also auch einer bei Hebbel, denn „es wird bei solchen Gelegenheiten nicht gefragt, ob man Ketzer ist oder nicht . . . Doch müssen wir Ketzer uns darauf nicht viel zu Gute tun" (B. III, S. 216).

Hebbels Abneigung beschränkt sich aber keineswegs auf den Katholizismus. Dasselbe „Fratzenwesen", wie bei den Katholiken, findet sich nach seiner Ansicht auch bei den Protestanten, nur in steifleinener Form! (Ebda S. 217). So wäre es ihm sehr lieb, wenn sein Kind getauft würde, ehe er wieder nach Hamburg zurück-

käme. „Die Berührung mit einem Pfaffen ist mir widerlich, und wie ich über den Akt selbst denke, weißt Du", schreibt er an Elise (Ebda S. 253). Er hatte allerdings auch üble Erfahrungen mit protestantischen Geistlichen gemacht! Und als er die Predigt eines Hamburger Pastors las, der öffentlich vor seiner Gemeinde geweint hatte, weil sein Kollege, als er die Petri-Kirche einweihte, den Namen Christus nicht genannt hatte, da ließ er in seinem Tagebuch (T. III, 3329) eine furchtbare Strafpredigt über diese Heuchelei los.

Das neue Lebensgefühl, das Hebbel trotz seiner trostlosen äußeren Existenz erfüllte, sollte nun aber auch entscheidend für sein Verhältnis zu Elise werden. Nur mit Schaudern dachte Hebbel daran, wieder nach Hamburg zurückkehren zu müssen. „Lieber den Tod, als ein so enges Dasein, wo man von Tag zu Tag, wie die Raupe von Blatt zu Blatt hinüber kriecht und selig ist, wenn man sich satt fühlt. Es mag sein, daß der Mensch sündigt, sobald er mehr verlangt, aber mit dem Dichter sind diese Sünden geboren und was sollte ein Tragödien-Schreiber denn Anderes sein, als ein Tragödien-Held? Der Widerspruch zwischen meinen kümmerlichen äußeren Verhältnissen und meinem genuß- und tatendürstigen Innern wird immer schneidender" (Ebda S. 255). Vor Allem aber schauderte er davor, wie er in einem späteren Brief an Bamberg ausführt (B. III, S. 338 f.), sein Leben an der Seite eines Frauenzimmers zu Ende bringen zu müssen, das er nie geliebt und das dies immer gewußt hatte. Wieder wie in München versuchte er deshalb, sein Verhältnis zu Elise auf ein rein freundschaftliches zurückzuführen, aber davon wollte Elise nichts wissen, vielmehr drängte sie auf Verheiratung. Hebbel dagegen erschien eine Ehe, die kein reelles Fundament in einem Vermögen hat, das die Existenz sichert, ein Sprung in den Abgrund. Offen gesteht er ihr: „Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann" und in seinem Tagebuch schreibt er die harten Worte: „Schüttle Alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt, denn was Dich vernichtet, kann keinen Anderen fördern" (T. III, 3425).

Daß bei diesen Verhältnissen kein größeres Werk in Italien entstand, ist begreiflich. Vom „Moloch", der sein Hauptwerk werden sollte, wurde in Neapel nur der erste Akt fertig, mit dem Hebbel aber zufrieden war: „Es wird ein Stück von schrecklicher Gewalt. Ich fürchte aber, daß bei diesem Drama zwischen den einzelnen Akten so große Zwischen-Räume verstreichen werden, wie sonst zwischen ganzen Stücken lagen" (B. III, S. 268). Dagegen entstanden eine Reihe lyrischer Gedichte, besonders „Das Opfer des Frühlings", in dem Hebbel „einer so schönen Welt gegenüber zu leisten suchte, was in Deutscher Sprache möglich ist" (B. III, S. 218). Vor Allem verfaßte aber Hebbel etwa neunzig Epigramme, und zwar „Epigramme in einem höheren Sinn, in welchen ich meine tiefsten Anschauungen über Kunst, Sprache, Poesie u. s. w. niederlegte".

* *
*

Die Freiheit der Sünde.

O glaube nicht, daß du durch deine Sünde
Die Welt verwirrst! Wie du auch freveln mögest,
Und ob du Gott dein Ich auch ganz entzögest,
Du hinderst nicht, daß sie zum Kreis sich ründe!

Ja, ob du, in des innern Abgrunds Schlünde
Hinuntertaumelnd, völlig dich betrögest
Und dich hinauf zur Götter-Freiheit lögest,
Doch trifft dich das Gericht, das ich verkünde!

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen, würde heißen,
In unsrer Brust den Odem anzuhalten;

Wir können's, doch es wird sich offenbaren,
Daß wir das eigne Lebensband zerreißen
Und nichts dadurch im Äther umgestalten.

Epigramme.

Natur und Mensch.

Oft schon kam es mir vor, Natur, als hätt'st du zu zeitig
In dein Werk dich verliebt und die Vollendung versäumt.
Weil der Mensch dir gefiel, so bliebst du stehen beim Menschen,
Und erweckst in ihm nicht noch den schlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dem, und weil er erwachend sich wieder
Findet, wie eben vorher, fällt er zurück in das Tier.

La chiesa sotteranea dei Capucini a Roma.

Menschen-Gebeine hat man zu Sternen und Blumen verflochten,
Von der farbigen Wand grinzen sie zierlich herab;
Aufgestapelte Schädel umsteh'n in geordneten Reihen
Dämmernde Nischen, worin manches Gerippe sich streckt,
Wie im Leben, bekleidet mit bräunlicher Kutte, ein Täflein
In der knöchernen Hand, welches das Sterbejahr nennt,
Und dein Führer ein Mönch, wie diese Toten es waren,
Sagt dir lächelnd: dereinst werde ich ruhen, wie sie!
Aber Italiens Sonne bestrahlt durch niedrige Fenster
All den Moder, und sanft plätschert ein Springbrunn im Hof.

Die Kuppelbeleuchtung zu Rom.

Alter Sanct Peter, was seh' ich? Es ringelt die Schlange des Feuers
Glühend sich um dich herum, züngelt noch über das Haupt
Dir hinaus und verscheucht den Mond, den frommen Versilb'rer
Deiner Kuppel, der wähnt, daß ihn die Hölle vertreibt.
Doch, ich irrte mich wohl! Du stehst nicht erschrocken, die Flamme
Zittert statt deiner, sie friert, gern auch entschlüpfte sie dir.
Aber, du hältst sie, sie soll den Vorwitz büßen, verwegen
Aufgekrochen zu sein an dem Giganten von Stein.
Oder hat sich der jüngste der Blitze, der Wolke entwischend,
Gar des Angriffs erkühnt, hast du den Nestling gepackt
Und dich in ihn gewickelt, damit er verkünde: Sanct Peter
Hat zwar das Ende der Welt, aber Nichts weiter zu scheu'n?
Wahrlich, ich glaub's, dich knirscht erst dann die Erde hinunter,
Wenn sie dem Chaos erbebt, welches sie selber erschnappt.

Das Höchste und das Tiefste.

Kein Gewissen zu haben, bezeichnet das Höchste und Tiefste,
Denn es erlischt nur im Gott, doch es verstummt auch im Tier.

Tiberius' Antwort.

„Großer Caesar, du hast den Jesus Christus gekreuzigt,
Aber die Lehre, sie lebt, ja, sie verbreitet sich stark!"
Bloße Schuld des Pilatus, denn hätt' er die Zwölf, die Apostel
Mit ihm gekreuzigt, so wär' alles auf ewig vorbei.

Gottes Rätsel.

Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer, als alle, zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich, ich werd' euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Conditio sine qua non.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ocean rollt.

Zwölf Jahre später.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!

Das Vaterunser.

Wollt ihr beten, so betet, wie Jesus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar giebt's, welches zur Läuterung führt:
Dieses setzt sie voraus; will's Einer, ohne zu heucheln,
Beten, so muß er sich erst völlig vollenden als Mensch.

Das Urgeheimnis.

Wie der Schmerz entsteht? Nicht anders, mein Freund, als das Leben:
Tut der Finger dir weh, schied er vom Leibe sich ab,
Und die Säfte beginnen, im Gliede gesondert zu kreisen;
Aber so ist auch der Mensch, fürcht' ich, ein Schmerz nur in Gott.

8. Wien (1845—1863).

Am 29. Oktober 1845 hatte Hebbel, krank und elend, Rom verlassen, am 4. November 1845 kam er in Wien an. Zunächst versuchte er vergebens, eine Aufführung seiner Dramen auf dem Hofburgtheater durchzusetzen. Aber der Intendant desselben kannte nicht einmal seinen Namen! Bald aber wurde es bekannt, daß Hebbel, „der bekannte dramatische Dichter", in Wien angekommen sei, und nun scharte sich besonders die literarische Jugend Wiens um ihn. Durch den Dramatiker Otto Prechtler ward er mit der berühmten Hofburgschauspielerin Christine Enghaus bekannt, die bald ein inniges Mitleid mit dem Dichter empfand, während auf Hebbel „das Einfache, Seelenvolle dieses schwergeprüften Mädchens einen mächtigen Eindruck machte". Beide sprachen sich mit vollster Offenheit über ihre Verhältnisse aus und beschlossen, die Ehe mit einander einzugehen. Bei Hebbel spielte neben der innigsten Zuneigung auch die Überlegung mit, daß er durch diese Heirat mit einem Schlag aus seiner furchtbaren Lage gerissen und in die Möglichkeit versetzt wurde, seinem dichterischen Genius zu folgen, während eine Ehe mit Elise ihn als Dichter vernichten, Elise aber unglücklich machen mußte. Elise jedoch, die seither immer großmütig erklärt hatte, daß Hebbel frei sei, worin Hebbel einen Beweis hoher Sittlichkeit erblickt hatte, suchte nun auf einmal Hebbel auf alle Weise wieder an sich zu fesseln. Ja, sie scheute auch nicht davor zurück, Christine in der übelsten Weise zu verleumden, natürlich nur mit dem Erfolg, daß Hebbel sich desto mehr der Angefeindeten an-

nahm. Bald stand sein Entschluß unabänderlich fest: „Alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese Verbindung ohne Liebe! Wie ein Todesschatten hat sie nun fast zehn Jahre über meinem Leben geruht, es ist genug!“ (B. III, S. 306). Am 26. Mai 1846 wurde Christine Hebbels Frau, und damit begann für Hebbel eine Zeit ungetrübtesten Glückes und unabhängigen dichterischen Schaffens. Ja, als Hebbels und Elisens zweiter Sohn Ernst am 12. Mai 1847 starb, lud die edle Christine Elise nach Wien ein, und über ein Jahr durfte sie Zeugin von Hebbels Glück sein. Versöhnt schied sie von ihnen und als sie am 18. November 1854 starb, konnte Hebbel in sein Tagebuch schreiben: „Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich Niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen“ (T. IV, 5363).

Hebbels dichterische Tätigkeit begann sich bald nach seiner Ankunft in Wien wieder zu regen, aber zunächst mußte er noch mit seiner düsteren Vergangenheit abschließen. Das geschah in zwei Stücken, die noch nach Italien zurückreichen: in der Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sicilien“, in der er den Polizeistaat schildert, dessen Vertreter, anstatt die Gerechtigkeit zu schützen, dieselbe unterdrücken, und in dem Trauerspiel „Julia“, das Hebbel selbst als einen zweiten Teil der „Maria Magdalene“ bezeichnete. Mit „Herodes und Mariamne“ begann dann die zweite Periode seines dramatischen Schaffens, die ihn von Stufe zu Stufe höher zu immer vollkommeneren Werken führte. So entstanden die großen Dramen „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“, „Die Nibelungen“ und „Demetrius“, nebenher kleinere Werke, wie „Der Rubin“, „Michelangelo“, der zweite Akt des „Moloch“. Aber auch ein Epos „Mutter und Kind“ gelang Hebbel, und seine Lyrik bereicherte er mit einer großen Anzahl von Gedichten. Wenn Hebbel in allen diesen Werken der zweiten Periode dem Moment der Versöhnung mehr Rechnung trug, so lag der tiefste Grund darin, daß in seiner Welt- und Lebensanschauung eine große Veränderung eingetreten war. In qualvollem Ringen um das Recht und die Entwicklung des Individuums im Gegensatz zum

Universum war Hebbel zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit dieses Kampfes gekommen. So schrieb er in einem der schwersten Momente seines Lebens, eine unendliche Reihe von Gedanken in sich abschließend: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im Wesentlichen antizipiert.“ „In dem Begriff dieser Notwendigkeit, die freilich von der blinden, nicht in Vernunft aufgelösten, der sich Jeder beugt, weil er muß, sehr verschieden ist, wohne ich seitdem, wie in einer Burg. Dieser Begriff waltet über mich, wie über meine Kunst, in der mein Ich eben am geläutertsten hervor tritt und mit der ich mich mehr und mehr völlig indentifiziere. Von ihm allein gehen Versöhnung und Friede aus, denn wenn ich die Grundbedingungen aller individuellen Existenz in ihrer Unabänderlichkeit erkannt und eingesehen habe, daß nur aus den mir auferlegten Beschränkungen die Freiheit des großen Organismus, dem ich eingegliedert bin, hervorgehen kann, so ist in mir die Möglichkeit, ihnen auch nur trotzen zu wollen, aufgehoben“ (B. IV, S. 102 f.). Und Versöhnung und Friede leuchten uns aus gar manchen von Hebbels Selbstbekenntnissen entgegen. So schreibt er an Emil Kuh: „Ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tag zu Tag“ (B. VI, S. 116) und an Sigmund Engländer: „Überhaupt kann man das Leben nicht einfach genug nehmen. Wenn ich das nicht zur rechten Zeit gelernt hätte, so wäre ich einer der unglücklichsten Menschen; jetzt bin ich einer der Glücklichsten“ (B. VI, S. 58). Auf einer Reise von Wien nach Dresden vergegenwärtigt er sich „in einer fast religiösen Stimmung“ all sein Glück: „Ich begann bei meinen gesunden Gliedern und endigte bei Euch (Christine und Titi) und fühlte mich tief ergriffen“ (B. VI, S. 145). Freilich betont er an einer anderen Stelle: „Ich kam nur durch Resignation zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als Bett betrachten, begnügte mich aber allerdings, darin zu schlafen, und brachte mich nicht

um, obgleich man mir Gift und Dolch mit hinein gegeben hatte" (B. VI, S. 301). Das Mittel aber, dieses wahre innere Glück zu erlangen, besteht darin, „alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann; das Wesentliche aber zu verteidigen, wie das Leben selbst" (B. VI, S. 316). Da es der Kunst innerstes Wesen ist, das dem Menschen eingeborene Sehnen zu stillen, so darf auch der Künstler nicht im Zwiespalt zwischen sich und der Welt stecken bleiben, „da er von dieser noch gar nichts sieht, wenn er sie nicht rund sieht" (B. VI, S. 184). An Albert Dulk, der ihn für einen Pessimisten hielt, schrieb er daher: „Wenige auf Erden dürften Welt und Leben so rund finden und aus so klaren Augen blicken wie ich" (B. VII, S. 315) und seinen Gegensatz gegen den Schopenhauerischen Pessimismus bezeichnete er im Gespräch mit Kulke so: „Schopenhauer macht aus dem Pessimismus ein System und geht darin auf. Bei mir findet er sich als ein Element; mir rundet sich die Welt immer mehr und mehr, und mir ist sie nie so rund, wie jetzt erschienen" (Kulke, Erinnerungen an Friedrich Hebbel S. 50).

Die abgeklärte Ruhe, die aus allen diesen Bekenntnissen spricht, finden wir nun auch in Hebbels Urteil über die Religion. Zwar prinzipiell hat sich sein Standpunkt seit München nicht geändert, aber an die Stelle leidenschaftlicher Anklagen tritt nun eine ruhige Erörterung der einschlägigen Probleme. Er gibt seiner Hochschätzung der Religion unumwunden Ausdruck: „Auch ich kenne die Religion von ihrer schönsten Seite und werde sie nicht, falls sie mit anderen Erscheinungen, die ihr gleich sind und sie vertreten können, von dem gemeinschaftlichen Urgrund aufgesogen werden sollte, mit Behagen, sondern mit Wehmut verschwinden sehen" (B. V, S. 334). Aber wie schon aus diesem Satz hervorgeht, hält er sie nicht für das Eine, was not tut: „Ich ehre an der Religion, was zu ehren ist, aber ich trete jeder Übertreibung entgegen, weil ich es für meine Pflicht halte" (N. H.-Dok. S. 87). Die Religion ist ihm nur eine der großen Manifestationen des menschlichen Geistes, aber nicht die höchste. Diese ist vielmehr die Kunst, die an ihre Stelle tritt und in der allein das tiefste Sehnen des menschlichen Herzens seine wahre Befriedigung findet: „Mag man über die aesthetische Erziehung des Menschen denken, wie man will,

so viel ist gewiß, daß das Moment der Erhebung, dessen wir so nötig bedürfen, wie der Selbstvergessenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unserer Zeit nur noch durch die Kunst kommen kann. Die Religion bietet es nicht mehr dar; die Kirche, an der einst auch ein Zweifler, wie Faust, nur zitternd und zähneklappernd vorbeischlich, wenn Orgelton und Glockenklang zum Eintritt luden, vereinigt die verschiedenen Stände des Volks nicht mehr in ihrem Schooß, und der Staat ruft sie noch nicht zusammen. Dies ist eine Tatsache, die man beklagen oder preisen, die man aber sicher nicht in Abrede stellen kann. Wir erinnern bloß an sie und lassen es ununtersucht, ob die Kirche durch Zwangsmaßregeln, wie es in evangelischen Ländern z. B. die gebotenen Sonntagsfeiern sind, die ungeheuere Kluft, die sich zwischen Glauben und Wissen aufgetan hat, wieder ausfüllen wird, und ob der Staat wohl tut, wenn er auf die Begeisterung seiner Bürger Verzicht leistet, um ihrem Vorwitz zu entgehen; sie beweist auf's Unwidersprechlichste, daß das höchste Bedürfnis des Menschen nur noch in der Kunst seine Befriedigung findet, ja, daß Staat und Kirche selbst erst in ihr zur Verklärung gelangen, da nur sie in Beiden das von allen Parteizerklüftungen und konfessionellen Streitigkeiten unberührbare Ideal erfaßt" (W. XII, S. 231 f.). „Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind" (B. VII, S. 342 f.). „Die Kunst ist das Mysterium, in dem alle anderen, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind" (B. VI, S. 336).

Diese prinzipielle Stellung zur Religion hielt Hebbel jedoch nicht ab, sich mit ihr auf das Gründlichste und Vorurteilloseste auseinander zu setzen. Der beste Beweis hierfür ist sein inhaltschwerer Briefwechsel mit Friedrich von Uechtritz und dem Pfarrer Luck.

Hebbel hatte Friedrich von Uechtritz, den Schüler Tiecks und Immermanns, im Sommer 1854 in Marienbad kennen gelernt. Uechtritz bewunderte bald in Hebbel den genialen Dichter, während Hebbel sich durch dessen feine Bildung, im Innern wie im Äußern, sympathisch angezogen fühlte. Das gleiche Interesse für „die ungeheuren Probleme des Lebens, an welche die Meisten sich nur erinnern, wenn sie zufällig einer Aufführung des Hamlet und des

Faust beiwohnen", verband sehr bald beide Männer in inniger Freundschaft, die sich auch nach dem Verlassen Marienbads in einem eifrigen Briefwechsel fortsetzte. Freilich trat neben aller Übereinstimmung in literarischen Dingen und im Verhalten im bürgerlichen Leben der religiöse Gegensatz schon in Marienbad zu Tage: „Er ist Christ und nicht bloß im ethischen Sinne, wie ich, ohne sich doch, was ich nicht begreife, für irgend ein bestimmtes Dogma zu entscheiden; nach meiner Erfahrung gibt es keine Ergänzung der menschlichen Beschränkung, als das Gefühl dieser Beschränkung selbst und das aus eben diesem Gefühl entspringende unendliche Fortstreben; er findet sie im Gott-Menschen, für den ich in meiner Anschauung der Welt und der Dinge nun absolut keinen Platz ermitteln kann. Dennoch hat diese Grunddifferenz unser stilles ruhiges Verhältnis nicht einen Augenblick gestört. Begierig bin ich nun, wie meine Arbeiten auf ihn wirken werden" (T. IV, 5334). Gleich nach seiner Rückkehr machte sich Uechtritz an das Studium der Hebbel'schen Werke, die er bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, und berichtete Hebbel von der tiefen Wirkung, die sie auf ihn gehabt hatten. Insbesondere schätzte er an Hebbel den ethischen Sinn, der ihn von vielen seiner literarischen Zeitgenossen unterscheide, und das tiefe Gefühl für die Schwere der Sünde und die Notwendigkeit der Buße. Doch will er im Unterschied von Hebbel als Maßstab für das, was Sünde und was Buße sei, nur die ewigen Normen der Offenbarung gelten lassen. Ebenso nimmt Uechtritz an einer Reihe von Gedichten, z. B.: Der Priester, Vinum sacrum, Vater unser, Versöhnung, Virgo et mater ernsten Anstoß. Hebbel will die beiden ersten gerne als „grelle Phantasiestücke ohne tieferen Kern" opfern, dagegen hält er an den drei letzten wegen ihres ethischen Gehalts energisch fest. Zu einer Einigung konnten Beide nicht kommen, und Hebbel sah auch den Grund ein: „Ich muß annehmen, schreibt er an Uechtritz, daß, wenn wir über den ethischen Wert solcher Produkte (den aesthetischen zu beurteilen, steht mir nicht zu) fortdauernd entgegengesetzte Ansichten hegen sollten, der Grund einzig und allein in unserer verschiedenartigen Stellung zum Christentum zu suchen ist, dessen sittlichen Kern ich hochhalte und auch keineswegs wie Andere, schon bei Plato und Sokrates finde, mit dessen dogmatischer

Seite ich jedoch nicht mehr zu tun habe, wie mit jeder anderen Mythologie.“ In seiner Antwort auf diesen Brief gibt Uechtritz zu, daß Hebbel den Differenzpunkt, von dem alle anderen Differenzen nur Ausläufer seien, richtig erkannt habe, und bittet Hebbel, sich gegenseitig trotz dieser Meinungsverschiedenheiten, „in dem, was die Wurzel unseres Geisteslebens bildet, mit Liebe zu tragen“. Sichtlich erregt fährt er aber dann fort: Ich kann nicht leugnen daß es mir hart ins Ohr fällt, Sie von christlicher „Mythologie“ sprechen zu hören. Von Augustinus — diesem geistigen Kolosse wie ihn Niebuhr nennt — bis auf Schelling und Hegel hat es die tiefsinnigste philosophische Spekulation nicht aufgeben können, sich mit den geheimnisvollsten Lehren des Christentums wohl oder übel in Einklang zu setzen; und ich sollte denken, daß Doktrinen, die schon so viele philosophische, sich ihnen anschließende oder entgegenstellende Systeme überdauert und in denen die größten und schärfsten Denker das Zentrum ihrer Weltbetrachtung (sei es in echter oder unechter Aufnahme) zu finden nicht verschmäht haben, schon dadurch einen Anspruch haben, nicht in die Reihen der bloßen „Mythologien“ neben die Sage vom Schwane der Leda gestellt zu werden“ (Bamberg, Hebbels Briefwechsel II, S. 241 f).

Eine weitere Differenz ergab sich aus der verschiedenen Beurteilung Goethes und Schillers in ihrer Stellung zur Religion. Auf Uechtritz' Empfehlung hatte sich Hebbel in das Leben Perthes' vertieft und großen Gefallen an dem guten Patrioten und tüchtigen Geschäftsmann gefunden. Dagegen hatte ihn in dem Religiösen eine gewisse Selbstüberhebung, besonders gegenüber Schiller und Goethe gestört. „Mir däucht doch,“ hatte er darüber an Uechtritz geschrieben, „wenn man die seltensten Kräfte und den heiligsten Ernst, wie bei diesen Beiden zusammen sieht, ohne daß sich das Wunder hinzugesellt, was der Christ die Gnaden-Erleuchtung nennt, so sollte man davor in Ehrfurcht, wie vor einem göttlichen Mysterium, stehenbleiben, anstatt von „Lücken“ und „Mängeln“ zu sprechen, wie es im dritten Band geschieht, von „Lücken“ und „Mängeln“ bei solchen Normal-Erscheinungen!“ (Bamberg II, S. 234). Diesem Urteil Hebbels über Perthes konnte sich Uechtritz nicht anschließen, ja er bestritt Hebbel geradezu das Recht, bei Perthes von Selbstüberhebung zu reden, da Hebbel ja

selbst in Marienbad Kritik an Schiller und Goethe geübt habe. Vielmehr erklärte sich Uechtritz mit Perthes identisch: „Auch ich fühle in dem Standpunkte Goethes und Schillers (wenn ich ihn auch bloß mit dem aesthetischen Maßstabe messe, der für mich allerdings — wie für Solger — im Tiefsten mit dem religiösen Eins ist) etwas, was ich bei Zusammenhaltung dieser Dichter mit den großen Dichtern des 16. Jahrhunderts, des Mittelalters oder auch des Altertums, mit einem Shakespeare, Dante, einem Aeschylus und Sophokles als unbefriedigend betrachten muß. Es ist der feste, nicht selbsterdachte, sondern aus dem allgemeinen Volksbewußtsein überkommene Hintergrund einer religiös-sittlichen Weltauffassung, was ihnen mangelt" (Bamberg II, S. 242). Endlich hatte Uechtritz daran Anstoß genommen, daß Hebbel Hagen zum Christusverhöhner gemacht hatte, denselben Hagen, den er doch mit sichtbarer Vorliebe als ein Musterbild reiner Mannhaftigkeit hingestellt hatte!

Auf alle diese Differenzen antwortet Hebbel in den beiden inhaltsschweren Briefen vom 23. Mai und 3. Juni, die er selbst als sein „Glaubens-Bekenntnis" bezeichnet. In dem ersten setzt er seine prinzipielle Stellung zur Religion im Allgemeinen und zur christlichen Offenbarung im Besonderen auseinander. Von vornherein ist sich Hebbel bewußt, daß zwischen dem streng offenbarungsgläubigen Standpunkt, auf dem Uechtritz stand, und zwischen dem seinen eine Vermittlung ausgeschlossen ist. Jener glaubt, die Wahrheit zu besitzen, Hebbel sucht sie erst! Aber gegen den „absolut christlichen Standpunkt" erheben sich gewichtige Bedenken von Seiten der Natur- und Geschichtswissenschaft. Erstere hat die vollständige Abhängigkeit des Menschen von der Natur und ihren Gesetzen bewiesen und damit die von der Religion behauptete Ausnahmestellung des Menschen zerstört. („Die theologischen Streitigkeiten sind unwichtig geworden, die Physiologie hat sie abgetan. Die ist weit gekommen und wohin wird sie noch gelangen!" T. III, 5204.) Letztere hat die Bücher der Bibel einer strengen Kritik unterworfen und sie teilweise auf noch ältere Quellen zurückgeführt. In diesem Kampf ist nach Hebbels Ansicht als einzige unzerstörte und unzerstörbare Burg des Spiritualismus das Gewissen übrig geblieben. Dieses aber weiß nur von Gut und Böse, nichts von

einer allgemeinen oder gar einer besonderen Glaubensforderung. Darum strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln, aber vollkommenste Freiheit im Glauben! Wo letztere nicht anerkannt wird, haben wir den Papst und in seinem Gefolge den Groß-Inquisitor, während auf dem entgegengesetzten Standpunkt volle Toleranz herrscht. Der hohe sittliche Gehalt des Christentums bleibt von dem Allen unberührt, ja er wird, wie wir sahen, über die Ethik eines Sokrates und Plato gestellt! Auf Grund dieser allgemeinen Ausführungen weist Hebbel nun in dem zweiten Brief die einzelnen Ausstellungen seines Freundes zurück. Zunächst definiert er seinen Begriff von der „Mythologie" eines Volks, worunter er „den Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen" versteht, und betont nochmals, daß ihm die dogmatische Seite des Christentums nicht mehr sei als eine Mythologie neben anderen Mythologien. Sodann verteidigt er die beiden Gedichte: Virgo et mater und Vater unser, wie auch die an Uechtritz übersandte Nibelungenszene gegen dessen nicht von ästhetischen, sondern überwiegend religiösen Gesichtspunkten bestimmte Kritik. Endlich hält er an seiner Ansicht über Perthes fest und weist den Vorwurf der Selbstüberhebung zurück. In einem späteren Schreiben kommt Hebbel nochmals auf die Grunddifferenz zwischen ihm und Uechtritz zurück, betont aber ausdrücklich, daß ihm in der Behandlung der ganzen Frage jede persönliche Erregung fern gelegen habe. Vielmehr habe er nur auf die unheilvollen Folgen hinweisen wollen, die das alle anderen Standpunkte ausschließende absolute Offenbarungs-Prinzip in sich schließe, während seine Auffassung vor jedem Mißbrauch und jeder Intoleranz schütze. In seiner Antwort auf diesen Brief setzt Uechtritz nochmals seine Stellung zum Christentum und der Offenbarung in Christus auseinander und reicht dann Hebbel „über die Kluft, die zwischen uns bleibt", die Freundeshand hinüber. Aber noch einmal kam die Grunddifferenz zwischen Beiden zu scharfem Ausdruck. Hebbel hatte Uechtritz das vollendete Nibelungen-Drama geschickt, das auf Uechtritz einen gewaltigen Eindruck machte. Insbesondere hob Uechtritz die christlichen Töne, die durch das Gedicht hindurchklingen, hervor und knüpfte daran die Vermutung, daß Hebbels Verhältnis zum Christentum ein freundlicheres geworden sei und

daß er in den Heilstatsachen desselben doch etwas mehr als „eine Mythologie unter anderen Mythologien“ erblicke. So schwer es Hebbel fallen mußte, diese Hoffnungen seines Freundes zu zerstören, so sehr fühlte er sich durch sein Gewissen und seine unbedingte Wahrheitsliebe gebunden, ihm zu widersprechen, ja er mußte noch hinzufügen, daß ihm das Christentum nicht einmal als die tiefste Mythologie erscheine! So endete diese Auseinandersetzung mit der Unmöglichkeit, beide sich schroff entgegenstehenden Überzeugungen zu vereinigen, was aber der beiderseitigen persönlichen Hochschätzung keinen Abbruch tat.

Einige Jahre später hatte Hebbel einen ähnlichen Disput mit einem Pfarrer Luck*), den er zufällig auf der Reise von Weimar nach Dresden kennengelernt hatte. Ludwig Wilhelm Luck, geb. zu Michelstadt im Odenwald am 4. April 1813, also beinahe gleichaltrig mit Hebbel, war von 1839 bis zu seinem am 30. April 1881 erfolgten Tod Pfarrer in Wolfskehlen bei Darmstadt. Die auf dem Großherzoglichen Oberkonsistorium in Darmstadt befindlichen Bestellungs- und Kirchenvisitationsakten von Wolfskehlen schildern denselben als einen „recht intelligenten und wissenschaftlich gebildeten Geistlichen“. „Was den Pfarrer als Prediger betrifft, so sind seine Predigten gründlich gearbeitet, gläubig und erbaulich, nur ermüden sie leicht durch ihre Länge und Breite, eine Eigentümlichkeit, die dem Pfarrer Luck nun einmal nach allen Seiten hin anklebt und von der er nicht zu heilen ist. Seine Relation, die beiliegt, seine Ortschronik, Alles charakterisiert den Mann, der im Streben, Alles aufs Gründlichste zu erschöpfen, ermüdend weitschweifig wird. Dies gibt ihm denn auch im Umgang etwas Langweiliges, was um so mehr zu bedauern ist, da er sehr gründliche Kenntnisse besitzt“. An einer anderen Stelle heißt es von ihm: „Luck ist ein gewissenhafter, treuer Geistlicher und Seelsorger, dem man aber leider den Vorwurf machen muß, daß er nicht immer taktvoll auftritt, sondern oft durch sein unpraktisches Wesen verstößt. Darum genießt er denn auch in der Gemeinde die allgemeine Achtung nicht, die sein redlicher Wille verdiente.“ Es ist bezeich-

*) Vergl. Gustav Pfannmüller, Ludwig Wilhelm Luck, Pfarrer und Chronist von Wolfskehlen, ein Freund Friedrich Hebbels. Friedberg 1915 (Hessische Volksbücher 24).

nend, daß wir diesen Mangel an Takt auch an seinem Auftreten gegenüber Hebbel bemerken. In ziemlich aufdringlicher Weise scheint Luck eine Bekehrung Hebbels zum positiven Christentum versucht zu haben, nicht ohne seine Ausführungen mit persönlichen „Glossen und Abfertigungen" zu begleiten, die Hebbel in energischer, aber überaus würdiger Weise zurückweist. Die Schöpfungen der Religion und der Philosophie, so führt Hebbel in dem ersten Brief an Luck aus, sind nicht etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezivisch Verschiedenes, sondern es sind Alles „Gedanken-Trauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen". Von einer feindlichen Stellung des echten Dichters zur Religion kann daher nicht die Rede sein. Ja, er ist sogar im Stande, den religiösen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, der das gläubigste Gemüt erbauen kann. Freilich nicht, weil er selbst gläubig ist, sondern weil er vermöge seiner Proteusnatur sich in alle Daseinsformen verwandeln und einfühlen kann. Im zweiten Brief betont Hebbel nochmals, daß auf seinem Standpunkt „Alles Geheimnis und jeder Versuch, das Welträtsel zu lösen, ein Gedanken-Trauerspiel ist". Im Übrigen dient dieser Brief dazu, das persönliche Verhältnis zu Luck, das sich durch dessen Ausführungen verschoben hatte, wieder zurecht zu rücken. Im dritten Brief hebt Hebbel nochmals die Weitherzigkeit seines Standpunkts und die Intoleranz des anderen hervor, wobei er freilich nicht verkennt, daß auch geistlose Nachbeter seiner Ansicht sich in ihrem Dünkel zu Richtern über Andere aufwerfen können. Nicht ohne leise Ironie verweist Hebbel am Schluß auf das Beispiel des katholischen Geistlichen Gärtner, der eng mit ihm befreundet war. Läßt sich der Briefwechsel zwischen Hebbel und Luck auch nicht mit demjenigen zwischen Hebbel und Uechtritz vergleichen, so ist er doch wertvoll, weil er einerseits Hebbels religiösen Standpunkt noch weiter aufzeigt, andrerseits ihn von einer überaus sympathischen Seite erkennen läßt.

Bezeichnend für Hebbels religiöse Stimmung sind auch zwei Trostbriefe an zwei Freunde, die ein Kind durch den Tod verloren hatten. Der erste, an Karl Werner, führt den alten Gedanken aus, daß Nichts in der Welt verschwinden kann, daß es

sich bei dem Tode vielmehr immer nur um ein gelöstes Verhältnis handeln kann. Im Übrigen verweist er ihn auf Shakespearesche Worte aus Lear und Hamlet und auf ein tätiges Schaffen und Wirken. Der zweite, an Ludwig August Frankl, ist bedeutend skeptischer gehalten, erinnert ebenfalls an ein Shakespearesches Wort und bezeichnet als den Urgrund aller Relgion die ängstlich große Frage nach dem Woher und Wohin.

Auch der zeitgenössischen Theologie wandte Hebbel seine ganze Aufmerksamkeit zu. Dabei ist er kein Freund von dem „maßlosen Negieren", wie er es z. B. bei Bruno Bauer fand oder gar bei Arnold Ruge, „der das Christentum aus der Weltgeschichte ausstreichen, d. h. zwei Jahrtausende, als nicht dagewesen und als für den Dichter und Darsteller nicht daseiend, betrachten zu können meint" (T. III, 4344). Immerhin gefallen ihm „Theologen, wie Strauß und B. Bauer unendlich viel besser, als Theologen wie Paulus*), die den Gott-Menschen mit Tod und Teufel aufgeben und doch Christen zu sein behaupten" (T. IV, 6189). Nach Vollendung seiner „Nibelungen" wiederholte Hebbel, in der Hoffnung, die längst projektierte Tragödie „Jesus Christus" nun in Angriff nehmen zu können, seine theologischen Studien, als ob er noch einmal examiniert werden sollte, aber „das Resultat war negativer, wie je. Ja, von dem neuesten Verteidiger, Neander, muß ich sagen, daß, wenn ein weltlicher Advokat sich solche Subreptionen gestatten wollte, er vor jedem Tribunal nicht bloß seinen Prozeß verlieren, sondern auch sein Sachwalter-Diplom verwirken würde; es ist ja doch ein förmlicher Hohn, wenn er die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Tatsachen des christlichen Bewußtseins erklärt und ruhig daran vorbei geht, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrrelevanten Zehntel-Wunders eine scheinbare Konzession zu machen" (B. VII, S. 266 f.). Daher dichtete er auf ihn das Epigramm:

Neander und das neue Testament; Capitel: Auferstehung.
Daß sich die Arme in Flügel verwandelten, mußt Du mir glauben,
Ob auch die Füße in Klau'n, magst Du bezweifeln, o Christ.

*) Der Heidelberger rationalistische Professor Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851).

Die beiden christlichen Konfessionen erregten immer wieder Hebbels Interesse. Bei der katholischen Kirche fiel es ihm auf, daß auch diese uralte Institution von dem unruhigen Zeitgeist ergriffen wurde. „Früher hatte die Hierarchie immer Zeit, und darin lag ihre Unwiderstehlichkeit, denn sie kam nie zu früh und nie zu spät und ergriff stets den besten Moment. Jetzt sollte es im Galopp gehen, wie bei Eisenbahn-Unternehmungen und Lebens-Versicherungen, die „unbefleckte Empfängnis" wurde dekretiert, wie ein neuer Tabaksstempel und — man lag wieder auf'm Rücken, ehe man's dachte. Wenn aber Papst und Klerisey aus dem Takt kommen, wer soll darin bleiben?" (B VII, S. 165f.). Nach alter Gewohnheit hörte er in Dresden wieder einmal eine Meß-Musik in der katholischen Kirche, aber „seltsam genug rundeten sich mir dort ein Paar bitterböse Epigramme". Ja, „das Pfaffentreiben, das keine Grenzen finden zu können scheint", rang ihm die sarkastische Legende „Der heilige Johannes" (W. VII, S. 210—213) ab.

Doch auch gegenüber der protestantischen Kirche ruhte seine Kritik nicht. Den „Orthodoxen Protestanten" widmet er das Epigramm:

Für die mutige Tat, dem Papst die Krone zu rauben,
Setzen sie Luthern zum Dank eine gleiche auf's Haupt.

In Briefen aus London schildert er die religiösen Verhältnisse Englands. Die strenge Sonntagsfeier und der ganze religiöse Apparat stießen ihn ab: „In der Woche der krasseste Egoismus in brutalster Form und Sonntags eine noch scheußlichere Abfütterung des Gewissens und der Moral durch den widerwärtigsten Puritanismus, der übrigens seine Wurzeln im Volke hat, weil er sich mit Gewalt nicht aufrecht erhalten ließe" (B. VII, S. 201). Dagegen steht ihm der Protestantismus weit über dem Katholizismus, wenn er sich in dem schönen Aufsatz „Der Protestantismus in der Literatur" die Frage vorlegt, welche der beiden Konfessionen von größerer Einwirkung auf die Entwicklung der Literatur war (W. XII, S. 340—43).

Jedoch treten für Hebbel die theologischen Streitigkeiten zurück gegenüber den gewaltigen Fortschritten der Naturwissenschaft.

Im Verkehr mit bedeutenden Gelehrten lernte er ihre neuesten Resultate kennen. So teilte ihm Professor Seligmann „seltsame Tatsachen" mit über die Folgen, die die Zerstörung bestimmter Gehirnpartieen oder Nerven habe, und Hebbel fügt bezeichnender Weise hinzu: „Wie furchtbar mechanisch ist das Alles!" (T. III, 4530). Die materialistische Weltanschauung unterwirft er denn auch einer eingehenden Kritik. Folgende Hauptargumente stellt er ihr entgegen: 1. Die Materialisten wollen Gott im Detail finden und doch darf man ihn nur im Ganzen suchen. Das könnte ihnen die Materie selbst schon sagen, denn sie brennt doch offenbar in der Schönheit zusammen und nur der ganze Mensch ist schön, nicht der einzelne Teil, der ist bloß zweckmäßig und es gibt keinen Übergang von dem Zwölffingerdarm der mediceischen Venus zu ihrem Gesicht und ihrem Auge (T. IV, 5919). 2. Woher das Gewissen, das alle Zwecke, welche die Natur nach dem Standpunkt der Materialisten mit dem Menschen hat, beeinträchtigt, ja aufhebt? Und wenn der Gedanke wirklich das Produkt der wägbaren und meßbaren Kräfte wäre, wie könnte dies Produkt über seine Faktoren hinaus gehen? Er könnte diese multiplizieren und steigern, aber nicht verändern, er könnte sich immer nur auf die Materie zurück beziehen, es könnte nur Anatomen und National-Ökonomen geben, aber kaum Physiologen und Mathematiker, gewiß aber keine Künstler und Philosophen, auch könnte der Mensch nicht träumen (T. IV, 5920). 3. Wer leugnet den Egoismus? Worauf sollen die Radien eines Kreises zurück führen, als auf den Mittelpunkt, der sie bindet, worauf sollen die Bestrebungen eines Individuums, das nur durch den Selbstzweck ein solches ist, abzielen, als auf den Selbstgenuß? Da aber der dauernde Selbstgenuß unwandelbar an die Selbst-Entwicklung und Selbst-Vervollkommnung geknüpft ist und auf jedem anderen Wege in Selbst-Zerstörung umschlägt, so führt dieser Egoismus eben auf die sittliche Grundwurzel der Welt zurück und es stellt sich als Letztes heraus, daß man der Welt nur in so weit dient, als man sich selbst liebt. (T. IV, 5921). Eine definitive Abrechnung mit der materialistischen Schule enthält ein Brief an Adolf Stern vom 31. Januar 1861, mit dem er sich in dieser Frage ganz eins weiß: „Die Herren taufen das Problem um und glauben, es

gelöst zu haben, weil sie nicht wissen, daß alle Taufen der Sprache Nottaufen sind, und daß fast jedes Objekt der Welt so zu seinem Namen kommt, wie der Mensch zu seinem Adolf, Friedrich oder Christoph. Dann fehlt es ihnen ganz und gar an Maß und Gewicht für ihre allerdings ruhmwürdigen Detail-Eroberungen. Sie werden noch Unendliches leisten, aber doch mit allen ihren Triumphen nicht über den Begriff des Zweckmäßigen hinaus kommen, und zwar des Zweckmäßigen im Einzelnen. Die Natur verbirgt es durchaus nicht, wie sie die Erscheinungen aufbaut und sie im Gange erhält, darum wird z. B. die Tätigkeit des Gehirns früher oder später eben so gut ihren Harvey finden, wie der Umlauf des Bluts ihn gefunden hat. Aber was ist damit in Bezug auf den eigentlichen Knoten gewonnen, daß man den Menschen in diesem Sinne vollständig begreift und die ganze Erscheinungsreihe, der er angehört, mit ihm? Man steht im letzten Akt wieder, wo man im ersten stand, nur daß man nicht mehr von einem allmächtigen Schöpfer, sondern von unerbittlichen Gesetzen redet, was denn doch nur eine Kinderklapper mit der anderen vertauschen heißt. Dem Urgrund, aus dem die Erscheinungs-Reihen selbst aufsteigen, um sich dann in notwendiger Organisation aus einander zu breiten, hat man sich seit der Zeit, wo Moses den Mann aus geknetetem Thon, und das Weib aus der Rippe ihres Gebieters entstehen ließ, um keinen Hahnenschritt genähert. Darauf aber kommt es an, und die wunderliche Wissenschaft des Mittelalters wußte sehr wohl, warum sie den Homunculus suchte, denn erst, wenn man Menschen machen kann, hat man den Menschen begriffen" (B. VII, S. 140f.).

Der tief innerlichen Denkweise Hebbels mußte die materialistische Lehre unbefriedigend und oberflächlich vorkommen. Gewiß enthielt sie auch manche Wahrheit. So gibt Hebbel z. B. Feuerbach zu, daß er die Gründe, worauf der Glaube an Gott und Unsterblichkeit sich bis jetzt stützte, vollkommen widerlegt. „Ob es aber," fügt Hebbel hinzu, „was wenigstens die Unsterblichkeit betrifft, nicht andere gibt? Ich denke Manches, was ich nicht aufschreiben mag. In den Lebens-Gesetzen gibt es etwas Mystisches; in den Denk-Gesetzen nicht auch?" (T. III, 4453). Daher erscheint es ihm auch bedeutungsvoll, daß Newton in den letzten Jahren

seines Lebens sich mit der Apokalypse beschäftigte, „ein Beweis daß ihm das bloße Auflösen der Erscheinungswelt nicht mehr genügte“ (T. IV, 6278). Vergl. auch das Epigramm:

Newton als Greis.

Newton versenkte sich fromm als Greis in die Apokalypse,
Moleschott spöttelt darob, aber ich finde es schön.
Freilich, die Wahl war schlecht, doch hatte er's endlich begriffen,
Daß man die Tiefe der Welt durch den Calcül nicht erschöpft.

Man muß eben wohl unterscheiden zwischen dem Urgrund und den einzelnen Erscheinungsreihen, die aus demselben hervorgehen. Werden letztere uns durch die Arbeit der Wissenschaft immer klarer und durchsichtiger, so bleibt ersterer in ein ewiges mystisches Dunkel gehüllt, ebenso wie das Ziel uns unbekannt bleibt, dem wir zustreben. Zunächst bannen uns die einzelnen Erscheinungen in ihrer ungeheueren Vielseitigkeit in ihren Kreis, aber mit zunehmendem Alter sehnt man sich nach dem Urgrund zurück. So kommt Hebbel wieder auf sein pantheistisch-mystisches Bekenntnis zurück: „Ich fühle mich jetzt wieder unendlich zur Natur hingezogen; die Gedanken des Menschen verlieren Tag für Tag mehr in meinen Augen und die Gedanken Gottes treten wieder in ihre Stelle. Man wird so von Neuem Kind, aber mit Bewußtsein und darum für immer; man fühlt sich dem Urgrund eine lange Zeit durch die einzelnen Erscheinungen entfremdet, aber man kehrt zuletzt unbefriedigt wieder zu ihm zurück, weil man erkennt, daß nur er Alles in Allem bietet, wenn auch Nichts so grell und bunt, daß Rausch und Wollust entstehen können. Dasselbe wiederholt sich in der Kunst, die immer die Probe des Lebens ist“ (T. IV, 5646).

Während aber sonst der Mensch das Hauptinteresse Hebbels in Anspruch nahm, wandte er sich nun, von seinen treuesten Freunden verlassen, mit besonderer Liebe dem Seelenleben der Tiere zu, die nach seiner Ansicht der Natur noch viel näher stehen, als der Mensch. Von Jugend auf war Hebbel ein großer Tierfreund gewesen. In seiner Kindheit gehörte es zu seinen größten Freuden, den treuen Hauspudel einmal mit ins Bett nehmen zu dürfen (vgl. „Schau' ich in die tiefste Ferne“ (W. VI, S. 408 ff.). Auch auf der Universität hatte er einen Hund zur Seite, und den denkwürdigen Marsch im kalten Winter von München nach Hamburg

machte sein kleiner Pinscher mit, der ihm von da an in dem Maße als „Symbol der Treue“ erschien, daß er dessen Namen seiner über alles geliebten Gattin beilegte. Später mußte er auf den Luxus eines Hundes verzichten, und so stumpfte sich sein Interesse für die Tierwelt nach und nach ab, „doch trat zu keiner Zeit jene verruchte Gleichgültigkeit an die Stelle, die in all den bunten, rätselhaften Physiognomieen, die uns umgaukeln, das wunderbare Gottessiegel gar nicht mehr erblickt, und zwischen dem, was frei auf seinen Füßen einher hüpft und dem, was in Nürnberg aus Holz geschnitzt wird, nur noch der „willkürlichen Bewegung“ halber einen Unterschied macht“. Seine alte Liebe zu den Tieren erwachte aber wieder, als ihm seine Frau ein reizendes, zierliches Eichkätzchen schenkte, dessen Zutraulichkeit und Dankbarkeit ihn aufs Tiefste rührte. „Ich sehe, wie durch ein Astloch, in die Mysterien der Natur hinein und mir kommt vor, als ob das Tier erst durch den Menschen würde, was es werden kann, aber freilich nicht dadurch, daß er es zu willkürlichen Zwecken dressiert, sondern dadurch, daß er ihm seine uneigennützige Liebe und Teilnahme zuwendet“ (B. VI, S. 279). Es war ihm ein „Ersatz für die Verräter, die ihn auf so niederträchtige Weise verließen“. Um so furchtbarer war ihm sein Verlust, den er im Tagebuch in wahrhaft erschütternder Weise beklagt: „Wieder etwas vorüber, und dieß Mal etwas Himmel-Schönes, das so nicht wiederkehrt! Wen die Gattung für das Individuum zu entschädigen vermag, der ist gegen jeden Verlust gedeckt; ich kenne keine Surrogate, ich liebe das Individuum, und dieß Tier war so einzig, daß es Jedermann wie ein Wunder vorkam, und mir wie eine Offenbarung der Natur. Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronikus, an die säugende Wölfin der Römer, an die Hirschkuh der Genoveva, ich werde nie wieder eine Maus oder auch nur einen Wurm zertreten, ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie auch noch so entfernt, und suche nicht bloß im Menschen, sondern in Allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimnis dem man durch Liebe näher kommen kann“ (T. IV, 5937).

„In Bezug auf die Tiere bin ich ganz Indier“, schreibt Hebbel einmal in einem Briefe (B. VII, S. 136) und so läßt er denn auch in einem seiner letzten Gedichte, in dem wundervollen

„Der Bramine“ (W. VI, S. 434—37), einen frommen Indier seine eigene Liebe zur Tierwelt aussprechen. Zugleich enthält dieses Gedicht, gleichsam als Hebbels letztes Vermächtnis, nochmals zwei Grundgedanken seiner sittlich-religiösen Weltanschauung: Einmal die feste Überzeugung, „daß es zur Umkehr nie zu spät ist, und daß es selbst in der Hölle noch einen Weg zu Gott gibt“ (B. V, S. 6), sodann die Idee, der Hebbel schon in München folgenden Ausdruck verliehen hatte: „Jede Sehnsucht fühlt, daß sie Befriedigung verdient, am meisten die Sehnsucht nach Gott. Daraus entspringt unmittelbar die Überzeugung, daß, wenn der Sehnende nicht Magnet sein kann, das Ersehnte Magnet werden muß, daß, wenn Jener sich nicht zu erheben vermag, dieses sich zu ihm herablassen muß“ (T. I, 1500).

Aus dem Briefwechsel mit Friedrich von Uechtritz.

Wien, d. 23sten Mai 1857.

Ihr letzter Brief, mein teurer Freund, ist allerdings sehr ernster Natur und ohne Zweifel sind Sie auf eine eben so ernste Erwiederung von meiner Seite gefaßt. Nicht, als ob ich glaubte, daß zwischen Ihrem absolut christlichen und meinem Standpunct eine Vermittlung möglich wäre, wenn die ethische nicht ausreicht, die Christus selbst zu genügen schien, als er das Wort aussprach: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ Das ist mir nie in den Sinn gekommen und kann mir jetzt am wenigsten einfallen. Wenn ich die Differenz, die uns trennt, noch einmal berührte, so geschah es, weil Sie nach Ihren Ausstellungen gegen gewisse Productionen von mir einen Respect für die christliche Mythologie (stoßen Sie Sich nicht an diesem Ausdruck, den ich nur wiederhole, um mich über ihn zu erklären) bei mir vorauszusetzen schienen, den ich nicht haben konnte und nicht zu haben brauchte. Was hätte Sie in ethisch reinen, die Selbstcorrectur der Welt abspiegelnden Gedichten, wie Vater unser, Virgo et mater usw. verletzen können, wenn nicht der Gebrauch, den ich in dem einen von dem Vater unser und in dem anderen von der Madonna machte? Und wenn es mir vor einer Reihe von Jahren nicht gelang, Arnold Ruge darüber zu beruhigen, daß ich, wie er sich ausdrückte, meine tiefsten Ideen an diese „weltgeschichtlichen Fratzen“ anknüpfte, so

glaubte ich doch, mich mit Ihnen leichter darüber zu verständigen, daß ich diese tiefsinnigen Symbole in meinen Kreis hinein zöge. Religiös-unnahbar können sie mir ja nicht sein, wie dem Offenbarungsgläubigen, der sich ihrer freilich so wenig in meinem Sinn bedienen darf, wie des Abendmahl-Kelchs zum Trinken, und Willkür und Vorwitz liegt doch auch nicht darin, wenn ich sie vorzugsweise anwende, da sie auf's untrennbarste mit der jetzigen Welt-Anschauung verbunden und darum Jedermann, dem Letzten, wie dem Ersten, zu jeder Zeit klar und gegenwärtig sind. Ich dachte, der kleinste Fingerzeig von meiner Seite würde Ihnen diese ganze Gedanken-Reihe erleuchten und Sie überzeugen, daß Ihrem Tadel eine Forderung zu Grunde läge, die ich ablehnen dürfe. Statt dessen rücken Sie die Differenz selbst in ihrer vollen Schneide wieder in den Vordergrund, und nun ich nachgewiesen habe, daß dies ohne meine Schuld geschehen ist und daß ich unserem Compromiß nicht untreu geworden bin, muß ich antworten. Die Wahrheit wollen wir alle Beide; Sie glauben, sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu sein, daß nicht die Herren Strauß usw. aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen, wie von den Kirchenvätern, die Sie mir citiren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat, das mir aus allen Sphären entgegentrat, ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird, als sein eigenes und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise auszulegen. Wo man dies bestreitet, da ist der Papst, und mit dem Papst auch der Groß-Inquisitor, fertig; wo man es einräumt, da ist das Individuum gegen einen Zwang, der nur zur Zerknickung oder zur Heuchelei führen kann, geschützt und die sittliche Ordnung der Dinge nicht im Mindesten gefährdet. Dies hätte ich zu beweisen.

Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen unter einander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervor gegangen sind, um das

Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddaist Recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt und mit dem obligaten: „Der Herr sprach", aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird Keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach usw. zurück geschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Factoren der Menschen-Natur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunct des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechts-Erhaltungstrieb im Sinn eines Regulators und Correctivs des individuellen zu Grunde zu legen, was gewiß früher oder später geschieht, falls es noch nicht geschehen sein sollte, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Factoren sich im Product nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubens-Forderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so misverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zu Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Tatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige

als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, ihnen nicht eben so laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das tut das Gewissen aber nicht und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub und Diebstahl usw. in dem einen Lande für Tugenden, in dem anderen für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde decimirt, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige Alles erlaubte, und Mahomed nebst seinen Kaliphen gewiß in eben so fester Überzeugung, wie Moses und Josua, oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Dies ist entscheidend. Einen Ort gibt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begränzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht blos so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge, wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunct mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tiere unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns Allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der anderen die intellectuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut nicht leidet, ist auch gesorgt; wie käme der

tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den eben so ungewissen, als unerbittlichen Tod, wie er ist, zur Selbstüberhebung? Der Flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäer-Rolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das Eine, was not tut, und er findet eben jetzt im Mormonentum seinen letzten karrikirenden Ausläufer.

Diesen meinen Standpunct, mein teurer Freund, lernen Sie nicht erst heute kennen, wie Sie Sich Selbst sagen werden, da Sie so gütig sind, Sich meines Anteils an den in Marienbad geführten Gesprächen zu erinnern. Ich kenne den Weg sehr wohl, auf dem die Phantasie dazu gelangt, in Tertullians: Credo, quia absurdum est! einzustimmen und weiß, daß es reizend ist, ihn zu wandeln, aber ich werde mich von meinem sicheren Markstein nie entfernen. Die sittliche Welt sollen wir Alle gemeinsam bauen, darum erging an uns Alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das speculative Bedürfnis soll sich Jeder auf seine Weise befriedigen, daher sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung gibt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns Andere vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für alle Mal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zu Teil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserem Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der consequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mit nichten, Sünder; Componisten, Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin Dir in der Zerknirschung voran usw., so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, Du Heuchler, Deine Demut ist verkappter Hochmut! denn dann habe ich den Papst vor mir, der, mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet, in die Herzen schaut und sich in den Groß-Inquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben,

damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Concordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich herein bräche.

d. 3. Juni.

Ich habe, wie mein Brief gewiß beweist, Ihren Ernst nicht verkannt, den meinigen werden Sie auch nicht verkennen. Und nun frage ich Sie, ob mir die dogmatische Seite des Christentums mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien? Wenn Ihnen der Ausdruck hart klang, so müssen Sie einen Begriff damit verbinden, der dem meinigen entgegengesetzt ist und das konnte ich nicht ahnen. Mir ist die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Processe das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda, dessen Sie gedenken, gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Tier-Fratzen über dem Portal zum Gothischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natur-Symbolik in Schwindel erregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurück weisen. Ich darf daher meine Frage wiederholen, denn ich kann doch nicht der christlichen Offenbarung gegenüber zugleich frei und gebunden sein. Und nun auf die beiden Gedichte zurück zu kommen, von denen unsere ganze Diskussion ausging, so scheint mir der Schlußvers in Virgo et Mater noch immer völlig ausreichend, um die Auffassung fern zu halten, als ob die Sünderin auf einen Platz gestellt werden sollte, der ihr nicht gebührt; sie will dafür, daß sie der höheren Mutter im Übernehmen aller Leiden und Qualen zu gleichen strebt, ja nur Vergebung, und die etwaige Einwendung, daß die Leiden ihres Kindes unter den Leiden des Christkindes bleiben, würde uns zunächst in das Gebiet der Prosa hineinziehen, dann aber auch damit abzulehnen sein, daß jene jedenfalls eine unbekannte Größe sind, was für die Phantasie

hinreicht. Auch auf das Vaterunser muß ich bestehen, obgleich ich Ihnen gern einräume, daß unter allen anderen Umständen, als den hier gegebenen, der Mörder entweder gar nicht beten oder ein anderes Gebet wählen würde; hier jedoch kann es nur das Vaterunser sein, welches zu beten der Alte dem Jüngling verboten hat und welches ihm darum am nächsten liegen muß. Dies ist geradezu das punctum saliens der Erfindung, der erste Gedanke, ohne den sie gar nicht existierte. Noch weniger kann ich mein Urteil über die Perthessche Äußerung zurück nehmen oder modifizieren und ich begreife gar nicht, wie Sie einen solchen Weltrichterspruch, der Herz und Nieren prüft und sie zu leicht findet, mit meinen bescheidenen kritischen Bemerkungen über die ästhetischen Leistungen Goethes und Schillers zusammenknüpfen konnten. Ich bediente mich in Marienbad eines Rechts, das noch der letzte Leser hat; Perthes erlaubte sich einen Eingriff, der dem ersten Menschen nicht zusteht, und leugnen will ich nicht, daß er mir hierin nach meinen vielen Erfahrungen sogar symbolisch ist. Dagegen beweist Ihre Kritik meiner Nibelungen-Scene mir nur, daß es noch bedenklicher war, dies Fragment drucken zu lassen, als ich dachte. Denn ich will sehr zufrieden sein, wenn man die ganze Tragödie nur nicht zu christlich findet. Sie vergaßen wohl in der ersten Hälfte des Liedes den Kaplan und in der zweiten den Rüdeger, als Sie sich umsonst nach einem Gegengewicht für Hagen umsahen, dessen Schwören bei'm „Christ" mich freilich nicht kümmern kann, da er den Priester Christi in den Rhein wirft, um ihn zu ersäufen. Ich lege Ihnen eine Stelle aus der Schluß-Scene bei, um Sie zu überzeugen, daß ich nicht Ihren, wohl aber den entgegengesetzten Vorwurf zu besorgen habe. Das Geibelsche Machwerk übersandte ich Ihnen bloß zum Spaß. So weit darf ich mich doch hoffentlich nicht herablassen, in diesem Phrasen-Drechsler einen Konkurrenten anzuerkennen und ich darf dies ohne Umstände aussprechen, da Sie von Marienbad her wissen, wie ich über ihn denke.

Wien d. 15ten Nov. 1857.

. . . . . Ich muß noch einmal auf unsere große Differenz zurück kommen, wenn ich auch mit Ihnen die Ausgleichung für unmöglich halte, was ich ja auch gleich im Anfang meiner Entwickelung aussprach. Sie haben sich wahrscheinlich, als Sie mir das letzte

Mal schrieben, des Ausdrucks nicht erinnert, dessen Sie Sich in Ihrer früheren Kritik meiner Gedichte in Bezug auf die von Ihnen gemisbilligten Stücke bedienten; Sie nannten sie anstößig. Nichts ist richtiger, als daß Jupiter und Juno verlangen können, Jupiter und Juno zu bleiben, wo sie auch auftreten mögen und daß die Madonna dasselbe Recht hat. Aber, wenn ein Dichter Jupiter und Juno verzeichnet und sie mit verkehrten Attributen versieht, so kann man es lächerlich oder widerwärtig finden, jedoch sicher nicht anstößig, und ganz so muß sich der Ästhetiker der Madonna gegenüber verhalten. Ihr Urteil war also jedenfalls, wenn nicht geradezu ein religiöses, so doch ein solches, in das religiöse Motive mit hinein spielten; auch wiederholte sich dieselbe Erscheinung der Nibelungen-Scene gegenüber, die ja ganz vortrefflich sein und dennoch im schroffsten Widerspruch zur christlichen Weltanschauung stehen konnte, wie das Lied, um es nebenbei zu bemerken, wahrlich tut, wenn man nicht auf Nebendinge ein Gewicht legt. Hätten Sie blos als Ästhetiker gesprochen, so würde ich gewiß Nichts erwidert haben, das habe ich Ihnen bei Gelegenheit meiner Judith, Maria Magdalena usw. bewiesen, denn von Nichts bin ich fester überzeugt, als davon daß ein Kunstwerk sich selbst durchsetzen muß, wie Schiller sagt. Hinsichtlich der Gedichte schienen Sie Sich etwas anders zu verhalten; daher mein Versuch, die Linie, die wir Beide respectiren müssen, etwas schärfer zu markiren und meinerseits zu zeigen, daß ich nicht das Erbteil des Jahrhunderts wiederkäue, sondern auch hier meine eigentümlichen Wege wandle. Wie Sie in dem hohen Ernst, der mich hiebei leitete, weil auch ich meinen Gott vor den Menschen nicht verleugne, hie und da eine Anwandlung von Zorn erblicken konnten, ist eben so rätselhaft, wie Ihre frühere Aufnahme des Ausdrucks „Mythologie“. Nicht mit Ihnen, oder gar mit Ihren Worten hatte ich es zu tun, sondern mit dem Offenbarungs-Princip, was sich nicht zur Gnadenwahl entschließen will, und sich doch als ein absolutes, den allgemein menschlichen Vermögen zu keinerlei Legitimation verpflichtetes gibt; dies führt zum Papsttum und muß die Consequenzen haben, die ich zog. Denn wenn das Irren des Bruders zunächst vermöge der dem Offenbarungsgläubigen gewordenen Inspiration über allen Zweifel erhaben, dann aber auch durch den Mangel innerer Disciplin selbst ver-

schuldet, also in Sünde umgewandelt ist, so ist ein Spruch gefällt, der sogar die Möglichkeit der Vertheidigung ausschließt und der die Anwendung von Zwangsmitteln sicher gestattet, vielleicht gar gebietet, da man die unsterbliche Seele auf Kosten des Leibes zu retten suchen muß. Daraus folgt gar nicht, daß Jeder wirklich so weit geht und sich den Rosenkranz mit Simon von Montfort aus abgehauenen Köpfen flicht; es wird ja auch nicht Jeder Scharfrichter, der die Executionen billigt oder sich ihnen wenigstens nicht widersetzt, wenn er selbst auch noch so gern Gnade erwirken mögte. Dagegen sind alle diese Dinge und also doch auch wohl der Zorn über Anders-Denkende, auf meinem Standpunct eo ipso ausgeschlossen, weil Religion, Philosophie und Poesie hier nur drei verschiedene Sternwarten bilden, die sich gegenseitig in Betrachtung des Himmels und der Erde unterstützen und von einander empfangen, ohne mit einander zu hadern. Damit ist eben so wenig gesagt, daß Jeder, der sich zu ihm bekennt, das Maß, das er bedingt, wirklich hält; haben wir doch in Hegel einen Philosophen gehabt, der gar zu gern die Rolle des heiligen Geistes gespielt hätte, der sich aber doch *vermöge des Standpuncts* in der fatalen Lage befand, sich dem allgemein menschlichen Vermögen gegenüber als solcher legitimiren zu müssen und deshalb sehr bald als ein Nachzügler der Alexandriner, bei dem nach Humboldts Meinung nicht einmal die Sprache zum Durchbruch gekommen war, entlarvt wurde. Der große und für's Leben unermeßlich wichtige Unterschied besteht darin, daß der Offenbarungsgläubige ohne Gnadenwahl ein *edler* Mensch sein muß, wenn er sich von den letzten Consequenzen seines Princips mit Abscheu abwenden soll, daß den Standpunct, auf dem ich mich befinde, aber nur ein *Heuchler* misbrauchen kann und auch der nicht auf lange. So viel zur Entgegnung dessen, was mich in Ihrer Erwiderung persönlich berührte: über das Materielle der Frage kein Wort weiter, als das Eine, daß die Naturwissenschaften durchaus nicht den Anspruch machen, über den Geist neue Entdeckungen geliefert zu haben, daß sie daraus aber einen ganz anderen Schluß ziehen, wie die Theologie . . . .

Glauben Sie mir, teuerster Freund, nicht blos diesen Brief, dem Sie es anmerken müssen, sondern auch den früheren habe ich in der ruhigsten und heitersten Stimmung geschrieben, denn diese

Dinge sind in mir so für immer abgetan, daß Augustinus, wenn ich sein Zeitgenosse gewesen und ihm bekannt geworden wäre, durch mich allein, ich meine durch meine bloße Existenz, zu dem Dogma der Gnadenwahl getrieben sein würde. Lesen Sie, wie ich schrieb, dann können wir uns gewiß über die Kluft hinüber die Hände schütteln, was ich im Geist schon von ganzem Herzen tue . . . . .

Wie immer Ihr Fr. Hebbel.

Wien d. 4ten Mai 1858.

. . . . . Wenn ein Gedicht, wie „das abgeschiedene Kind an seine Mutter“ Sie nicht stört, so kann das höchst vortreffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mitteilen und dessen Dichter ich wohl kennen mögte, auch mir zur Erbauung und ernsten Anregung gereichen. Ich habe mir die Menschen im Verhältnis zu der höchsten Angelegenheit des Geschlechts von jeher gern so gedacht, wie sie an Sonn- und Feiertagen um die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor- und hinter einander sitzen, der durch die Rose sein letztes Licht erhält. Jeder schaut hinein, Jeder glaubt am meisten zu sehen und am schönsten zu träumen und Jeder ist mir recht, so lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.

Wien d. 25. Oct. 1862.

. . . . . Das Christentum ist mir, was es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt, nach abermaliger Jahrelanger Beschäftigung mit den Acten, leider hinzu fügen muß, nicht einmal die tiefste. Wenn es mir daher gelungen sein sollte, es in seiner innersten Wesenheit darzustellen, wie Sie mich hoffen lassen, so hat es dazu keiner anderen Kraft bedurft, als derjenigen, die das Valkyrentum auf Isenland darstellte, welches gleichfalls als gelungen bezeichnet worden ist. Ich weiß, daß Sie dies nicht gern hören werden und es tut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber es handelt sich ja auch um meine Götter, die ich so wenig verleugnen darf, wie Sie die Ihrigen. . . . . Seien Sie mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böse; hier stehe ich, ich kann nicht anders, rief Luther aus. . . . . Ich bin, trotz unserer religiösen Differenzen, in aller Verehrung

Ihr unwandelbar ergebener Fr. Hebbel.

II. Die religiöse Weltanschauung Hebbels.

Mit großer Inbrunst und Kraft der Phantasie hatte Hebbel schon als Kind die religiösen Ideen des Christentums, wie sie ihm durch das Elternhaus, die Schule und die Kirche vermittelt wurden, in sich aufgenommen, und seine ersten Dichtungen sind von christlichen Vorstellungen und Anschauungen erfüllt. Bald aber bemerken wir, wie Hebbel sich von Kirche und Christentum abzuwenden beginnt, und zwar unter dem Einfluß des Naturpantheismus der Romantiker, der Dichtung Goethes und der Philosophie Schellings. Schon in Wesselburen beginnt diese Abkehr vom Christentum, sie steigert sich dann unter dem Einfluß seiner Freunde vom „Wissenschaftlichen Verein" in Hamburg und erreicht ihren Höhepunkt in München. Den Ansichten, die er hier über das Christentum ausspricht, ist er sein ganzes Leben lang treu geblieben, wenn er auch später im Ton milder und ruhiger geworden ist.

Fragen wir daher: War Hebbel eine religiöse Natur?, so dürfen wir ihn nicht nach seiner Stellung zur positiven Religion beurteilen. Ihr gegenüber war er direkt ablehnend. Sowohl ihren Anspruch auf Allgemeingültigkeit als auch ihren dogmatischen Inhalt lehnte er schroff ab. Auch ihrer sichtbaren Ausgestaltung in der Kirche stand er kritisch, ja teilweise feindlich gegenüber.

Ganz anders verhält es sich, wenn wir Hebbels Stellung zur Religion überhaupt betrachten. War auch — nach seinen Worten — die Hölle längst ausgeblasen und hatten ihre Flammen den Himmel ergriffen und verzehrt, so weckte doch dieser Zusammenbruch der positiven Religion in ihm eine um so größere Sehnsucht nach einer neuen Religion, die nicht von außen her an den Menschen herangebracht werden, sondern in seinem tiefsten Innern aufquellen sollte. Der Urgrund aller Religion ist aber „die ängstlich große Frage nach dem Woher und Wohin" des Menschen.

Die Religion ist daher in jedem Menschen von Anfang an vorhanden und entwickelt sich „in engster Verbindung mit den übrigen Seiten des Geisteslebens“ (Sickel). Ihre eigentliche Heimstätte hat sie aber im Gefühl und Gemüt des Menschen. Durch sie hängt er mit dem Ewigen zusammen, während der Verstand der Widersacher Gottes ist.

Verstehen wir also so unter Religion das tiefe Gefühl des innigen Zusammenhangs zwischen dem Menschen und Gott, dann war Hebbel durchaus eine religiöse Natur. Als den Grundgedanken seiner Weltanschauung lernten wir ja die Anschauung kennen, daß das Individuum einst sich trotzig von dem Universum losgerissen hat und nun ein scheinbar selbständiges Leben führt, bis es wieder ins All, von dem es ja nur ein verschwindend kleiner Teil ist, zurückkehrt. Diese metaphysische Überzeugung nimmt aber oft geradezu religiöse Farbe an. In Hebbel lebt eine starke Empfindung von der Nichtigkeit des Individuums und eine brennende Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Universum. Weit entfernt, sich an dieses Erdendasein anzuklammern, hält er im Gegenteil den Wunsch, verzehrt zu werden, für des Lebens „einzigen Gehalt“. Mit einer oftmals geradezu *mystischen* Inbrunst versenkt er sich in die Tiefen der Gottheit und sucht den geheimnisvollen Faden, der Gott und Mensch verbindet, zu ergründen. Diese Mystik nimmt aber nie die Form der Schwärmerei an. Sein Ideal ist nicht ein gefühliges Schweben über diesem Erdendasein, sondern ein Erfüllen desselben mit Ewigkeitsgehalt. Hier wird der durchaus *ethische* Grundzug seiner Religiosität klar, und in dieser strengen Betonung der sittlichen Ideale fühlt er sich eins mit dem Christentum, während er dessen positive Formen ablehnt.

Können wir somit Hebbels Religion im Allgemeinen als einen mystischen Pantheismus mit stark ethischem Einschlag bezeichnen, so müssen wir uns nunmehr auch den *Inhalt* derselben kurz vergegenwärtigen. Dies geschieht am besten, wenn wir Hebbels Vorstellungen von Gott, von dem Verhältnis Gottes zur Welt und zum Menschen und des Menschen zu Gott, endlich seine Vorstellung eines Lebens nach dem Tode betrachten.

Schon sehr früh hat Hebbel mit dem christlichen *Gottesglauben* gebrochen. Er erschien ihm zu einfach, zu dürftig und

menschlich. Die vom Christentum gelehrte Persönlichkeit Gottes schien ihm Gott in die engen Schranken eines Individuums einzuengen. Im Anschluß an den Naturpantheismus Goethes und der Romantiker, insbesondere aber an die Philosophie Schellings, deren Ideen schon früh auf indirektem Wege zu ihm kamen, weitet Hebbel vielmehr den Begriff Gottes aus zu der Vorstellung eines Wesens, in dem alle körperlichen und geistigen Kräfte in ursprünglicher Harmonie vereinigt sind. Gott und das All, das All und Gott gehören aufs Engste zu einander, decken sich aber nicht, vielmehr stehen sie zu einander wie Weltgrund und Weltinhalt, wie die natura naturans und die natura naturata Spinozas. Aber im Unterschied von Spinoza schreibt Hebbel dem Weltgrund ein Bewußtsein zu, ja er spricht von Gott als dem Gewissen der Natur. Hier sehen wir deutlich, daß in Hebbels Gottesbegriff pantheistische und christlich-theistische Züge vereinigt sind, aber die ersteren überwiegen ganz entschieden.

Dies geht auch deutlich aus der Art und Weise, wie Hebbel sich das Verhältnis Gottes zur Welt vorstellt, hervor. Der Gedanke eines überweltlichen Gottes, der die Welt durch sein Wort aus dem Nichts erschaffen hat, erscheint ihm als „krassester aller Anthropomorphismen". Viel eher will er eine allmähliche Entwicklung der Welt bis zu ihrem Endziel, Gott, annehmen. Unter „Schöpfung" wäre dann die allmähliche Loslassung aller Naturkräfte zu verstehen. Gott geht also — hierin ist Hebbel wieder nicht voller Pantheist — keineswegs in der Welt auf. Diese bildet vielmehr nur ein Glied an dem göttlichen Gesamtorganismus, das sich zu seinem Schaden von Gott losgerissen hat. Nachdem aber die Welt oder die Natur aus Gott oder dem Universum herausgetreten ist, stehen Gott und Natur „als die beiden äußersten Kreise des Seins und des Lebens" einander gegenüber. Doch nicht voller Willkür, wie der christliche Schöpfergott, steht der Gott Hebbels über der Welt, sondern er ist an die ewige Ordnung der Natur gebunden und darf sie nicht stören, ohne es büßen zu müssen. Nur in außerordentlichen Weltlagen darf er in den Gang der Natur eingreifen.

Der göttlichen Einheit steht die unendliche Vielheit der Welt gegenüber. Sofern nun jedes einzelne Wesen nur dadurch

existiert, daß es hartnäckig seine Individualität gegen das allen gemeinsame Prinzip d. h. gegen Gott behauptet, ist die Welt eigentlich eine Fessel für Gott, ein notwendiges Übel. Hebbel drückt diesen Gedanken in den verschiedensten Bildern aus. Die göttliche Einheit, zerstreut in die Vielheit der Erscheinungen, sucht sich jedoch wieder zu konstituieren in der Arbeit der Reflexion.

Warum aber — das ist die große Frage — diese Zersplitterung des Ewig-Einen in die unendliche Vielheit der Individuen? Hierauf hat Hebbel zwei Antworten (vgl. vor allem das Gedicht „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter" S. 89—91). Einmal konnte nur auf diese Weise das Böse sich ganz manifestieren und dadurch sich selbst vernichten. Sodann war es Gott nur auf diese Weise möglich, sich selbst kennen zu lernen. Diese Selbsterkenntnis ist jedoch nicht intellektueller Art, denn Gott ist sich selbst durchsichtig, vielmehr ist sie ein Gefühl. Gott hat aber nur das fundamentale Gefühl seiner Existenz, nicht das Gefühl des Dualismus: Liebe oder Haß, welches die Grundlage der individuellen Existenz bildet. Hier sehen wir besonders deutlich, wie weit der Hebbelsche Gott von dem christlichen entfernt ist. Ist dieser seinem eigentlichen Wesen nach die Liebe, die sich jedem Einzelnen seiner Geschöpfe zuneigt, so steht jener den einzelnen Individuen teilnahmlos gegenüber und weiß von ihnen so wenig, wie wir wissen, „wie in unserem Innern einer oder der andere Blutstropfen läuft".

Die Welt oder die Natur ist die Summe der Formen, welche die göttliche Einheit anzieht. Nach einem allgemeinen Gesetz stehen sich diese Formen schroff einander gegenüber. Der Widerspruch oder, wie Hebbel mit Vorliebe sagt, der Dualismus ist das Wesen der Welt. Er ist unsere letzte, höchste Idee d. h. er ist unauflöslich. Jedoch tadelt Hebbel an Schelling, daß er den Dualismus sogar in die Gottheit hineintrage. Diese höchste menschliche Idee darf vielmehr nicht gespalten werden. Die Welt ist eine, Gott macht ihre Einheit, er ist der letzte Grund aller Erscheinungen. Auch der Gegensatz von Gut und Böse darf nicht etwa auf eine zwiefache Weltwurzel zurückgeführt werden. Gott ist vielmehr die Ursache des Bösen wie des Guten.

Alle verschiedenen Erscheinungsweisen des Dualismus lassen sich auf eine Grundform zurückführen, auf den Gegensatz zwischen

Allgemeinem und Besonderen, und innerhalb dieses Gegensatzes ist wiederum das Verhältnis von Individuum und Universum das wichtigste. Hiermit sind wir in den Mittelpunkt der metaphysischen Anschauungen Hebbels gelangt, von dem aus sein ganzes Weltbild mit einem Schlage klar wird. Ursprünglich besteht zwischen Individuum und Universum der engste Zusammenhang, wenn auch die wenigsten Menschen sich desselben bewußt werden. In jedem Individuum durchdringt sich Besonderes und Allgemeines. In jedem Wesen gibt es einen Punkt, der nicht mehr zu ihm selbst gehört, durch den es vielmehr mit dem Universum zusammenhängt, der Mensch durch seinen Geist mit Gott. Wir bestehen zwar als Individuen eine Zeit lang für uns, aber unsere eigentliche Quelle haben wir in dem göttlichen Leben des Universums. Mit demselben steht der Mensch hauptsächlich durch die dunkleren Triebe seines Wesens: Phantasie, Gefühl, Traum in Verbindung. Besonders aber im Schlaf scheint er wieder ganz ins All zurückzusinken. Aus dem friedlichen Zusammenleben mit dem All haben sich aber nun die Individuen losgerissen und, je höher das Bewußtsein in denselben entwickelt ist, desto größer ist der Zwiespalt zwischen beiden Größen. So erscheint Hebbel das Leben als „der Versuch des trotzig-widerspenstigen Teils, sich vom Ganzen loszureißen und für sich zu existieren". Aber diesen Versuch muß daß Individuum teuer bezahlen. Schon vor der Geburt stellen sich die allgemeinen Kräfte den besonderen entgegen und, ist die Individualisierung endlich vollzogen, dann beginnt ein erbitterter Kampf zwischen Individuum und Universum, zwischen Einzelwillen und Weltwillen. Dabei ist das Wohlergehen des Einzelnen gleichgültig, die Hauptsache ist, daß die Welt besteht! Lange hatte sich Hebbel gegen diese Tatsache gesträubt und das unbedingte Recht des Individuums verfochten. Sobald er aber erkannt hatte, daß der Kampf zwischen Individuum und Universum notwendig sei zu jeder Weiterentwicklung, hatte derselbe für ihn den schärfsten Stachel verloren. In dem Begriff dieser Notwendigkeit wohnte er seitdem, wie in einer Burg.

Auf dieser Auffassung von dem metaphysischen Verhältnis zwischen Individuum und Universum baut sich Hebbels Ansicht von dem religiösen Verhältnis zwischen Gott und Mensch auf.

Zwischen beiden Größen besteht neben dem absoluten Abhängigkeitsverhältnis eine innere Beziehung. Wie das göttliche Wesen die Welt durchwaltet, so auch die Menschheit und jeden einzelnen Menschen. Da der Mensch aber zu schwach ist, sich zu Gott zu erheben, läßt sich Gott zu ihm herab. Aber er teilt sich nur dem Gefühl, nicht dem Verstande mit. Durch das Gemüt hängt der Mensch mit der höheren Welt zusammen. Auf der anderen Seite kann sich der Mensch nur darum gegen Gott empören, weil er Geist von seinem Geiste ist.

Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist ein zwiefaches. Einmal ist es das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von dem Absoluten und völlige Hingabe der eigenen Persönlichkeit an Gott. Auf der anderen Seite aber ist es Bejahung des eigenen Ichs und völlige Ausbildung desselben im Dienste der sittlichen Idee. Das eigentliche Wesen der Religion besteht im sittlichen Verhalten des Menschen, alle andere Religion ist „Dunst und leerer Schein"!

Paul Sickel hat mit Recht auf die auffallende Übereinstimmung hingewiesen, die in der metaphysischen Grundlage der Religion zwischen Hebbel und Schleiermacher herrscht. Auch Schleiermacher geht, wie Hebbel, von der Frage aus: „Wes Ursprungs ist die Idee von einem Individuo, und worauf beruht sie?" Für Schleiermacher hat es ferner die Religion ebenfalls mit dem Verhältnis zwischen Individuum und Universum zu tun, und sie ist ihrem Wesen nach Anschauung und Gefühl des Universums. Endlich soll nach Schleiermacher jenes „Gefühl" des Unendlichen im Menschen eine doppelte Wirkung ausüben: es soll ihn herabdrücken und zugleich erheben! Die gleiche Vereinigung von Stolz und Demut finden wir auch in Hebbels Auffassung von der Religion!

Es bleibt noch übrig, die Anschauungen Hebbels vom Zustande nach dem Tode kennen zu lernen. Wichtig in dieser Beziehung ist seine Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele. Während Hebbel in seinen Jugendgedichten eine scharfe Trennung zwischen Leib und Seele machte, betonte er später, besonders in seiner ersten Hamburger Zeit, den engen Zusammenhang zwischen beiden. Diese materialistische Auffassung dauerte aber nur kurze Zeit. Immer mehr rang sich Hebbel zu der Überzeugung

von der Selbständigkeit und Freiheit des Geistes durch und bekämpfte mit scharfen Waffen die damals aufkommenden materialistischen Lehren (vgl. S. 112f.). Mit dem Geist fängt eine neue Welt an, und diese ist in keiner Weise aus der Materie abzuleiten!

Eine ähnliche Entwicklung machen Hebbels Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele durch. Anfangs ist er ein überzeugter Anhänger dieser Idee und feiert sie begeistert in seinen Gedichten und Aphorismen. Doch bald stellen sich Zweifel ein, besonders an der persönlichen Fortdauer mit Bewußtsein, während ihm der Gedanke an ein unbewußtes Fortleben der Seele annehmbarer erscheint. Daneben aber finden sich eine Menge von Aussprüchen Hebbels, die an der persönlichen Fortdauer festhalten, besonders in den ergreifenden Briefen an Elise über den Tod seines Söhnchens Max (vgl. S. 80ff.). Doch will er diese Fortdauer nicht jedem Beliebigen zuschreiben. Sie soll vielmehr von dem sittlichen Verhalten des Menschen abhängen. Als „eine Art Vermittlung zwischen der Annahme des Aufgehns der Seele im Weltgeist und dem Glauben an die persönliche Fortdauer" (Sickel, S. 53) erscheint die Lehre von der Seelenwanderung. Endlich nimmt Hebbel die Präexistenz der Seele an als die notwendige Voraussetzung für ihre Unsterblichkeit.

1. Gott.

Ablehnung des christlichen Gottes.

Es ist wahr, der Gott des wahren Christen paßt in die grause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so erstaunlich gut paßt, möcht' ich einen solchen Gott bezweifeln. Wir durchdringen nie eine Ursach' und erfaßten wirklich bis zur Zuversicht die Endursach? . . . Die Weltgeschichte steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt, die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demut erkannt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott und selig sein kann. . . Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit aufwiegt oder überragt? (T. I, 688.)

Du weißt, ich glaube nicht daran, daß ein guter Hausvater über den Sternen sitzt, der, zu ohnmächtig, seine lieben Kinder gegen Wunden zu schützen, doch für jede Wunde einen Balsam bereit hält, aber allerdings zieht sich ein Faden ewiger Weisheit durch die Welt, und diese Weisheit betätigt sich gerade darin, daß das Leben sich aus sich selbst herstellen kann, und also auch muß (B. II, S. 339 f.).

Die notwendige Existenz Gottes.

Es ist gar nicht möglich, daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind. Wäre das, so überwöge ja der Wahn reell alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Ideen nicht beweisen, wie wir uns selbst nicht beweisen können; jene Ideen sind eben wir selbst, und kein Wesen kann die Fähigkeit besitzen, seine eigene Möglichkeit zu deduzieren. Vom Geist zur Materie ist ein Schritt; von der Materie zum Geist aber ein Sprung. Wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären (T. I, 1702 d.).

Ich will aufhören, an Gott zu glauben, wenn ich sehe, daß ein Baum ein Gedicht macht, und ein Hund eine Madonna malt; eher nicht (T. II, S. 1937).

Gott: das Selbstbewußtsein der Welt, nach Analogie menschlichen Selbstbewußtseins gesetzt. Ob er ist, ob nicht? Wer will antworten? Aber so viel ist gewiß, daß mit ihm, wenn nicht der Grund, so doch der Zweck der Welt weg fällt (T. II, 2759).

Wenn es mit Gott und Unsterblichkeit Nichts wäre, so wäre auch für den Materialisten der Instinkt des Menschen noch immer bewunderungswürdig, weil er erfand, was die Gesellschaft allein möglich machte, und mit ihr den Fortschritt (T. IV, 5583).

Gott ist keine Persönlichkeit.

Ich kann mir keinen Gott denken, der spricht (T. I, 66).

Gott ist der Inbegriff aller Kraft, physischer, wie psychischer. Er hat mithin sinnliche Begierden. Merkwürdiges Zusammentreffen beider Kräfte in höchster Potenz: der Geist selig in Hervorbringung der Ideen, der Körper in Hervorbringung der Körper, denn die Idee ist dem Geist synonym (T. I, 77).

Kann Gott lieben? (T. I, 844).

Gott läßt sich nicht malen (T. I, 1810).

Gott ist gebundene, Natur ungebundene Kraft (T. II, 1963).

Gott: größtes Individuum, bisher den kleineren Individuen noch ein Gegengewicht entgegen setzend; aber mehr und mehr sich selbst in Individuen auflösend (T. II, 2359).

Gott ist Alles, weil er Nichts ist, nichts Bestimmtes (T. II, 2784).

Geistige Eigenschaften Gottes.

Gott ist das Gewissen der Natur (T. II, 1881).

In der Welt ist ein Gott begraben, der auferstehen will und allenthalben durchzubrechen sucht, in der Liebe, in jeder edlen Tat (T. II, 2137).

Gott: das Selbstbewußtsein der Welt, nach Analogie menschlichen Selbstbewußtseins gesetzt (T. II, 2759).

Das Leben Gottes ist Gefühl. Ein Erkennen ist nicht denkbar für ihn, denn er ist sich selbst durchsichtig (T. II, 2012).

In allem Denken sucht Gott sich selbst, und er würde sich schneller wieder finden, wenn er nicht auch darüber mit dächte, wie er sich verlieren konnte (T. II, 3028).

Gott, Schicksal, Zufall.

Das Fatum der Griechen hatte keine Physiognomie, es war den Göttern, die sie anbeteten und gestaltet hatten, selbst ein schauerliches Geheimnis; das moderne Schicksal ist die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unerfaßbaren (T. I, 1034).

Der Zufall, der sich aller Tat und Handlung des Menschen, als ein anfliegendes Element hinzugesellt, ist der Ausdruck des göttlichen Willens, der im Interesse der Welt und des Allgemeinen den individuellen menschlichen Willen ergänzt und modifiziert (T. II, 2210).

Vorsehung, die leitende, Zufall, die kreuzende Macht (T. II, 2272).

2. Gott und Welt.

Gott ist kein Weltschöpfer im christlichen Sinne.

Zu dem Gedanken eines Welt-Schöpfers ist die Philosophie

der Alten nie herabgesunken, vor diesem krassesten aller Anthropomorphismen hat sie ihr gesunder Instinkt immer glücklich bewahrt (T. IV, 5960).

Wenn nicht Gott-Schöpfer, warum nicht Gott-Geschöpf? Wenn nicht ein ungeheures Individuum am Anfang, warum nicht am Ende? (T. III, 3739).

Die Schöpfung: die allmähliche Loslassung der Kräfte.

Sollten denn von Anfang der Welt an alle Kräfte in ihr sogleich entfesselt sein; sollte nicht manche erst im Lauf der Zeit entfesselt werden? (T. I, 1552.)

Prophetie, Einwirkung der Gottheit, war nur möglich, als die Welt in ihrem Gange noch nicht ganz entfesselt war (T. II, 1957).

Die Schöpfung, dies trostlose Zerfahren des Unbegreiflichen in elende, erbärmliche Kreaturen, muß eine traurige Notwendigkeit gewesen sein, der nicht auszuweichen war; die unendliche Teilbarkeit ist die gräßlichste aller Ideen, und eben sie ist der Grund der Welt (B. II, S. 232).

Die geschaffene Welt ist nicht frei, aber sie wird frei. Das letzte Resultat der Schöpfung ist der Schauder vor der Vereinzelung; sie kann wieder abfallen von Gott, aber sie will nicht (T. IV, 5307).

Gott handelt nicht nach Willkür, sondern ist an die ewigen Gesetze der Natur gebunden.

Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff (setzen wir den Fall, so müssen wir die ihm korrespondierenden Ausdrücke gestatten) in's Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies ist wohl das vornehmste tragische Motiv, das in der Geschichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Tragödie, welche diese Idee abspiegelte, würde einen großen Eindruck hervor bringen durch den Blick in die

ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büßen zu müssen (T. I, 1011).

Geister lassen sich nach dem Glauben der Völker beschwören, aber nicht Gott (T. IV, 5673).

Die göttliche Einheit und die Vielheit der Welt.

Wie die Vernunft, das Ich, oder wie man's nennen will, Sprache werden muß, also in Worten auseinander fallen, so die Gottheit Welt, individuelle Mannigfaltigkeit (T. II, 2911).

Wie um unser Ich die tausend Gedanken-Funken, so tanzen um Gott die Millionen Gestalten herum (T. III, 3446).

Die Schöpfung ist die Schnürbrust der Gottheit (T. I, 1744).
Die Welt: die große Wunde Gottes (T. II, 2663).
„Die Welt ist Gottes Sündenfall" (T. II, 3031).
So wenig wir wissen, wie in unserem Innern einer oder der andere Blutstropfen läuft, so Gott mit den Individuen der Welt (T. II, 2274).

Die Gründe der Zersplitterung des Ewig-Einen.

Gott war sich vor der Schöpfung selbst ein Geheimnis, er mußte schaffen, um sich selbst kennen zu lernen (T. I, 1674).

Auch wird uns erst der Übergang erklären,
Wozu im Ewig-Einen dies Zersplittern;
Ob einzig, um das Böse zu verzehren,
Das, wenn es sich in tausend Ungewittern
Entlud, vor seiner eig'nen Ohnmacht endlich
Erschrecken wird und still in sich zerzittern;
Ob mit, weil Gott, sich selber unverständlich,
Wie unser Geist in Worte, in Figuren
Zerfließen mußte, um sich dadurch kenntlich
Zu werden, und aus allen Signaturen
Die eigene zusammen sich zu stellen,
So daß die Welt, trotz ihrer finstern Spuren,
Ihm Fackel war, sein Inn'res aufzuhellen (W. VI, S. 297 f.).

Der Dualismus.

Der Dualismus geht durch alle unsere Anschauungen und Gedanken, durch jedes einzelne Moment unseres Seins hindurch und er

selbst ist unsere letzte, höchste Idee. Wir haben ganz und gar außer ihm keine Grund-Idee. Leben und Tod, Krankheit und Gesundheit, Zeit und Ewigkeit, wie Eins sich gegen das Andere abschattet, können wir uns denken und vorstellen, aber nicht das, was als Gemeinsames, Lösendes und Versöhnendes hinter diesen gespaltenen Zweiheiten liegt (T. II, 2197).

Das Allgemeine mit seinem Trieb, sich zu individualisieren, das Individualisierte mit seiner Unfähigkeit, sich als solches zu behaupten, wer will diesen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! (W. XI, S. 115.)

Es gibt nur einen Tod und nur eine Todeskrankheit, und sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, deretwegen Goethes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Goethen befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt und die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt und in die Blüte tritt) erwürgt; es ist die, die das Blut zugleich erhitzt und erstarrt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen (B. I, S. 191).

3. Gott und Mensch.

A. Das metaphysische Verhältnis zwischen Gott und Mensch.

Der Zusammenhang zwischen Individuum und All.

Alles Individuelle ist nur ein an dem Einen und Ewigen hervortretendes und von demselben unzertrennliches Farbenspiel (T. II, 2731).

Der Mensch ist die Continuation des Schöpfungsakts, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung, verhindert (T. I, 1364).

Leben ist Verharren im Angemessenen. Ein Teil des Lebens ist Ufer (Gott und Natur), ein anderer (Mensch und Menschheit) ist Strom. Wo und wie spiegeln sie sich, tränken und durchdringen sich gegenseitig? Dies scheint mir die große Frage von Anbeginn, die dem Dichter der Genius vorlegt (T. I, 538).

Durch die ganze Menschheit (dies ist in Sachen des Herzens mein Glaubensbekenntnis) ist ein Unendliches verteilt; in Jeglichem glüht von der ewigen Sonne ein besonderer, eigentümlicher Strahl (B. I, S. 166).

In jedem Menschen ist etwas, was aus ihm in's Universum zurück greift. Diese Räder, die erst im Tode laufen dürfen, soll er zum Stehen bringen, sonst wird er zu früh zermalmt (T. II, 3041).

Der Mensch kann eigentlich sein Ich aus der Welt gar nicht weg denken. So fest er mit Welt und Leben verwebt ist, eben so fest, glaubt er, seien auch Leben und Welt mit ihm verwebt (T. I, 731).

Im Grunde trägt Jeder die ganze Welt (T. II, 2020).

Das Universum, wie Alles für sich besteht und doch wieder Teil und Glied eines größeren Ganzen ist, das sich wieder in ein noch größeres verliert, und so fort und fort, ist ein Gedanke, auf den der Mensch stolz sein darf (T. II, 3094).

Der Mensch ist ein Etwas, das nur zwischen zwei Grenzen zum Vorschein kommt, ein Strom, der nur mittels seiner Ufer erfaßbar wird. Man sollte sich nicht die Mühe verdrießen lassen, diese Ufer sorgfältig aufzunehmen (T. I, 1320).

Es ist die Frage, ob wir persönlich existieren (T. II, 2060).

Wenn in uns das Einzelgefühl des Teils das Gemein-Gegefühl des Organismus überragt, entsteht Schmerz. Könnten wir nicht in diesem Sinne Schmerzen Gottes sein? (T. III, 3457.)

So wenig man sich im Fieber vorstellen kann, daß man gesund war und es wieder werden wird, so wenig im individuellen Leben, daß ein allgemeines ihm zu Grunde liegt. Der Schauer vor dem individuellen Leben ist vielleicht sein letztes, höchstes Resultat. (Siehe das Gedicht: M. F. Hebbel an seine Mutter.) (T. III, 4077.)

Der Schlaf ist die Nabelschnur, durch die das Individuum mit dem Weltall zusammen hängt (T. III, 4889).

Der Schlaf ist das Siegel, das eine höhere Hand auf ein Wesen drückt (T. II, 1868).

Schlaf ist Zurücksinken in's Chaos (T. II, 1998).

Einschlafen.

Altes Chaos,
Quillst Du in Dämpfen,
Alles benebelnd,
Vieles erstickend,
Um die Welt wieder auf? (T. III, 4327.)

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreise
Auf in's Weit'ste strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück (W. VI, S. 285).

Wenn wir einschlafen, erwacht in uns der Gott (T. II, 2076).

Der Traum ist die Pforte des Werdenden zum Seienden (T. II, 2301).

Die Losreißung des Individuums vom All.

Geburt ist derselbe Prozeß, der das Blatt vom Baum abreißt, damit es sich anscheinend selbständig einen Augenblick im Spiel der Winde drehe und dann zu Boden falle, um dort zu faulen und den Baum neu mit düngen zu helfen (T. II, 2261).

Leben ist der Versuch des trotzig-widerspenstigen Teils, sich vom Ganzen los zu reißen und für sich zu existieren, ein Versuch, der so lange glückt, als die dem Ganzen durch die individ. Absonderung geraubte Kraft ausreicht (T. II, 2262).

Was wir Leben nennen, das ist die Vermessenheit eines Teils, dem Ganzen gegenüber. Wie stellen sich die allgemeinen Kräfte dem Besonderen in den Weg und suchen es noch vor der Entwickelung, im Werden selbst, zu zerstören! Wie stürzen sie über das Gewordene her! (T. II, 2440).

Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen; man springt beständig von der einen

in die Andere hinein und findet jede zu eng oder zu weit, bis man des Experimentierens müde wird und sich von der letzten ersticken oder aus einander reißen läßt (T. II, 2756).

Es wäre so unmöglich nicht, daß unser ganzes individuelles Lebens-Gefühl, unser Bewußtsein, in demselben Sinn ein Schmerzgefühl ist, wie z. B. das individuelle Lebens-Gefühl des Fingers oder eines sonstigen Gliedes am Körper, der erst dann für sich zu leben und sich individuell zu empfinden anfängt, wenn er nicht mehr das richtige Verhältnis zum Ganzen hat, zum Organismus, dem er als Teil angehört (T. III, 4019 a).

Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist der fortbrennende Schmerz der Wunde, die entstand, als wir vom All los gerissen wurden, um als Polypen-Glieder ein Einzeldasein zu führen (T. III, 3736).

Unser Leben ist der aufzuckende Schmerz einer Wunde (T. II, 2294).

Das gestaltete Leben ist schon vom Tode umarmt, nur das sich erst entwickelnde, sich aus dem Keim losringende ist eigentliches Leben (T. I, 1548).

Der Kampf zwischen Individuum und Universum.

Alles Leben ist Kampf des Individuellen mit dem Universum (T. II, 2129).

Es giebt nur Eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es den Individuen aber in der Welt ergeht, ist gleichgültig. Das Böse, das sie verüben, muß, indem es die Existenz der Welt gefährdet, bestraft werden; aber zu ihrer Entschädigung für das Unglück, das sie erleiden, ist kein Grund vorhanden (T. II, 2828).

Es giebt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht, wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig, ein Mensch, der sich in Leid verzehrt und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleich viel und so wenig dies Blatt, als Blatt, für sein Welken eine Entschädigung erhält oder auch erhalten kann, so wenig der Mensch für sein Leiden, der Baum hat der Blätter im Überfluß und die Welt der Menschen (T. II, 2881).

Das Allervernünftigste für das Individuum kann das Allerunvernünftigste für das Universum sein. Was wäre z. B. vernünftiger, als daß das Individuum sich die ewige Jugend, in der sich alle seine Kräfte auf dem Höhepunkt der Entwicklung und der Wirkung befinden, wünscht? Und doch, was ist unvernünftiger für das Universum? Das Individuum, das diesen Wunsch zurück nimmt, ist kein Individuum mehr (T. II, 3108).

Der Einzelne kann sich der Welt gar nicht gegenüber stellen, ohne sein kleines Recht in ein großes Unrecht zu verwandeln (T. III, 3851).

Wenn man sich in alle aus dem Begriff der Individualität und des ihm zu Grunde liegenden Prinzips folgende Konsequenzen vertieft und erkennt, daß ihm zufolge jeder Mensch nicht bloß zu der Welt, sondern auch zu jedem Einzel-Objekt der Welt und zu jeder Idee, die ein solches Einzel-Objekt anregt, ein spezielles Verhältnis hat, so erstaunt man, daß bei so viel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist, als man wahrnimmt (T. III, 4111).

Aus dem Begriff der Individualität, auf dem jede vernünftige Welt-Anschauung beruht, folgt mit Notwendigkeit der Begriff der qualitativen und quantitativen Unterschiede in den Mischungsverhältnissen und also auch in den Resultaten derselben, den Begabungen, ja er schließt sich erst in diesem ab (T. III, 4285).

Jeder Gedanke ist ein Gut, das man dem Universum, der Macht, die es festhält, abkämpfen muß (T. II, 2141).

Die Aussöhnung des Individuums mit dem All.

Wenn der Mensch sich so recht in die Unermeßlichkeit des Welt-Ganzen verliert, so wird nicht bloß er selbst klein, sondern auch sein Schmerz! (T. II, 2942.)

Mensch und Welt sind nur die zwei Hälften eines größeren Ganzen (T. III, 4900).

Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, ein Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich

bis zu ihm durch zu arbeiten und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im Wesentlichen antizipiert (T. III, 4274).

B. Das religiöse Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Gott und Mensch.

Durch die ganze Menschheit (dies ist in Sachen des Herzens mein Glaubensbekenntnis) ist ein Unendliches verteilt; in Jeglichem glüht von der ewigen Sonne ein besonderer, eigentümlicher Strahl (B. I, S. 166).

Jede Sehnsucht fühlt, daß sie Befriedigung verdient, am meisten die Sehnsucht nach Gott. Daraus entspringt unmittelbar die Überzeugung, daß, wenn der Sehnende nicht Magnet sein kann, das Ersehnte Magnet werden muß, daß, wenn Jener sich nicht zu erheben vermag, dieses sich zu ihm herablassen muß. Das ist das festeste Fundament des Glaubens an Offenbarung (T. I, 1500).

Ich habe mich mehr und mehr von der Wahrheit des all meinem Streben zum Grunde liegenden Prinzips, daß dem Menschen nie von äußerer Erleuchtung, sondern nur von innerem Tagen die Rede sein könne, überzeugt; mein Evangelium ist: alles Höchste, in welchem Gebiet es auch sei, erscheint nur und wird selbst durch den geweihtesten Priester vergebens gerufen (T. I, 552).

Gott teilt sich nur dem Gefühl, nicht dem Verstande mit; dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfaßen kann. Das weist dem Verstande den Rang an (T. I, 1268).

Das Gemüt umfaßt die verborgenen Kräfte des Menschen und von den bewußten die dunkleren Richtungen; nur durch das Gemüt hängt er mit der höheren Welt, ohne die die gegenwärtige leer und bedeutungslos sein würde, zusammen (T. I, 1523).

Den Göttern kannst du nur schenken, was von ihnen selbst ausgeht (T. I, 931).

Nemo contra Deum nisi Deus ipse! (alter Spruch) (T. I, 767).

Der Trost liegt nicht darin, daß Gott uns auf dunklen Wegen führt, sondern darin, daß die Dunkelheit des Weges oft durch die Erreichung des Ziels bedingt ist (T. I, 1591).

Gott schickt ein Unglück dir in's Haus:
Mach' du dir selbst ein Glück daraus! (T. I, 1667.)

Warum könnte denn Gott nicht auch einmal den Selbstmord inspiriren? (T. I, 1672.)

Wenn man sich auch das größte Verbrechen denkt, man kann sich Gott doch noch immer daneben denken (T. I, 1675).

Büchners Danton ist freilich ein Produkt der Revolutions-Idee, aber nur so, wie wir Alle Produkte Gottes sind oder, wie alle Pflanzen und Bäume, trotz ihrer Verschiedenheit, von der Sonne zeugen (T. I, 1776).

„Gott versteckt sich hinter das, was wir lieben." „Man sollte Jeden so lieben, wie er Gott liebt" (T. II, 2297).

Das Ewige muß so vom Zeitlichen träumen, wie das Zeitliche vom Ewigen! (T. II, 2302.)

Ein Atmen über mir, als ob's mich einziehen will (T. II, 2303).

Daß die Gottheit dem Menschen die formende Kraft verlieh, das ist ihre höchste Selbst-Entäußerung (T. II, 2319).

Mensch und Gott.

Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was Jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und so weit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein (T. I, 1211).

Der Mensch beziehe möglichst all sein Tun und Treiben auf jenes Heiligste in seiner Brust, wovon er fühlt, daß es nur ihm angehört und das eben darum ewig und unveränderlich sein muß; da bleibt ihm zum Zweifeln kein Grund und zum Verzweifeln keine Zeit (B. I, 142).

Das ist das letzte Ziel des Menschen, und daran allein ist seine Beruhigung auf Zeit und Ewigkeit geknüpft, daß er aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen Gemäßes entwickle, daß er sich selbst ein Bürge sei für die seinen Bedürfnissen entsprechenden Verheißungen (B. I, 143).

Es hilft überall Nichts, von dem Göttlichen und Höchsten zu sprechen, wenn dies auch mit Engelzungen geschieht. Es soll dargestellt werden, d. h. es soll leben. Dies tut es nur dann, wenn es aus der Erde, ihrer Beschränkungen ungeachtet, in markiger, kräftiger Gestalt hervor geht und sich mit ihr verträgt (T. I, 1079).

Aufs Leben Verzicht leisten: auf Gott Verzicht leisten! (T. I, 1140.)

Nur, wer Gott liebt, liebt sich selbst (T. I, 822).

Ein Gott, dessen der Mensch, den er geschaffen, noch bedürfte, müßte doch ein recht trauriger Gott sein (T. I, 660).

Manche Menschen glauben nur darum einen Gott, eine Unsterblichkeit, weil sie sich so ungeheuren Ideen nicht zu opponiren wagen (T. I, 716).

4. Das Leben nach dem Tode.

Das Verhältnis zwischen Körper und Geist.

Der enge Zusammenhang zwischen Körper und Geist.

Ein Beweis für das innige Zusammenhängen des Körpers mit dem Geist ist vielleicht aus dem Unterschied der beiden Geschlechter, der sich so erweislich auf den Unterschied des Körpers basiert, herzunehmen. Manche geistige Fähigkeiten des Mannes fehlen dem Weibe ganz und gar, bloß weil sie dem Körper fehlen, z. B. Mut, Tapferkeit; einzelne Ausnahmen entscheiden nichts (T. I, 76).

Wenn Seele und Leib keinen gemeinsamen Punkt hätten, wovon sie ausgehen, wie könnten sie zusammen ausdauern? Anziehungskraft ist doch die allgemeinste Kraft der Welt (T. I, 83).

Gedanken sind Körper der Geisterwelt, bestimmte Abgrenzungen des geistigen Lichts, die nicht vergehen, da sie übergehen in die Erkenntnis des Menschen. Merkwürdige Übereinstimmung der äußeren und inneren Natur (T. I, 86).

Wenn die Seele wirklich nur durch Zufall in den unwirtlichen Körper verschlagen sein sollte, müßte sie bei der geringen Anziehungskraft der sie einschließenden, ihrem Wesen direkt widerstrebenden und entgegengesetzten materiellen Massen sich der sie allenthalben als Gottheit umgebenden, nicht durch Raum und Zeit, also auch durch den Körper nicht gefesselten, rein geistigen Kraft, von welcher sie ausgeht und zu welcher sie zurückkehrt, weit mehr zuwenden, als bis dato geschieht; ich will nur darauf hindeuten, daß die Vergänglichkeit der Seele, wenn man sie auch als einen Ausfluß des Körpers, der nicht unabhängig für sich besteht, betrachtet, dennoch nicht bewiesen ist. Gerade die Seele könnte der Todeskeim des Körpers sein (die Materie könnte sie erzeugen durch Begattung, woran bei manchen Tieren der unmittelbare Tod geknüpft ist; dies N. B.) und, indem sie alles Leben desselben in sich konzentriert, ihn zur ausgeglühten Muschel machen; warum aber das Sublimat einer materiellen Kraftmasse nicht als Ganzes sollte fortbestehen können, warum es mit dem Stoff, aus welchem es hervorging, sollte vergehen müssen, sehe ich nicht ab (T. I, 90).

Die Selbständigkeit und Freiheit des Geistes.

Oft ist es, als ob im Menschen ein hohes geistiges Bedürfnis erwachte, indem er ein körperliches befriedigt. Gewiß ist die Sinnlichkeit die Klaviatur des Geistes (T. I, 1110).

Wenn man überall Geist annehmen darf, so muß man ihn auch im Menschen annehmen (T. I, 1378).

Und doch wäre es möglich, daß dasjenige, was wir in höherem Sinne Geist nennen, der erleuchtende Funke, der uns fremde Welten eröffnet, weil er aus fremden Welten stammt, uns nur besuchte, nicht aber in uns wohne. Er könnte von uns angezogen werden, wie der physische Funke, der Blitz, vom Eisen; wir könnten seine Werkstatt sein, worin er Großes schafft, und die von seiner Flammenkraft glüht und glänzt, ohne für sich selbst etwas

zu bedeuten. Geht doch fast Alles, was man geistig zu erleben glaubt, spurlos vorüber; begreift man doch zuweilen später manchen Zustand nicht, in dem und durch den man früher lebte (T. I, 1379).

Der Geist wird wohl die Materie los, aber nie die Materie den Geist (T. I, 1634).

Vom Geist zur Materie ist ein Schritt; von der Materie zum Geist aber ein Sprung (T. I, 1702 d).

Der Geist soll den Körper durch den Gedanken vernichten, der Mensch, der stirbt durch den bloßen Gedanken, zu sterben, hat seine Selbstbefreiung vollendet. Vielleicht gelingt diese Aufgabe in einem höheren Kreise (T. I, 1858).

Für die wirkliche spezivische Verschiedenheit von Geist und Materie kann man den nächsten und besten Grund aus dem Verhältnis des menschlichen Geistes zum Körper hernehmen. Wenn der Geist nur das Sublimat des Physischen wäre, so müßte dieses, als sein Urelement, ihm durchsichtig, durchschaubar und erkennbar sein, er müßte es im gesunden und mehr noch im kranken Zustande begreifen, dies ist aber keineswegs der Fall. Gerade so wenig als der Daumen von dem Gedanken weiß, der den Geist in Freude oder Kummer versetzt, eben so wenig weiß der Geist, wenn er nicht auf dem Wege der Erfahrung, den die Wissenschaft ihm anweist, also durch Vergleichung eines faktischen Zustandes mit unzähligen anderen, die ihm beschrieben wurden, dazu gelangt, von der Ursache des Juckens oder des Schmerzes im Daumen. Eine Mauer steht zwischen Beiden (T. II, 2453).

Rendtorff behauptete gestern Abend, auch der leibliche Schmerz werde nur im Geist, in der Seele empfunden. Ich muß dies bestreiten, denn damit fiele die differentia specifica zwischen Leib und Seele weg, der Materialismus wäre also da. Ich denke mir die Sache so. Der leibliche Schmerz wird allerdings bis in die Seele hinein empfunden, wie der geistige, um mich so auszudrücken, bis in den Körper hinaus. Aber dies ist nicht die Unmittelbarkeit, sondern die Reziprozität des beiderseitigen Schmerzes. Der leibliche Schmerz hemmt den geistigen Werkmeister im freien Gebrauch

des Werkzeugs und diese Hemmung, die seine Wirksamkeit beschränkt und aufhebt, empfindet er und sie wird ihm zum Schmerz. Wenn die leiblichen Schmerzens- und Krankheits-Zustände steigen, so wird auch die Hemmung, also auch die Empfindung derselben und der reziproke Schmerz, um so größer. Der Leib zentralisiert sich in sich selbst; er ist gewissermaßen ein Diener, der auf den Herrn nicht länger achten kann, weil die Sorge für seine gefährdete eigene Existenz seine ganze Tätigkeit in Anspruch nimmt. Dasselbe tut nun auch der Geist; daher hört das Denken, welches ein immerwährendes bewußtes oder unbewußtes Vergleichen, Anpassen und Analogisieren ist, auf und das Anschauen, das unvermittelte Ergreifen, tritt ein. Da jedoch die Trennung zwischen Leib und Geist immer noch eine halbe ist und das reine Geistergesetz nur freier, aber keineswegs frei wirkt, so schlagen die Bilder, oder wie man die Resultate der dem Denken entgegengesetzten höheren und unabhängigeren Geistes-Tätigkeit sonst nennen will, in Phantastereien um. Übrigens ist die Philosophie des Schmerzes aus diesem Gesichtspunkt noch zu liefern (T. II, 2598).

Im Gedanken fängt auf jeden Fall eine neue Welt an. Und selbst, wenn das Reiben der einen Gehirnfaser an der anderen ihn erzeugte, so ist er doch etwas Anderes, als die Gehirnfaser und als der Gehirnfaserstoff (T. I, 2557).

Zweifel an der Unsterblichkeit überhaupt.

Unsere Sprache deutet eher auf einen Mangel unseres Ichs, als auf einen Vorzug desselben hin, indem sie uns nur als ein Mittel der Erweiterung und Läuterung unserer Ideen (deren immerwährende Modifikationen ohne Grund und Haltung uns etwas weniger Vertrauen auf den Gehalt und namentlich auf die Dauerhaftigkeit, vulgo Unsterblichkeit, unseres Wesens einflößen sollten) durch Besprechung mit unseres Gleichen gegeben ist (T. I, 68).

Der Hauptbeweis gegen das Dasein Gottes ist, daß uns das absolute Gefühl unserer Unsterblichkeit fehlt. Wir könnten es haben, denn das Christentum ist diktatorisch und verbietet den Selbstmord; was die Theologie höchstens anführen könnte, wäre: „die Wirkung der Sehnsucht würde den Menschen aufreiben“ (T. I, 74).

Gespräch.

Ich. Mir fehlt das absolute Bewußtsein meiner Unsterblichkeit.

L.[1]) Es ist vielleicht nicht möglich ohne den vollständigen Begriff der Gottheit, und diesen kann er, da der Mensch so groß ist wie sein Begriff, nicht haben.

Ich. Ich leugne, daß beide Begriffe in so innigem Zusammenhange stehen. Ich habe z. B. den absoluten Begriff der Gottheit. Da nun aber das Bewußtsein der Unsterblichkeit diesem Begriff nur in Hinsicht der Ausdehnung etwas hinzufügt, so bleibt er derselbe, pp. Sogar das Christentum spricht an keiner Stelle aus, daß wir jenen Begriff nicht haben *könnten*, sondern nur auf indirekte Weise, daß wir ihn nicht *haben*, wenn Christus nämlich sagt: glaubet, so werdet ihr selig werden. (Diese Seligkeit, um in Christus den Philosophen zu retten, könnte vielleicht bloß Bezug auf die Erde haben.] (T. I, 75).

Ja, geschminkte Asche ist das Leben und stäubende Asche der Tod, und ein Wirbelwind hinter drein, der die Asche in jeglicher Gestalt durch's Leere treibt. Das Herz will springen und der Kopf bersten, wenn man solche Bilder fest hält. In die Asche weint vielleicht ein Gott glühende Tränen hinunter, die der Blick auf's Leere ihm auspreßt, und diese Tränen allein geben der Asche ein Gefühl, das sie für Leben hält. Oder, wir sind Tränen, die ein Gott in einen Abgrund hinunter weint! Wenn man einen Toten sieht, so ist es Einem oft, als wäre er die stille, ruhige, abgeschlossene Statue, die das Leben durch unausgesetzte Schläge ausgemeißelt. Hör' auf! (T. II, 2033).

Daraus, daß wir ein höheres Leben hoffen, daß wir ein Bedürfnis fühlen, das uns die Unsterblichkeit wünschenswert macht, folgt die Letztere gewiß nicht, denn dies Bedürfnis deutet ja auf nichts Fremdes, noch Unbekanntes und nie Besessnes, das sich instinktartig ankündigte, sondern nur darauf, daß wir dem Gegenwärtigen ewige Dauer und höchste Steigerung verleihen möchten (T. II, 2869).

Ja, wenn man so sieht, wie das sich durch einander verschlingt, das Leben und der Tod, wenn man bedenkt, daß auf der

[1]) Wohl Abkürzung für Leopold Alberti.

ganzen Erde vielleicht kein Stäubchen ist, das nicht schon gelacht und geweint, geblüht und geduftet hätte, so wird Einem trostlos zu Mute und alle Philosophie schlägt nicht dagegen an, denn leider, was hat der Geist, wenn er Nichts, als sich selbst hat? Er muß immer auf's Neue die Mesalliance eingehen, wenn er es einmal mußte, und bei der Unsterblichkeit kommt Nichts heraus, als das Wieder- und Wiederkäuen (T. II, 3012).

„An die Unsterblichkeit will ich glauben, wenn ich sehe, daß die Natur die Blätter, die im Herbst vom Baum abfallen, im Frühling wieder anleimt" (T. II, 3141).

Daß selbst die ältesten Leute, denen diese Welt Nichts mehr bietet, nicht Genüsse, nicht Hoffnung, nicht einmal Wünsche, sich von der anderen so wenig angezogen fühlen, beweist stark gegen deren magnetische Kraft! (T. III, 3916).

Jüngstes Gericht, denn unsinnig ist dieses Zurückkriechen der Geister in ihre Staubkittel auf jeden Fall schon deswegen, weil die Leiber sich am Ende aller Tage nach tausendfachen Metamorphosen ärger in einander genestelt haben müßten, wie die Beine der Schildbürger (T. III, 3428).

Zweifel an der persönlichen Fortdauer mit Bewußtsein.

Und wenn man denn auch die bewußte Unsterblichkeit aufgeben muß, ist es nicht gleichgültig, ob ich weiß, daß ich schon früher gelebt habe, wenn ich jetzt nur lebe? (T. I, 32).

Es ist doch immer in Bezug auf die persönliche Fort-Dauer ein bedenkliches Zeichen, daß sich nie ein abgeschiedener Geist dem überlebenden befreundeten angezeigt hat. Der Geist, der so lange in einem Körper wirkte, hat die Fähigkeit, mit der Körperwelt in Verbindung zu treten, und diese Fähigkeit kann er, wenn er derselbe bleibt, nicht verlieren (T. II, 2596).

Der Wahnsinn, die Möglichkeit des aufgehobenen Bewußtsein, ist vielleicht der schärfste Grund gegen die persönliche Fort-Dauer. Vielleicht tritt der Zustand, in den der Wahnsinnige vor der Zeit hinein gerät, für uns Alle nach dem Tode ein (T. II, 2681).

Bei persönlicher Fortdauer mit Bewußtsein ist eine Existenz in infinitum hinein kaum denkbar, denn Eins von Beidem: Lange-

weile oder Ekel müßte sich einstellen, selbst dann, wenn man eine beständige Steigerung des geistigen Vermögens, des Erkennens und Schaffens, wahrnähme, indem der Rückblick auf die vielen überwundenen Standpunkte dem Geist den errungenen letzten immer verleiden müßte, weil er ja wüßte, daß auch dort nur ein Ruhepunkt, und nichts weiter erreicht sei, und weil die Möglichkeit der Steigerung ja an sich die Möglichkeit eines dereinstigen Sich-Selbst-Genügens ausschließt. Ohne Bewußtsein dagegen läßt sich der Spaß forttreiben (T. II, 2920).

Der Gedanke eines unbewußten Fortlebens der Seele.

Vgl. T. II, 2920: Ohne Bewußtsein dagegen läßt sich der Spaß forttreiben.

Man sollte sich die Toten immer lebendig denken, denn daß sie leben, daß die ewige Kraft, die das caput mortuum hinter sich zurück ließ, augenblicklich wieder in die allgemeine Tätigkeit hinein gezogen wird, ist ja selbst auf dem atheistischen Standpunkt nicht zu bezweifeln; wird es doch das caput mortuum selbst. Und da die Organe dieselben bleiben müssen, so ist die Veränderung eigentlich keine, denn sie besteht allein darin, daß wir dasselbe auf andere Weise tun und erleiden, und höchstens noch darin, daß dies deutlicher oder undeutlicher in unser Bewußtsein fällt. Ganz gewöhnliche Gedanken, denen nur zu wünschen wäre, daß sie noch gewöhnlicher würden (T. II, 3024).

Wie die Erde den Leib, so verschluckt vielleicht eine Alles umfließende geistige Materie den Geist (T. III, 3383).

Glaube an die Unsterblichkeit, insbesondere an die persönliche Fortdauer der Seele.

Das Leben ist nur ein anderer Tod. Des Lebens Geburt, nicht Ende, ist der Tod (T. I, 476).

Wer könnte existieren, wenn er nicht mit Gedanken und Gefühl in eine andere höhere Welt hinein ragte. Und doch: wie viele Menschen existieren, bloß, weil sie dies nicht tun! (T. I, 1278).

Die Menschheit läßt sich keinen Irrtum nehmen, der ihr nützt. Sie würde an Unsterblichkeit glauben, und wenn sie das Gegenteil

wüßte. Es wäre möglich, daß unser ganzes höheres Leben Nichts, als ein warmes Gespinnst von nützlichen Täuschungen lieferte, aber es wäre auf jeden Fall etwas ganz Außerordentliches, und ein Wesen, das so weise, so göttlich träumte, möchte die Realisierung seiner Träume verdienen und — bewirken! (T. I, 1337).

Das Gemüt umfaßt die verborgenen Kräfte des Menschen und von den bewußten die dunkleren Richtungen; nur durch das Gemüt hängt er mit der höheren Welt, ohne die die gegenwärtige leer- und bedeutungslos sein würde, zusammen (T. I, 1523).

Es ist gar nicht möglich, daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind. Wäre das, so überwöge ja der Wahn reell alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Ideen nicht beweisen, wie wir uns selbst nicht beweisen können; jene Ideen sind eben wir selbst, und kein Wesen kann die Fähigkeit besitzen, seine eigene Möglichkeit zu deduzieren. Vom Geist zur Materie ist ein Schritt; von der Materie zum Geist aber ein Sprung. Wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären (T. I, 1702 d).

Man muß das Leben in seiner Nichtigkeit immer nur betrachten, wie man Essen und Trinken betrachtet, als eine lächerliche Notwendigkeit, die in dem Augenblick aufhört, wo wir anfangen, zu sein, was wir sein sollen (T. II, 1946).

Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist der fortbrennende Schmerz der Wunde, die entstand, als wir vom All los gerissen wurden, um als Polypen-Glieder ein Einzeldasein zu führen (T. III, 3736).

Den Ort, wo sich die geliebten Toten befinden, weiß ich nicht; den, wo sie sich nicht befinden, weiß ich: das Grab! (T. III, 4251).

Die Gründe, worauf der Glaube an Gott und Unsterblichkeit sich bis jetzt stützte, widerlegt er (Feuerbach) vollkommen, das ist wahr. Ob es aber, was wenigstens die Unsterblichkeit betrifft, nicht noch andere gibt? Ich denke Manches, was ich nicht aufschreiben mag. In den Lebens-Gesetzen gibt es etwas Mystisches; in den Denk-Gesetzen nicht auch? (T. III, 4453).

Der Wunsch, fortzuleben, ist einer der besten Beweise für die Kraft, fort zu leben. Wie könnte der Mensch den Wunsch ohne die Kraft fest halten? (T. III, 5166).

Wenn es mit Gott und Unsterblichkeit Nichts wäre, so wäre auch für den Materialisten der Instinkt des Menschen noch immer bewundrungswürdig, weil er erfand, was die Gesellschaft allein möglich machte, und mit ihr den Fortschritt (T. IV, 5583).

Der ganze Unterschied zwischen den Menschen hängt davon ab, ob sie den Zweck ihres Lebens über das Leben hinaus rücken dürfen, oder nicht (T. IV, 5750).

Unser Ahnen, Glauben, Vorempfinden p. p. haben wir bis jetzt nur als den Beweis für die Existenz einer uns in ihrer Realität noch unerfaßbaren außer uns vorhandenen Welt in Anwendung gebracht; mir sind sie mehr, sie sind mir zugleich die ersten Pulsschläge einer noch schlummernden, in uns vorhandenen Welt (T. I, 659).

Schon das ist ein Beweis der Unsterblichkeit (die auf Notwendigkeit gestützten Beweise trügen am Wenigsten), daß der Mensch, jedes Zustandes fähig und zur Erweckung und Erprobung bedürftig, doch sein ganzes Leben lang in einen einzelnen, den eben bestehenden historischen, eingesperrt ist, ja, daß er in demselben schon empfangen und geboren wird, daß derselbe daher von vorn herein, in sein Fleisch und Blut eindringt (T. I, 1321).

Vielleicht ist das erste Leben ein Probierstein für's zweite; was sich nicht goldhaltig genug zeigt, wird als Schlacke in die Grabhöhle geworfen und nur das Gediegene dauert fort (T. I. 622).

Die Hoffnung der Menschheit auf ewige Fortdauer gründet sich hauptsächlich auf die Bedeutung, den unerschöpflichen Gehalt einzelner großer Menschen. Umgekehrt gibt es aber auch Menschen, deren Anspruch auf Unsterblichkeit sich einzig und allein auf den Anspruch des ganzen Geschlechts gründet (T. I, 1108).

Wer sich nicht bemüht hat, dies erste Leben zu verstehen, der hoffe nur nicht, daß er es in Erkenntnis des zweiten weit bringen werde. Gott gibt den Menschen nur Füße, keine Krücken (T. I, 1212).

Die Kunst allein ist Bürge menschlicher Unsterblichkeit. Alle übrigen menschlichen Kräfte stehen mit den Geschicklichkeiten der Spinnen, Perlenmuscheln p.p. al pari, denn sie fangen nichts Neues, Selbständiges an, sie flicken das Vorhandene bloß aus (T. II, 1986).

Seelenwanderung und Präexistenz.

Und wenn man denn auch die bewußte Unsterblichkeit aufgeben muß, ist es nicht gleichgültig, ob ich weiß, daß ich schon früher gelebt habe, wenn ich jetzt nur lebe? (T. I, 32).

Die Seelenwanderung — ein Dieb könnte ehemals Herr der Sachen gewesen sein, die er jetzt stiehlt (T. I, 33).

Nach der Seelenwanderung ist es möglich, daß Plato jetzt wieder auf einer Schulbank Prügel bekommt, weil er den Plato nicht versteht (T. I, 1745).

Wenn es irgend einen Geschlechtsgedanken der Menschheit gibt (unmittelbar durch ein Individuum, und eine Geschlechts-Empfindung), so ist es der der Seelenwanderung (T. IV, S. XVII, Nr. 34).

Schließt der Begriff Unsterblichkeit den Begriff Ewigkeit ein? Ist jener ohne diesen denkbar? (T. I, 495).

Bei der Frage über die Unsterblichkeit der Seele hängt Alles davon ab, ob man behaupten darf, daß sie immer war, denn nur wenn sie immer war, wird sie immer sein, hat sie aber einen Anfang genommen, so muß sie auch ein Ende nehmen. Darf man Ja sagen? Entsteht sie nicht, entwickelt sie sich nicht, wie der Körper, wächst in ihr das Bewußtsein nicht eben so, wie im Leibe das Gefühl der Kraft? Findet sie in sich einen Faden, der bis über die Geburt hinaus geht, eine geistige Nabelschnur, die sie auf eine ihr selbst erkennbare Weise mit Gott und Natur verbindet? Und wie ihre Wurzeln nicht über die Geburt, so reichen ihre Fühlfäden nicht über den Tod hinaus und Geburt und Tod selbst entziehen sich ihr, wie Zustände, die ihr nicht mehr allein angehören. War sie aber desungeachtet immer, wie fällt dann das christliche Dogma, als ob ihre ganze geistige Existenz in Ewigkeit von dem kleinen Erden-Dasein abhängig sei, in Nichts zusammen (T. II, 2576).

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich erging'st?

(W. VI, S. 274.)

5. Religion und Glaube, Kunst und Religion, Christus und Christentum.

Religion.

Religion ist die höchste Eitelkeit (T. I, 79).

Religion ist erweiterte Freundschaft (T. I, 492).

Die Religion der meisten Leute ist Nichts, als ein „Sich schlafen legen" und es ist wirklich zu befürchten, Gott möge sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst zu Bett gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen und die Unbegreiflichkeiten der Natur und des Menschengeistes im Schlaf — d. h. im Glauben — vor sich vorüber gehen zu lassen (T. I, 688).

Man enthusiasmiert sich zweimal für eine Religion, (und gerade dann, wenn man ihr noch am wenigsten Dank schuldig ist) wenn sie entsteht und wenn sie untergeht (T. I, 740).

Es ist am Ende an der Religion das Beste, daß sie Ketzer hervorruft (T. I, 1167).

Es ist merkwürdig und unleugbar, daß die Verbesserung der Religions-Ideen mit dem Vorteil der Menschheit Hand in Hand ging (T. I, 1336).

Religion ist die Phantasie der Menschheit, das Vermögen, alle Widersprüche nicht aufzuheben, sondern zu verneinen (T. I, 1853).

Die Religion wächst, wie der Mensch wächst, wer immer unten bleibt, kann sie gar nicht haben (T. II, 2500).

Auch bei der Religion muß man auf den Ursprung zurück gehen. Dieser ist ewig, aber er tritt nur in vergänglicher Erscheinung hervor, und darin, daß diese sich zu lange behaupten will, liegt hier, wie überall, der tragische Fluch. Das Sterben wird immer mit zum Leben gerechnet (T. IV, 5499).

Glaube.

Glaube ist nicht dunkle, sondern vielmehr hellste, Wirksamkeit des Geistes, er umklammert mit Sicherheit das außer dem Kreis der Sinne liegende Verwandte (T. I, 122).

Aberglaube ist der einzig echte Glaube (T. I, 492).

Der Glaube ist weniger passiv, und weit mehr aktiv, als man denkt; er mag geistig die Kräfte der Wünschelrute, die anzeigt, und des Magneten, der anzieht, in sich vereinen (T. I, 515).

Unser Ahnen, Glauben, Vorempfinden p. p. haben wir bis jetzt nur als den Beweis für die Existenz einer uns in ihrer Realität noch unerfaßbaren außer uns vorhandenen Welt in Anwendung gebracht; mir sind sie mehr, sie sind mir zugleich die ersten Pulsschläge einer noch schlummernden, in uns vorhandenen Welt (T. I, 659).

Es ist übrigens von der höchsten Wichtigkeit, Alles, was im Lauf der Zeit allgemeiner Glaube, unumstößlich scheinende Satzung geworden ist, auf das persönliche, individuelle Bedürfnis zurück zu führen; nur dadurch gelangt man zu einiger Freiheit der Erkenntnis. Man macht auf diesem Wege die merkwürdigsten Entdeckungen, z. B. daß Gottes Mantel aus dem Schlafrock des Menschen und aus dem Gespenster-Anzug seines Gewissens gestückt ist (T. I, 1335).

Der Glaube ist der beste, bei welchem der Mensch am meisten gewinnt und Gott am meisten verliert (T. I, 1508 c.).

Unser Glaube, unsre Furcht und unsere Hoffnung ist das Band, wodurch wir mit den unsichtbaren Dingen zusammen hängen (T. II, 1867).

Aus Etwas kann etwas sehr Schlechtes werden, aber aus Nichts wird in alle Ewigkeit Nichts. Kraft des Herzens oder des Geistes, ja selbst des Körpers, sind die einzigen Realitäten im

Menschen. Alles Glauben, Schwärmen usw., ist, als etwas bloß Adoptiertes, reines Nichts (T. II, 2217).

Viele glauben Nichts, aber sie fürchten Alles (T. II, 2614).

Glaube! Da hast Du einen Beutel mit Gold! — Einen Beutel wohl, aber er ist leer! — Kleingläubiger, er ist voll! — Niemand giebt mir etwas dafür, wenn ich ihn ausschütte! — Butter und Brot kannst Du nicht dafür kaufen, aber ganz andere Dinge. — Was für Dinge? — Solche, die Bedürfnisse befriedigen, die Du noch gar nicht kennst! — Wann? — Einst! Du kommst einst in ein Land, wo — genug, glaube, denn wäre Dein Glaube nötig, wenn man Dir die Wunder begreiflich machen könnte, die Dir bevorstehen? (T. II, 3129).

Kunst und Religion.

Aufgabe aller Kunst ist Darstellung des Lebens, d. h. Veranschaulichung des Unendlichen an der singulären Erscheinung (T. I, 126).

Niemand verachte und verschmähe die Wissenschaft, und am wenigsten der Dichter, der Repräsentant der Weltseele, in dem sich zugleich Schöpfung und Schöpfungsakt abspiegeln sollen (T. I, 457).

Was mich dagegen von jeher gemartert hat, war und ist die innerste Überzeugung, daß nur die Kunst für mich zur Erfassung des Höchsten außer und in mir ein ausreichendes Medium sei (T. I, 575).

Die Poesie selbst ist ein Höchstes, unabhängig für sich Bestehendes, wie die Natur und die Gottheit, o sie ist vielleicht das Sublimat dieser beiden äußersten Kreise des Seins und des Lebens, ein Fortbilden der höchsten Form oder Kraft in den zur Aufgabe gestellten Stoffen, und darum nicht durch den Verstand in dem, was man Begriff zu nennen pflegt, zu silhouettieren; was der menschliche Geist erfassen kann, das beherrscht er auch und ordnet es sich unter, die Poesie aber beherrscht ihn und er bannt von ihr gerade so viel in die Ästhetik, als von Gott in's Dogma und von der Natur in die Physik (T. I, 641).

Alles Dichten ist Offenbarung, in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren

Reigen und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgend ein Tiefstes, was eine Existenz, oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht (T. I, 645).

Genie ist Bewußtsein der Welt (T. I, 648).

Alle Kunst verlangt irgend ein ewiges Element; darum läßt sich auf bloße Sinnlichkeit (von der sich keine unendliche Steigerung denken läßt) kein Kunstwerk basieren (T. I, 726).

Das ist auch das Zeichen des Genies; es steht immer in Bezug auf das Unendliche und erzeugt in jeglichem Werk ein Anagramm der Schöpfung (T. I, 747).

Der Dichter . . . darf in keinem Gebiet fremd sein, was zu Seele und Geist in irgend einem Bezug steht, denn nur, wenn er das Universum . . . in sich aufgenommen hat, kann er es in seinen Schöpfungen wieder geben. Das haben auch alle Hohepriester der Kunst gefühlt; Göthe war eine Enzyklopädie und Shakespeare ist eine Quelle der englischen Geschichte (T. I, 748).

Die Philosophie bemüht sich immer und ewig um das Absolute, und es ist doch eigentlich die Aufgabe der Poesie (T. I, 894).

Ein Wunder ist leichter zu wiederholen, als zu erklären. So setzt der Künstler den Schöpfungsakt im höchsten Sinne fort, ohne ihn begreifen zu können (T. I, 948).

Der Künstler sieht eigentlich immer nur die Bilder der Dinge, nicht die Dinge selbst. Darum ist es so unrecht nicht, wenn das Leben ihm gewöhnlich Schlimmeres bietet, wie Anderen: die unbewußte Reflexion, die im Stillen Alles, was sich begiebt, auf ein sich dadurch entschleierndes Unendliches bezieht, gleicht viel mehr aus, als man denkt (T. I, 1113).

Der Dichter, wenn er ganz von einer Idee erfüllt ist, sieht in der Welt nur die Reflexe dieser Idee (T. I, 1570).

Der Dichter, wie der Priester, trinkt das heilige Blut, und die ganze Welt fühlt die Gegenwart Gottes (T. I, 1586).

Die Seele des Künstlers ist das Asyl der Gottheit. Matt. (T. I, 1792).

Durch den Dichter allein zieht Gott einen Zins von der Schöpfung, denn nur dieser gibt sie ihm schöner zurück (T. II, 2024).

Immer klarer wird mir auch das: nur, was von Gott selbst ausging, ist Gegenstand der höchsten Kunst, Nichts, was Menschen den Ursprung verdankt (T. II, 2181).

Christus und Christentum.

Warum schrieb Christus nicht, wenn er die Evangelien wollte? (T. I, 73).

Man sollte so wenig von dem Engländer Shakespeare sprechen, als man von dem Juden Christus spricht (T. III, 3361).

Was Alles zugleich ist oder doch sein soll, kann nicht dargestellt werden, darum kein Christus (T. III, 3420).

Wann wird der geistige Mensch sich ganz in Christus hinein leben? Wenn der leibliche in den Apoll von Belvedere hinein wächst! (T. III, 3686).

Christus: Wie könnt ich Mensch geworden sein, wenn ich jetzt noch fühlte, Gott zu sein? (in der Versuchung) (T. III, 4031).

„Wo Zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!“ sagt Christus, aber nicht Christus allein (T. III, 4952).

Christus hatte Brüder und Schwestern, aber keins seiner Geschwister gesellte sich zu seinen Aposteln (T. IV, 5362).

Historische Erscheinungen, welche die Kritik auflöst, muß die Poesie wieder in's Leben rufen. Erst, wenn der mythische Christus der Wissenschaft in einen historisch-psychologischen des Dramas verwandelt sein wird, ist der religiöse Kreis geschlossen (T. IV, 5966).

Wenn das Christentum sich auch nur als das zweckmäßigste und unwiderstehlichste Organisations- und Zivilisations-Inst tut vor der Vernunft legitimierte, wäre es damit nicht genug legitimiert? (T. IV, 5427).

Auf der Welt-Bühne machen nur Kraft und List sich geltend; das Ethische tritt nur in den größten Umgestaltungs-Epochen her-

vor und wird gleich nach dem Sieg entstellt, wie z. B. das Christentum (T. IV, 5448).

Die Gegner des christlichen Prinzips, die es aus Gründen der Schönheit sind, wie H. Heine, sollten sich doch fragen, ob denn die Welt der Resignation, der freudigen Entsagung, nicht ihre eigentümliche Schönheit habe und ob sie diese auslöschen möchten (T. IV, 6003).

III. Die Religion in Hebbels Dramen.[1])

Judith.

(Judentum und Heidentum.)

Den Stoff zu seiner Tragödie „Judith“ hat Hebbel dem apokryphen Buche „Judith“ entnommen. Danach ist der Feldherr des assyrischen Königs Nebucad Necar, Holofernes, siegreich bis zur jüdischen Bergfestung Bethulien vorgedrungen und belagert sie hart. Schon ist die Not in der Stadt aufs Höchste gestiegen, da geht Judith, die schöne Witwe des Manasses, hinaus ins Lager des Holofernes und schlägt ihm, als er nach einem Gelage trunken daliegt, das Haupt ab, worauf sein Heer von den eindringenden Hebräern überwältigt wird.

Diesen ziemlich unbedeutenden epischen Stoff hat Hebbel zu einem Drama umgestaltet, dessen religionsgeschichtlicher Hintergrund der Kampf zwischen Judentum und Heidentum ist. „Judith und Holofernes sind, obgleich, wenn ich meine Aufgabe löste, wahre Individualitäten, dennoch zugleich die Repräsentanten ihrer Völker. Judith ist der schwindelnde Gipfelpunkt des Judentums, jenes Volks, welches mit der Gottheit selbst in persönlicher Beziehung zu stehen glaubte; Holofernes ist das sich überstürzende Heidentum, er faßt in seiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geschichte, die Idee der aus dem Schoß der Menschheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt seinen Gedanken eine demiurgische Macht bei, er glaubt, zu sein, was er denkt. Judentum und Heidentum aber sind wiederum nur Repräsentanten der von Anbeginn in einem unlösbaren Dualismus gespaltenen Menschheit; und so hat der Kampf, in dem die Elemente meiner Tragödie sich gegenseitig an

[1]) Dieser Abschnitt will keine ausführliche Analyse sämtlicher Dramen Hebbels sein, sondern nur ein kurzer Wegweiser durch die religiöse Gedankenwelt der Hauptdramen Hebbels. Dramen, wie „Gyges und sein Ring“, in dem die Idee der Sitte, oder „Agnes Bernauer“, in der die Idee des Staates im Vordergrund steht, werden daher hier nicht besprochen. Entsprechend dem Zweck des ganzen Buches soll auch hier Hebbel selbst vor allem zu Wort kommen.

einander zerreiben, die höchste symbolische Bedeutung, obwohl er von der Leidenschaft entzündet und durch die Wallungen des Bluts und die Verirrungen der Sinne zu Ende gebracht wird" (Brief an Mad. Stich vom 3. April 1840).

Beachten wir nun, wie sich unter der Hand des Dichters die biblischen Gestalten verändert haben! Die Judith der Bibel konnte Hebbel nicht brauchen. „Dort ist Judith eine Wittwe, die den Holofernes durch List und Schlauheit in's Netz lockt; sie freut sich, als sie seinen Kopf im Sack hat und singt und jubelt vor und mit ganz Israel drei Monde lang. Das ist gemein; eine solche Natur ist ihres Erfolgs gar nicht würdig, Taten der Art dürfen der Begeisterung, die sich später durch sich selbst gestraft fühlt, gelingen, aber nicht der Verschlagenheit, die in ihrem Glück ihr Verdienst sieht. Meine Judith wird durch ihre Tat paralysirt: sie erstarrt vor der Möglichkeit, einen Sohn des Holofernes zu gebären; es wird ihr klar, daß sie über die Grenzen hinaus gegangen ist, daß sie mindestens das Rechte aus unrechten Gründen getan hat. Aber nun der Entschluß zur Tat! Nur aus einer jungfräulichen Seele kann ein Mut hervor gehen, der sich dem Ungeheuersten gewachsen fühlt; dies liegt in der Überzeugung des menschlichen Gemüts, in dem übereinstimmenden Glauben der Völker, in den Zeugnissen der Geschichte. Die Wittwe muß daher gestrichen werden. Aber — eine jungfräuliche Seele kann Alles opfern, nur nicht sich selbst, denn mit ihrer Reinheit fällt das Fundament ihrer Kraft, sie kann die Zinsen ihrer Unschuld nicht mehr haben, sobald sie ihre Unschuld selbst verlor. Ich habe jetzt die Judith zwischen Weib und Jungfrau in die Mitte gestellt und ihre Tat so allerdings motiviert" (Tagebuch vom 3. Januar 1840).

Auf wunderbare Weise hat Gott sich Judith zu seinem Werkzeug ausersehen, das sein Volk von den Assyrern befreien soll. Sechs Monate war sie bereits das Weib des Manasses, aber ein Zauber, ihm und ihr unverständlich, hielt den Manasses ab, sie zu berühren. Deshalb kommt sie sich wie eine Verworfene vor: „Unselig sind die Unfruchtbaren, doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib." Sie schaudert vor den Männern zurück und flüchtet sich, da sie sich vor ihren Gedanken nicht zu retten weiß, zu ihrem Gott. Aber ihr Gebet ist „ein

Untertauchen in Gott, es ist nur eine andere Art von Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Wasser". Auch ihre Schönheit erscheint ihr nur wie „die der Tollkirsche, ihr Genuß bringt Wahnsinn und Tod".

Da meldet Ephraim, der Judith liebt, die Ankunft des Holofernes vor der Stadt. Ihre Aufforderung an ihn: Geh hin und töte den Holofernes! weist er feig zurück. So muß Judith, die in echt weiblicher Bescheidenheit dem Manne das Vorrecht lassen wollte, an dessen Stelle treten: „Ist Deine Feigheit die Deines ganzen Geschlechts, sehen alle Männer in der Gefahr Nichts als die Warnung, sie zu vermeiden — dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große Tat, dann — ha, ich hab' sie von Dir gefordert, ich muß beweisen, daß sie möglich ist!"

Aber noch weiß sie nicht, wie sie das schwere Werk vollbringen soll. Drei Tage und Nächte sitzt sie da in Sack und Asche, in inniges Gebet zu ihrem Gott versunken. Da endlich blitzt in ihr die Gewißheit auf, daß der Gedanke, der ihr immer wieder gekommen war, den sie aber immer wieder zurückgewiesen hatte, von Gott kommt: „Er kam von Dir! Der Weg zu meiner Tat geht durch die Sünde! Dank, Dank Dir, Herr! Du machst meine Augen hell. Vor Dir wird das Unreine rein; wenn Du zwischen mich und meine Tat eine Sünde stellst; wer bin ich, daß ich mit Dir darüber hadern, daß ich mich Dir entziehen sollte! Ist nicht meine Tat so viel wert als sie mich kostet? Darf ich meine Ehre, meinen unbefleckten Leib mehr lieben, wie Dich? O, es löst sich in mir, wie ein Knoten. Du machtest mich schön; jetzt weiß ich, wozu. Du versagtest mir ein Kind; jetzt fühl' ich, warum, und freu' mich, daß ich mein eigen Selbst nicht doppelt zu lieben hab'. Was ich sonst für Fluch hielt, erscheint mir nun wie Segen!"

Alles Zweifeln und Schwanken hat damit ein Ende. Sie läßt sich von Mirza schmücken und bricht auf. Zuvor wird sie noch Zeugin der furchtbaren Not des Volks, aber auch seiner großen Verzagtheit und Wankelmütigkeit. Alles zusammen zeigt ihr die unbedingte Notwendigkeit ihres Tuns, und so begibt sie sich mit Mirza in das Lager des Holofernes. Da sie ihn nicht zum Mitleid gegen ihr Volk bestimmen kann, redet sie ihm vor, daß sie gekommen sei, um ihm den Auftrag ihres Gottes auszurichten,

das Volk Israel um seiner Sünden willen zu vernichten. Holofernes läßt sich von ihr täuschen und gewährt ihr auf ihre Bitte noch eine Frist von fünf Tagen. Nach Ablauf derselben erscheint Judith wieder vor Holofernes, und nun erhebt sich in ihrer Brust ein schwerer Konflikt. Einerseits fühlt sie sich von der überragenden Heldengestalt des Holofernes mächtig angezogen, ja sie merkt mit Entsetzen, wie eine steigende Bewunderung und Liebe zu ihm in ihrem Herzen aufsteigt. Andererseits wird sie sich wiederum ihrer göttlichen Mission bewußt, die ihr befiehlt, den Feind ihres Volks und ihres Gottes zu vernichten. Holofernes merkt wohl den furchtbaren Zwiespalt in ihrer Seele und sucht sich zwischen sie und ihren Gott zu drängen, aber seine Aufforderung: Stürz' hin und bete mich an! bringt sie wiederum zur Besinnung. Sie wirft ihm das Pochen auf seine Kraft vor, die sein Feind geworden sei, ja sie verkündet ihm offen ins Gesicht, daß sie gekommen sei, ihn zu ermorden. Doch Holofernes hält das für eitel Prahlerei und schleppt sie mit Gewalt auf sein Lager. Geschändet an Leib und Seele greift Judith zum Schwerte und schlägt dem Holofernes das Haupt ab. Kaum aber hat sie den Mord vollbracht, da kommt ihr zum Bewußtsein, daß nicht der Gedanke an das Elend ihres Volks und an ihre göttliche Mission sie zum Mord getrieben hat, sondern Nichts als der Gedanke an sich selbst: „O, hier ist ein Wirbel! Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig, als jetzt mir!“ So kehrt sie, die, ganz erfüllt von dem Gedanken an ihren Gott, hinausgezogen war, um den Feind ihres Volkes zu töten, als gebrochenes Weib zurück und bittet das Volk um ihren Tod, wenn ihr Schoß fruchtbar sein sollte.

Erscheint Judith als die Blüte des Judentums, so ist Holofernes der Typus eines orientalischen Despoten und der Vertreter des assyrischen Heidentums. Sein Wesen ist reine Naturkraft ohne jedes sittliche Element. Im Holofernes reizte Hebbel „die Darstellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die, weil die Zivilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur zusammenhingen, noch nicht durchschnitten hatte, sich mit dem All fast noch als Eins fühlten, und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevel-

hafteste Ausschweifung des Monotheismus stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizierten und Alles, was sie ahnten, zu sein glaubten“ (Vorwort).

Voll Verachtung schaut er auf alle anderen Menschen herab. Die Weiber liebt er, „aber nicht anders, wie Essen und Trinken“; seine Mutter möchte er nicht sehen, da sie ihn nur an seine kindliche Hilflosigkeit oder an sein dereinstiges Alter erinnern würde. Ebenso pietätlos und frivol ist aber auch seine Stellung zu den Göttern. Den Baal, dem er eben noch hat opfern lassen, läßt er zertrümmern, als Nebucad Necar sich zum alleinigen Gott proklamiert. Und wenn ihm der Gott Israels einen Gefallen tut und ihm Bethulien ohne Schwertstreich in die Hand gibt, dann soll er auch sein Gott sein. „Bei allen, die schon meine Götter sind, beim Bel zu Babel und beim großen Baal ich werd's halten!“ Tut ihm aber Jehovah nicht den Willen, dann wird er ihn auspeitschen lassen! In Wahrheit aber kennt Holofernes nur sich selbst, und sein höchstes Ziel ist, sich selbst zum Gott zu machen. „Wohl fühlt' ich's längst: die Menschheit hat nur den Einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären; und der Gott, den sie gebiert, wie will er zeigen, daß er's ist, als dadurch, daß er sich ihr zum ewigen Kampf gegenüber stellt, daß er all' die törichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor sich selbst, des Zurückschwindelns vor seiner ungeheuren Aufgabe unterdrückt, daß er sie zu Staub zermalmt, und ihr noch in der Todesstunde den Jubelruf abzwingt?“ Nebucad Necar freilich macht sich die Sache leichter. Er läßt sich durch einen Ausrufer zum Gott stempeln, und Holofernes soll der Welt den Beweis liefern, daß er's sei! Aber es wird vielleicht noch eine Zeit kommen, da Holofernes mit dessen Eingeweiden die Tiger Assyriens füttern wird. „Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maß der Menschheit bin, und eine Ewigkeit hindurch stehe ich vor ihrem schwindelndem Auge als unerreichbare, Schrecken umgürtete Gottheit! . . . Dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin Euer Gott, nnd schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim.“

Neben Holofernes bedeuten die Assyrer nichts. Sie wirken nur durch ihre Masse, aber kein Einzelner hebt sich daraus als besonders unterschiedene Persönlichkeit hervor. Ganz anders die

Hebräer. In den berühmten Volksszenen des 3. und 5. Akts hat Hebbel eine glänzende Schilderung des jüdischen Volks gegeben, die seinen Beifall auch noch fand, als er längst das Werk als Ganzes verwarf. Die große Masse des Volks erscheint zwar auch wankelmütig und schwach, aber Einzelne machen doch eine rühmliche Ausnahme. Auf der einen Seite stehen Assad, Samaja und Josua. Sie meinen es recht wohl mit dem Volk, aber sie haben kein Verständnis für die Forderungen der Religion. Als Propheten der Natur und in ihrem Namen lehnen sie sich auf gegen das, was gegen die Natur und darum nach ihrer Ansicht auch gegen Gott ist. Sie verzweifeln an der Gegenwart und glauben nicht, daß Gott in ihr Wunder tun wird, wie einst bei den Vätern, die besser waren, als die jetzige Generation. Ja, Einer von ihnen, Josua, macht gerade die Ältesten und Priester für alle Not verantwortlich und fordert das Volk auf, sie dem Holofernes auszuliefern.

Dieser Gruppe steht eine Reihe von Persönlichkeiten gegenüber, die die Rechte des Gottes Israels vertreten. So fordert der uralte Greis, Samuel, die heimlichen Missetäter auf, hervorzutreten und ihre Sünden zu bekennen, damit nicht der Unschuldige vertilgt werde mit dem Schuldigen. Doch die Rache des Herrn, die auch ihn wegen seiner Sünde schon längst hätte treffen müssen, verzieht: „Sind dies die letzten Zeiten, daß der Herr die Sünden aufgeschossen stehen läßt und die Sicheln zerbricht?“ In Daniel, dem stummen und blinden Bruder Assads, ersteht dem Volk ein Prophet, der es zur Heiligung auffordert und ihm den Sieg seines Gottes über die Heiden weissagt. Als Assad sich in gotteslästerlichen Reden gegen den Ältesten ergeht und die Öffnung der Tore verlangt, da bricht Daniel mit einem Male in die Worte aus: „Steiniget ihn!“, und Assad selbst ruft: „Der Geist des Herrn spricht aus des Stummen Mund! Steinigt mich!“ Samaja aber, der die Forderung Assads wiederholt und den Daniel zum Selbstmord treiben will, wird von diesem erwürgt. Damit ist bewiesen, daß Daniel in Wahrheit ein Prophet des Herrn ist. „Der Herr hat den Stummen reden lassen; er hat ein Wunder getan, damit Ihr an die Wunder, die er noch tun will, glauben könnt! Samaja ist zu Schanden geworden mit seiner Prophezeiung!

An Daniel hat er gefrevelt, durch Daniels Hand hat er seinen Lohn empfangen.“ Neben dem Propheten Daniel steht als Vertreter des Hohenpriesters der ehrwürdige Älteste. Er erinnert das Volk an Moses, den Diener des Herrn, der nicht mit dem Schwert, sondern mit Gebet den Amalek schlug. Er fordert es auf, Mut zu fassen und daran zu denken, daß das Heiligtum des Herrn in Gefahr ist. Er weist sie endlich darauf hin, daß der Herr ihnen ihren Tod und ihre Marter vergüten kann in ihren Kindern und Kindeskindern. Ja, als Josua die Auslieferung der Priester und Ältesten an Holofernes verlangt, erklärt er sich bereit, sich zu opfern und für alle genugzutun.

So erhalten wir eine farbenprächtige Schilderung des damaligen Judentums und der in ihm einander widerstreitenden Kräfte, während das Heidentum in der einen Kolossalgestalt des Holofernes seine Verkörperung gefunden hat. Jedoch Hebbel begnügt sich nicht damit, interessante Persönlichkeiten zu schildern und historisch getreue Bilder von der Vergangenheit zu geben. Seine Eigentümlichkeit ist es vielmehr, „die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anzuknüpfen“. So hat der Kampf zwischen Judentum und Heidentum für ihn die höchste symbolische Bedeutung und „die Erscheinung des Propheten ist gewissermaßen der Gradmesser des Ganzen; sie deutet auf die Stufe der damaligen Weltentwicklung, sie zeigt, daß das geschaffene Leben noch nicht so weit entfesselt war, um der unmittelbaren Eingriffe der höchsten, göttlichen Macht enthoben zu sein und sie entbehren zu können“ (Brief vom 3. April 1840). Am klarsten hat Hebbel dieser seiner metaphysischen Grundüberzeugung Ausdruck gegeben in einem Brief vom 23. April 1840, der zugleich eine Zusammenfassung der Grundgedanken seines Dramas enthält: „Meine ganze Tragödie ist darauf basirt, daß in außerordentlichen Weltlagen die Gottheit unmittelbar in den Gang der Ereignisse eingreift und ungeheuere Taten durch Menschen, die sie aus eigenem Antrieb nicht ausführen würden, vollbringen läßt. Eine solche Weltlage war da, als der gewaltige Holofernes das Volk der Verheißung, von dem die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts ausgehen sollte, zu erdrücken drohte. Das Äußerste trat ein, da kam der Geist über Judith und legte ihr einen Gedanken in die Seele, den

sie (darum die Szene mit Ephraim) erst fest zu halten wagt, als sie sieht, daß kein Mann ihn adoptirt, den nun aber auch nicht mehr das bloße Gottesvertrauen, sondern nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur, die niemals ganz rein oder ganz unrein ist, zugleich mit die Eitelkeit ausbrütet. Sie kommt zum Holofernes, sie lernt den „ersten und letzten Mann der Erde" kennen, sie fühlt, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, daß er der Einzige ist, den sie lieben könnte, sie schaudert, indem er sich in seiner ganzen Größe vor ihr aufrichtet, sie will seine Achtung ertrotzen und gibt ihr ganzes Geheimnis preis, sie erlangt Nichts dadurch, als daß er, der vorher schon mit ihr spielte, sie nun wirklich erniedrigt, daß er sie höhnend in jedem ihrer Motive misdeutet, daß er sie endlich zu seiner Beute macht und ruhig einschläft. Jetzt führt sie die Tat aus, sie führt sie aus auf Gottes Geheiß, aber sie ist sich in dem ungeheuren Moment, der ihr ganzes Ich verwirrt, nur ihrer persönlichen Gründe bewußt; wie der Prophet durch den Samaja, so wird sie durch ihre Magd, durch die einfach-menschlichen Betrachtungen, die diese anstellt, von ihrer Höhe herab gestürzt; sie zittert, da sie daran erinnert wird, daß sie Mutter werden kann. Es kommt ihr aber auch schon in Bethulien der rechte Gedanke: wenn die Tat von Gott ausging, so wird er sie vor der Folge schützen und sie nicht gebären lassen; gebiert sie, so muß sie, damit ihr Sohn sich nicht zum Muttermord versucht fühle, sterben, und zwar muß sie durch ihr Volk den Tod finden, da sie sich für ihr Volk als Opfer dahin gab. Das Schwanken und Zweifeln, worin sie nach ihrer Tat versinkt, konnte sie allein zur tragischen Heldin machen, auch können und dürfen solche Zweifel gar nicht ausbleiben, da der Mensch selbst in den Armen eines Gottes nicht aufhört, Mensch zu sein, und da er, sobald der Gott ihn los läßt, augenblicklich in die rein menschlichen Verhältnisse zurück tritt und nun vor dem Unbegreiflichen, was von ihm ausgegangen ist, erbebt, ja erstarrt. — — — —"

Moloch.

(Die Entstehung der Religion und Kultur.)

Die Idee eines Trauerspiels, dessen Sujet der Stifter einer Religion sein sollte, beschäftigte Hebbel schon in München. (Tgb. I,

Nr. 586). Anregung hierzu gab ihm jedenfalls Grabbes „Hannibal“ und der zweite Teil von Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“, von dem er eine packende Inhaltsangabe in E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüdern“ gelesen hatte. Feste Gestalt gewann der Plan jedoch erst bei der Ausarbeitung der „Judith“. Der „Moloch“ sollte sein Hauptwerk werden. „Ich will ihn in der Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung halten und mich nicht zu tief in's Individuelle versenken, damit der Schicksalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva zu sehr mit Gemüts-Darstellungen umsponnen ist, durchgehends erkennbar bleibe“ (Tgb. vom 10. Februar 1842). Allein der „Moloch“ trat immer wieder vor anderen Plänen zurück. Erst in Neapel, im Juli 1845, entstand die erste Hälfte des ersten Aktes, der am 12. Juni 1849 in Wien beendet wurde. Am 25. Oktober 1850 schloß Hebbel den zweiten Akt ab, und seit dieser Zeit blieb der „Moloch“ ein Torso.

Die Fabel des Stücks, wie wir sie aus den zwei abgeschlossenen Akten und den Fragmenten zu den drei letzten Akten sowie aus Gesprächen Hebbels mit Emil Kuh rekonstruieren können, ist kurz folgende: Hieram, ein uralter Greis und Bruder Hannibals, bringt aus den Trümmern Karthagos den „Moloch“, einen mächtigen Eisenklumpen, an dessen Göttlichkeit er selbst schon längst nicht mehr glaubt, zu den Germanen nach Thule. Von glühender Rachsucht gegen Rom erfüllt, will er die Deutschen mit Hilfe des Molochdienstes zu einem einigen Volk zusammenschließen und sie aller Segnungen der Kultur teilhaftig werden lassen, um sich ihrer dann desto sicherer als furchtbarer Waffe gegen Rom zu bedienen. Es gelingt ihm auch bald, den jungen Königssohn Teut für seine Zwecke zu gewinnen, während der alte Teut sich grollend in eine Höhle zurückzieht. Im Namen Molochs beginnt nun das große Kulturwerk. Die Wälder werden gelichtet, die Äcker bebaut, das Meer wird eingedämmt. Der ganze dritte Akt des Dramas sollte „dieses Hereinbrechen der Kultur, diese allmähliche Auflösung der dichten Nacht in Morgenrot“ schildern. Schon triumphiert Hieram, daß er den Götzen Moloch zum Knecht und willenlosen Werkzeug seines Rachedurstes erniedrigt hat, ja durch „das Buch“ will er seine Herrschaft für die fernste Zukunft aufrichten. Da tritt eine

verhängnisvolle Wendung für ihn ein. Hieram hatte das Betreten des heiligen Haines, in dem der Moloch stand, verboten: Jeder, der sich doch hinein wage, werde tot zu Boden sinken. Auch hatte er verkündet, daß er nie des Schlafes bedürfe, da er immer des Nachts mit dem Gotte Zwiesprache halte. Zufällig gelangt nun Theoda, die Geliebte des jungen Teut, bei Nacht in den Hain und findet den Greis schlafend. Sie erzählt das Ungeheure dem jungen Teut, der sich ebenfalls in den Hain begibt und dieselben Erfahrungen macht. Trotzdem erzählt Hieram am folgenden Morgen von den in der Nacht an ihn ergangenen neuen Offenbarungen des Gottes und steht so plötzlich als Lügner vor Teut da. Dieser wird an Moloch irre und beschließt, den alten König wieder in seine Rechte einzusetzen. Hieram, der sich verloren sieht, will den Moloch zerschmettern und sich an seine Stelle setzen. Aber der Glaube an Moloch ist bereits so tief im Volke eingewurzelt, daß es Hierams Versuch als größte Freveltat gegen seinen Gott empfindet und sich empört gegen Hieram wendet. Da erkennt Hieram, daß er ein frevelhaftes Spiel mit dem Gotte getrieben, er kehrt zum Glauben an Moloch zurück, ermahnt Teut zum Gehorsam gegen ihn und stürzt sich selbst zur Strafe für seinen Abfall vom Felsen herab ins Meer. Der junge Teut aber holt seinen Vater aus der Höhle und unterwirft sich dessen Richterspruch. Als aber der Alte aus der Höhle tritt, kehrt gerade ein Zug von einer großen Expedition zurück. So wird der König mit einemmal Zeuge der Herrlichkeit des neuen Lebens. Überwältigt bekennt er: „Das hätten wir ohne einen Gott nie erreicht, das habe ich nicht für möglich gehalten!“ und betet Moloch an, „so daß an ihm auf naturgemäße Weise vor sich geht, was in dem Sohn phantastisch“. Der junge Teut aber hebt die Kinderopfer auf. Zuletzt erschallt der Ruf „Jetzt nach Rom!“

In einem Brief an Gustav Kühne vom 28. Januar 1847 spricht sich Hebbel über den Zweck seines Dramas folgendermaßen aus: „Ich will darin den Entstehungsprozeß der bis auf unsere Tage fortdauernden, wenn auch durch die Jahrhunderte beträchtlich modifizierten religiösen und politischen Verhältnisse veranschaulichen, und mein Held ist der auf dem Titel genannte. Rom und Karthago bilden nur den Hintergrund, wie zwei sich kreuzende

Schwerter, und auch die deutschen Urzustände sollen nur die zu einer Darstellung, die sich nicht in's Verblasene verlaufen will, nötigen Farbenkörner hergeben." Die Entstehung der Religion und im engsten Zusammenhang damit der Kultur ist also das gewaltige Thema des „Moloch". Vor der Ankunft Hierams verehrt das Volk noch keinen Gott. Doch die Schauer der Einsamkeit und die Angst, wenn die Blitze zucken und der Donner rollt, erfüllen seine Brust mit der ungewissen Ahnung einer Macht, der die seine weichen muß. Dunkle Sagen, deren Ursprung Keiner kennt, gehen bereits unter ihm um und prophezeien, daß bei den Schrecken des Gewitters einst ein Gott herniedersteigen wird und der Welt das, was ihr noch fehlt, bringen oder sie vertilgen wird (Moloch I, 186—200). Diese erste Phase der Religion oder der religiöse „Urgrund", wie sie Hebbel auch nennt, ist in Teut dem Jungen personifiziert. Er hat den Gott bereits im Schlafe gesehen und seine Stimme im Tosen des Meeres und im Gewittersturm vernommen, auch im Feuerfunken seine Offenbarung erkannt. Mit dem Erscheinen Molochs sieht er mit einem Schlage seine geheimsten Hoffnungen erfüllt: der Gott, den er herbeigesehnt, ist erschienen, und anbetend sinkt er vor ihm nieder! Ganz anders der alte Teut! In ihm hat der Dichter die ursprüngliche, trotzige Naturkraft gezeichnet, die noch nichts von einem Wesen über sich wissen will, im Gegenteil die Sehnsucht nach einem solchen als verwerfliche Schwäche verachtet.

Auf die erste Phase der Religion folgt aber nun mit dem Erscheinen Molochs und Hierams die zweite, die Entstehung der positiven Religion mit einem bestimmten Kult und einer diesen Kult ausübenden Priesterschaft. Diese positive Religion ist aber sogleich von segensvollen und unheilvollen Folgen begleitet. Auf der einen Seite ist sie Quelle aller Segnungen der Kultur, auf der anderen aber zerreißt sie die heiligsten Bande zwischen Vater und Sohn, König und Volk, Geliebtem und Geliebter, sie verlangt die Opferung des eigenen Kindes, ja des eigenen Lebens im Dienste des Gottes und seiner Priesterschaft!

Aber auf die Dauer kann diese Verquickung von Religion und priesterlichen Machtgelüsten nicht bestehen. Dieser unnatürliche Bund wird vielmehr gelöst, und es folgt ein drittes Stadium,

„wo die Religion in die Seele des Volkes rückversetzt erscheint, dorthin, wo ihr mütterlicher Herd ist, jetzt nicht mehr als Konglomerat ungewisser Bilder und Ahnungen, sondern als lebendiger Organismus mit allgültigen Symbolen und festgelegtem Kult" (Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, S. 6).

So wird der „Moloch" zu einer wundervollen Veranschaulichung der Idee, „daß die Pietät, den höchsten Mächten gegenüber, die Wurzel der Welt ist". Hierams Plan gelingt, „soweit er sittlich war; das Volk unterwirft sich dem Gott, und die Früchte dieses großen religiösen Aktes bleiben nicht aus, die Fundamente zu den ersten Institutionen der Zivilisation werden gelegt, Staat und Kirche treten in ihren Anfängen hervor. Aber in demselben Moment, wo Hieram die Grenze des Sittlichen überschreitet, wo er den Licht und Segen spendenden Gott zum Werkzeug seines Egoismus machen möchte, in demselben Moment wird er durch den Gott, durch den Glauben des Volks an diesen, den er wohl gesät hat, den er aber nicht wieder zerstören kann, vernichtet. Er stirbt mit der Überzeugung, daß das Göttliche selbst in der rohsten Repräsentation noch mächtiger ist, wie der gewaltigste Mensch, und daß dieser sich beugen muß; sein Werk aber überlebt ihn, so weit es ihn zu überleben verdient, und man sieht zum Schluß in eine Welt hinein, die sich mit jedem Tag mehr erhellt und verklärt" (Brief vom 9. August 1852).

Christus.

(Das Wesen des Christentums.)

Schon 1844 erwähnt Hebbel in einem Brief aus Paris neben dem „Moloch" einen „Christus", die beide „die Komödie der Vergangenheit" bilden sollten. Aber schon im folgenden Jahre kommen ihm Zweifel an der Ausführbarkeit seines Planes: „Was Alles zugleich ist oder doch sein soll, kann nicht dargestellt werden, darum kein Christus (Tgb. III, Nr. 3420). Trotzdem trägt er sich „ein Viertel-Jahrhundert mit diesem größten aller dramatischen Vorwürfe" (Briefe VII, S. 314). Im Jahre 1854 schreibt er an Uechtritz: „Von meinem Standpunkte aus muß ich selbst Jesus Christus für das Drama reklamieren, und er würde doch nur in so weit Gegenstand desselben sein können, als er einen ähnlichen

Prozeß natürlich ganz anderen Mächten gegenüber durch machte, wie die Judith" (Briefe V, S. 195) und acht Jahre später, als er als Gast des Großherzogs von Sachsen-Weimar in Wilhelmstal weilte, ging ihm besonders der „Christus" im Kopf herum, den er „recht menschlich" fassen will, „ohne den Gegenstand dadurch zu vernichten" (Briefe VII, S. 232). Nach Abschluß der „Nibelungen" fing er lebhaft von seinem „Christus" zu träumen an und rekapitulierte zu diesem Zweck seine theologischen Studien, als ob er noch einmal examiniert werden sollte (Briefe VII, S. 266). Aus den „Erinnerungen an Friedrich Hebbel" von Eduard Kulke wissen wir, daß „ihm die Evangelien allein nicht genügten, denn es müsse auch die andere Partei zu Worte kommen, wenn ein Drama objektiv sein soll" (a. a. O. S. 70). Daher bemühte er sich, auch die Anschauungen des Talmud über Jesus kennen zu lernen und „er bedauerte mehr als einmal, daß ihm die hebräische Sprache fremd und die Schätze des Judentums — ein Buch mit sieben Siegeln — verschlossen seien" (ebda S. 69). Ja, noch kurz vor seinem Tode forderte er seinen Freund Ludwig August Frankl auf, ihm das Leben Jesu von Salvator und die Geschichte der Juden von Grätz zu bringen: „Ich will das, was Juden über Christus denken, in Bezug auf meine Christus-Tragödie in mir aufnehmen" (L. A. Frankl, Zur Biographie Friedrich Hebbels S. 61). Aber der „Demetrius" trat zuletzt an die Stelle des „Christus", und so blieb dieser wie der „Moloch" ein Torso.

Nach einem Wort Hebbels an seinen Freund Glaser wollte er in seinem „Christus" das religiöse Motiv des „Moloch" wieder aufnehmen und weiter führen. Das Verhältnis Hierams zu dem jungen Teut als das des Betrügers zum Betrogenen wiederholt sich hier in der Stellung Johannes des Täufers zu Jesu. Jesus ist zunächst ganz abhängig von Johannes, der ihm gegenüber die Rolle des frommen Betrügers spielt, z. B. alle ersten Wunder veranstaltet, und Christi größtes Opfer, das er dem Volk bringen muß, ist, daß er sich zum frommen Betrug entschließt, wie Moses. Jesu Absicht ist, ein irdisches Reich aufzurichten. Erst allmählich wird er sich seiner Göttlichkeit bewußt. „Überhaupt, auch in ihm muß Alles wachsen", auch er muß, wie alle dramatischen Helden Hebbels, eine innere „Entwicklung" durchmachen. So ist Christus

z. B. im Besitz von magnetisch-elektrischen Kräften, „die er selbst nicht kennt, die ihm im entscheidenden Augenblick bekannt werden und ihn mit Ehrfurcht vor sich selbst erfüllen". So scheidet sich allmählich „Christi Denken von dem Denken des Johannes so schneidend ab, daß dieser nach einem heftigen Streit plötzlich vor ihm niederfällt und ausruft: Du bist's!". Erst angesichts des Todes aber gibt Christus den Gedanken an ein irdisches Reich auf und predigt das himmlische. So vollzieht sich also auch in ihm, wie in Hieram, erst gegen Ende seines Lebens ein bedeutungsvoller Umschwung!

Der Hauptgestalt Jesus wollte Hebbel den Satan gegenüberstellen. „Lucifer aber," so äußerte sich Hebbel gegenüber Kulke, muß um so viel bedeutender sein als Mephisto, um wie viel Christus größer ist als Faust; und einem Christus gegenüber ist Faust eigentlich doch nur eine winzige Persönlichkeit" (a. a. O. S. 70). Die Versuchungsszene zwischen Satan und Christus zeigt in erhabenen Worten die unendliche, geistige Überlegenheit Christi über den Satan, dessen Strafe für seinen Unglauben sein wird

„Daß Dir Dein Werk zuletzt mißlingt
Und auch Dein treue'ster Sklave
Sich Deinem Joch dereinst entringt."

Als weitere Personen des Dramas werden kurz charakterisiert: Maria: vom Stamme Davids, erfüllt von den Weissagungen, geängstigt von dem römischen Joch; eine Entzückung; fester Glaube; dann der Engel; Maria Magdalena: Jugendliebe von Christus. Sie liebt ihn, und weil sie es nicht ertragen kann, von ihm zurückgestoßen zu sein, weil sie denkt: ich muß seiner ja unwürdig sein, fällt sie in Sünde, macht sich seiner unwürdig, kommt dadurch aber zu Gott und zum Gott in ihm; die Jünger: personifizierte Jahrhunderte und Judas: Judas ist der Allergläubigste. Man hat an diese scheinbar paradoxe Behauptung die spitzfindigsten Spekulationen geknüpft. Mit Unrecht. Wer die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung kennt, weiß sofort, was sie bedeuten soll. Seit dem Rationalisten Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, dessen „Leben Jesu" Hebbel sehr wohl kannte, ist die Ansicht verbreitet, daß Judas fest an Jesus als den irdischen Messias der Juden glaubte und Jesum durch seinen Verrat nicht

vernichten, sondern im Gegenteil ihn dadurch nur zwingen wollte, von seiner göttlichen Macht endlich einmal Gebrauch zu machen. Diese Ansicht hatte einst schon im Hamburger „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ Vortmann vertreten (vgl. S. 26 f.). Möglich, daß sich Hebbel jetzt wieder daran erinnerte. Wahrscheinlicher aber ist es, daß er bei seinen schon erwähnten ausgedehnten theologischen Studien wieder auf diese Hypothese gestoßen war. Sie ist z. B. ausführlich erwähnt und kritisiert in David Friedrich Strauß' „Leben Jesu“ (II. Band, S. 390 ff.).

Den Schauplatz des Dramas sollte die römische Provinz Judäa und den gewaltigen Hintergrund desselben „das große Getriebe des römischen Reichs“ bilden.

Nach den beiden einzigen vollendeten Szenen, einem Zwiegespräch zwischen der heiligen Anna, Maria und dem Jesuskind und der schon erwähnten Versuchungsscene zwischen Christus und dem Satan, zu schließen, sollte die Form des Stücks wohl die eines „dramatischen Oratoriums“ (Kuh) sein. Auch hierin sollte der „Christus“ dem „Moloch“ ähneln. Die beiden Szenen wenigstens tragen durchaus lyrischen Charakter und eignen sich vorzüglich zu einer etwaigen Vertonung.

Herodes und Mariamne.

(Die Entstehung des Christentums).

Hatte Hebbel beabsichtigt, in seinem „Christus“ das Wesen des Christentums darzustellen, so führt er uns in seinem Drama „Herodes und Mariamne“ auf den Boden, aus welchem es hervorging. Wir stehen an der Wende zweier Zeitalter. Die alte Welt, die zwar noch im Erliegen trotzt und krampfhaft zuckt, geht unter, während die „noch markloſe und ungestaltete neue in rührender Hilflosigkeit“ aufsteigt. Auf diesen „Geschichtsmoment“ legte Hebbel den größten Nachdruck, er gehört ihm „mit eben so großer Notwendigkeit zu diesem Bilde, wie Syriens Sonne zu Syriens Palmen“ (W. XI, 253).

Der König Herodes, „mit allen herrlichen Eigenschaften ausgestattet, die den Helden und den Mann machen“, steht endlich auf dem Platz, „den die Natur ihm bestimmt und den er durch

ein Leben voll Arbeit und Mühe bezahlt hatte“ (W. XI, 249), an seiner Seite „das schönste Weib, die leuchtende Blüte des Makkabäer-Stammes, die weit und breit gepriesene Mariamne“ (W. XI, 248). Da stellt eine schlaue Tat seiner Schwiegermutter Alexandra, die in Herodes den Emporkömmling und den Feind ihres Glaubens haßt, alle seine Errungenschaften mit einem Schlage wieder in Frage. Sie zwingt Herodes ihren Sohn Aristobolus zum Hohenpriester zu ernennen, und schon jauchzt das wankelmütige Volk dem jugendlichen Sproß der Makkabäerin zu. Nur ein rascher Entschluß konnte noch Alles retten. Herodes lud den arglosen Jüngling ein, sich mit ihm zu baden, und bei dieser Gelegenheit wurde er von einigen vertrauten Hofleuten im Wasser erstickt.

Von nun an ist Herodes ringsum von erbitterten Feinden umgeben. Die Pharisäer, an ihrer Spitze der fanatische Sameas, der einst allein dem Herodes zu entgegnen wagte, als derselbe mit Waffengewalt das Synedrium sich unterwarf, bieten ihm offnen Trotz. Vergebens hatte Herodes versucht, „sein noch immer in den engen mosaischen Anschauungen befangenes und dadurch dem Untergang entgegeneilendes Volk von dem Fluch des Buchstabens“ zu befreien (W. XI, 249). Vergeblich waren seine Bemühungen gewesen, es dadurch lebendig zu machen, daß es sich in Brauch und Sitte mehr den anderen Völkern anbequemte. Das Gegenteil hatte er damit erreicht: das pharisäische Judentum schloß sich um so schroffer von aller Weltkultur ab! Aber auch im eignen Hause droht dem Herodes Unheil. Alexandra, die sofort erkannt hat, daß ihr Sohn nicht einem Unglück, sondern einem wohl vorbereiteten Mord zum Opfer gefallen ist, sinnt auf Rache. Sie verklagt den Herodes bei Antonius und schickt demselben das Bild des schönen Toten, um ihn nach der noch viel schöneren Schwester begierig zu machen. Und Antonius fordert Herodes zur Verantwortung vor den Richterstuhl!

So soll Herodes das Einzige, das auf Erden noch Wert für ihn hat, sein heißgeliebtes Weib verlassen, und dazu noch in dem Moment, wo er sich ihrer unbedingten Liebe nicht sicher fühlt! Denn seit der Ermordung des Aristobolus steht der Tote zwischen Beiden und läßt das frühere schöne Vertrauensverhältnis zwischen den Ehegatten nicht mehr aufkommen. Herodes fürchtet, durch diese

Tat die Liebe seiner Gattin verloren zu haben, Mariamne aber kann sich nicht denken, wie das zu vereinen sei, „die Schwester lieben und den Bruder töten“. Zwar sucht Herodes den Mord als einen notwendigen Akt staatsmännischer Klugheit zu rechtfertigen — und Mariamne verschließt sich auch seinen Gründen nicht, — aber er traut seiner Rechtfertigung selbst nicht recht. So fordert er denn vor seinem Weggang, Mariamne solle ihm schwören, sich zu töten, wenn er nicht mehr zurückkehre. In ihrem Innersten getroffen, weist Mariamne dieses Ansinnen zurück: Freiwillig wird sie jedes Opfer bringen, aber verlangen kann das doch wahre Liebe nie! Herodes aber wittert in dieser Weigerung die Untreue seines Weibes, und da er sie unter keinen Umständen dem Wollüstling Antonius gönnt, stellt er sie unters Schwert, d. h. er befiehlt seinem Schwager Joseph, sie sofort zu töten, sobald die Botschaft von seinem Tode nach Jerusalem gelangt sei. Die Abwesenheit des Herodes benutzt Alexandra dazu, mit Hilfe des Sameas und der Pharisäer einen Volksaufstand hervorzurufen, und sie sucht auch Mariamne auf ihre Seite zu ziehen. Diese aber bleibt ihrem Gatten treu und leistet nunmehr freiwillig den Schwur, den sie weigerte, als Herodes ihn forderte: „Ich sterbe, wenn er stirbt.“ Doch ihre Liebe zu Herodes wird grausam enttäuscht. Joseph, durch den Volksaufstand gänzlich verwirrt und ängstlich um den Auftrag, den ihm Herodes gegeben, besorgt, plaudert denselben unvorsichtigerweise halb aus, so daß Mariamne die ganze furchtbare Wahrheit errät. Aufs Tiefste in ihrer Menschenwürde verletzt, ruft sie aus:

„Ich war ihm nur ein Ding und weiter Nichts!
Das ist ein Frevel, wie's noch keinen gab!“

Da kehrt Herodes, der sich mit Glück vor Antonius verteidigt hat, in freudigster Stimmung wieder zurück. Aber von Seiten Mariamnes wird ihm ein eisiger Empfang. Hatte sie ihrem Gatten den Brudermord halb verziehen, den Mord an ihrer eigenen Persönlichkeit konnte sie ihm nie mehr verzeihen! Vergebens sucht Herodes, auch diesen Schritt zu rechtfertigen. Mariamne antwortet:

„Du sprichst umsonst! Du hast in mir die Menschheit
Geschändet, meinen Schmerz muß Jeder teilen,
Der Mensch ist, wie ich selbst, er braucht mir nicht

Verwandt, er braucht nicht Weib zu sein, wie ich. —
Und wenn der Mensch in mir so tief durch Dich
Gekränkt ist, sprich, was soll das Weib empfinden,
Wie steh' ich jetzt zu Dir und Du zu mir?"

Nutzlos ist auch die rasche Hinrichtung Josephs, sie entfacht nur noch größeren Rachedurst gegen Mariamne im Herzen seiner Gattin Salome und nimmt dem Herodes jede Möglichkeit, klar zu sehen.

Da tut sich plötzlich noch ein Weg zur Rettung auf! Antonius fordert Herodes durch einen Boten auf, ihn in seinem Kampf um die Weltherrschaft gegen Oktavian zu unterstützen. Mariamne jubelt bei dieser Nachricht auf, denn nun ist ja Herodes noch einmal die Möglichkeit gegeben, Alles wieder gut zu machen. Aber in seiner blinden Eifersucht mißversteht der König den plötzlichen Umschwung in der Stimmung Mariamnes und stellt sie zum zweiten Mal unters Schwert. Diesmal aber trifft er nicht nur Mariamne tödlich, sondern auch den edlen Soemus, den Statthalter von Galiläa, dem er den furchtbaren Auftrag gibt. In seiner innersten Menschen- und Manneswürde gekränkt, verrät er freiwillig Mariamne den Plan ihres Gatten. Mariamne aber beschließt, Herodes sich so zu zeigen, wie sie vor seiner Phantasie steht. Während alle Welt glaubt, daß Herodes gestorben ist, gibt sie ein großes Fest, auf dem sie sich dem Tanz und wilder Freude über den Tod des Herodes hingibt. Da erscheint Herodes, nach dem Tode des Antonius von Oktavian in Gnaden angenommen, plötzlich wieder. Und nun, durch das von Mariamne mit Absicht ihm vorgespielte Verhalten getäuscht, erntet er die Früchte seines Mißtrauens. Mariamne wird rasch vor ein Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet, ebenso der edle Soemus. Aber kaum sind Beide tot, da erfährt Herodes durch den Mund des römischen Hauptmanns Titus, daß Mariamne in Wahrheit das treuste Weib war und daß er ihren wahren Wert nie erkannt hat.

So bricht die alte Weltanschauung, die im Menschen nur eine Sache, nur ein Werkzeug ihrer Willkür sah — köstlich persifliert in dem Diener Artaxerxes, der zufrieden ist, zeitlebens nur „die Uhr" seines Herrn zu sein — in sich zusammen. Auf ihren Trümmern aber steigt mit Mariamne und Soemus die neue Sitt-

lichkeit, die in jedem Menschen die Persönlichkeit achtet, auf: die Sittlichkeit des Christentums!

Das baldige Nahen dieser neuen Weltansicht hat Hebbel gegen Schluß seines Dramas noch besonders veranschaulicht. Sameas prophezeit unter den furchtbarsten Martern:

„Nun sei
Die Zeit erfüllt und in die Krippe lege
Die Jungfrau-Mutter aus dem Stamme Davids
In diesem heil'gen Augenblick ein Kind,
Das Throne stürzen, Tote wecken, Sterne
Vom Himmel reißen und von Ewigkeit
Zu Ewigkeit die Welt regieren werde"

und die heiligen drei Könige erscheinen, um dem Kind, dessen Stern sie gesehen, zu huldigen:

„Und ob des Königs, ob des Bettlers Sohn,
Das Kind, dem dieser Stern in's Leben leuchtet,
Wird hoch erhöhet werden, und auf Erden
Kein Mensch mehr atmen, der sich ihm nicht beugt!"

Doch noch einmal rafft sich der Tyrann auf und gibt den Blutbefehl zum Bethlehemitischen Kindermord. Dann aber bricht er beim Gedanken an den Tod Mariamnes in den Armen des Titus ohnmächtig zusammen.

Die Nibelungen.

(Der Kampf zwischen dem Christentum und dem germanischen Heidentum.)

In „Herodes und Mariamne" hatte Hebbel das Heraufdämmern des Christentums, das an die Stelle des erstarrten Judentums und des sittenlosen Heidentums zu treten berufen war, geschildert. In den „Nibelungen" ist das Christentum bereits siegreich bis zur germanischen Welt vorgedrungen, die aber noch keineswegs von seinem Geiste durchdrungen ist, sondern im Gegenteil noch tief im Heidentum wurzelt. Man ehrt wohl das Kreuz, aber nur, weil man nicht wissen kann, ob ihm ein Zauber innewohnt. Deshalb läßt man auch ruhig neben ihm die Wodans-Eiche stehn, und selbst der frömmste Christ hütet sich, ein Götzenbild zu zerschlagen, weil sich noch ein letzter Rest der alten Furcht in ihm regt (Die Nibelungen, Vers 1062—1069). So erhebt sich

denn ein gewaltiger Kampf zwischen beiden Welt- und Lebensanschauungen: urgermanisch-heidnische Ideale ringen mit den eindringenden christlichen, und Hebbels Absicht war es, darzustellen, „wie sich Beide nach und nach durchdringen und eine neue Welt schaffen“ (B. VI, S. 193). Wiederum stehen wir an einem Wendepunkt der Weltgeschichte:

Das große Rad der Welt
Wird umgehängt, vielleicht gar ausgetauscht,
Und Keiner weiß, was kommen soll
(Die Nibel., Vers 3568—3570).

In einer großen Fülle lebensvoller Gestalten hat Hebbel diesen Kampf zwischen heidnischer und christlicher Religiosität und Sittlichkeit verkörpert. Auf der einen Seite steht die große heidnische Gruppe, die teilweise noch ganz im Heidentum befangen ist, teils nur leise vom Geiste des Christentums berührt ist, auf der anderen Seite die christliche Gruppe, die ebenfalls in verschiedene Typen zerfällt.

Noch tief ins Heidentum hinein ragt die halb mythische Gestalt der Brunhild. Geheimnisvolle Schleier liegen über ihrer Geburt. Bei ihrer Taufe geschehen sonderbare Zeichen: Der eine Priester wird lahm, der zweite stumm, der dritte fällt um und steht nie wieder auf. Alles deutet auf eine göttliche Abkunft:

„Nicht in der Kammer, wo die Toten stäuben,
Im Hekla, wo die alten Götter hausen,
Und unter Nornen und Valkyrien
Such' Dir die Mutter, wenn Du eine hast!“

ruft ihr Frigga zu und fügt hinzu:

„O hätte nie ein Tropfen heil'gen Wassers
Die Stirne Dir benetzt!“

Wunderbar fließen in ihrem Wesen Norne und Valkyrie zusammen, die man sich, wie Hebbel zu seiner Beruhigung in Grimms Deutscher Mythologie las, tatsächlich in den ältesten Zeiten als vereinigt dachte (B. V, S. 349 f.). Mit nie besiegtem Heldenmut verteidigt sie trotzig gegen jeden Mann ihr Magdtum, daneben aber ist sie mit einer wunderbaren Seherkraft begabt, die ihr die Geheimnisse der Erde und des Sternenhimmels erschließt. Nur Einer ist's, in dessen „Bann sie liegt“: Siegfried. „Doch ist's nicht Liebe, wie sie Mann und Weib zusammen knüpft“, vielmehr

„Ein Zauber ist's,
Durch den sich ihr Geschlecht erhalten will,
Und der die letzte Riesin ohne Lust,
Wie ohne Wahl, zum letzten Riesen treibt".
(Die Nibel., Vers 2165—2168.)

Ihr tragisches Geschick besteht aber nun darin, daß sie trotz all' ihrer Schönheit Siegfrieds Herz nicht rührt, ja daß sie von ihm hinterlistigerweise für einen anderen Mann gewonnen wird. Sobald sie dies erfährt, schlägt ihre Liebe in glühendsten Haß um, der nur durch den Tod Siegfrieds gestillt werden kann. Kaum aber ist derselbe den Mörderhänden Hagens zum Opfer gefallen, da bricht sie in sich zusammen und lebt fortan nur noch der Erinnerung ihres Geliebten.

Die glänzendste Verkörperung des alten Heidentums ist Hagen, den der Dichter mit ganz besonderer Vorliebe gezeichnet hat. Sein Haß gegen das Christentum erhellt sogleich aus seinen ersten Worten. Es ist Ostermorgen, „heil'ger Tag", aber Hagens Sinn steht nach der Jagd, und als die ihm verwehrt wird, bricht er unwillig in die Worte aus:

„Was giebt's denn heut'? Geboren ist er längst!
Das war — laßt sehn — Ja, ja zur Zeit der Flocken!
Sein Fest verdarb uns eine Bärenhatz.
Gekreuzigt ist er auch,
Gestorben und begraben. — Oder nicht?"

An Körperkraft wie an Stärke des Geistes ragt er weit über seine Umgebung hinaus, und Keiner wagt, ihm diese Stellung streitig zu machen. Da plötzlich erscheint Siegfried am Hofe zu Worms

„mit einer Hand,
Die alle unsre Ehren spielend pflückte,
Und einem Blick, der sprach: Ich mag sie nicht!"

Finstrer Neid gegen den jungen Helden, der mit einem Schlage alle Taten der Burgunden in den Schatten stellt, steigt in der Seele Hagens auf. Doch, so fragt er sich, worauf beruht eigentlich Siegfrieds Heldentum? Er hat sich im Blute des Drachen gebadet und damit die Grenzen der Natur übersprungen und „den Tod abgekauft". Darf aber noch fechten, wer nicht fallen kann? Diesen Vorwurf erhebt Hagen immer wieder gegen Siegfried. Als dieser daher „eid- und pflichtvergessen" das furchtbare Geheimnis

von der Überwältigung Brunhilds seiner Gattin Kriemhild anvertraut und Brunhild durch diese das betrügerische Spiel, das man mit ihr gespielt, erfährt, da steht Hagens Entschluß fest: Er, „der Niebesiegte und Niegebeugte, der sonst gewiß den ehrlichen Kampf mit Siegfried nicht gescheut hätte, glaubt sich durch dessen Unerreichbarkeit, die ihn den Elementen gleichstellt, zum unehrlichen (Kampf) berechtigt (Brief an Hettner vom 31. Dezember 1859):

„Den Recken hätte ich
Gefordert, und mir ist's wohl zuzutraun,
Allein er war vom Drachen nicht zu trennen,
Und Drachen schlägt man tot. Warum begab sich
Der stolze Held auch in des Lindwurms Hut!"

(Die Nibel., Vers 2687—2691.)

Zugleich wird Hagen zum Mord Siegfrieds durch seine Treue gegen seinen Herrn und seine Herrin bestimmt, die geschworen hat, nicht zu essen, bis Siegfried getötet worden ist. Und diese Treue gegen seine Könige bestimmt ihn auch, mit an Etzels Hof zu ziehen, zugleich allerdings auch die Rücksicht auf seine Heldenehre, der Niemand Feigheit vorwerfen darf. Mit trotziger Entschlossenheit vernichtet er jede Möglichkeit einer Rückkehr und zieht unerschrocken dem sicheren Tod entgegen.

Die großartigste Gestalt neben Hagen ist Kriemhild, deren Entwicklung „von der zaghaften, schüchternen Jungfrau, die sich schamhaft vor dem heimlich Geliebten verbirgt, bis zu dem furchtbaren Rachedämon" (W. XII, S. 20) wir mit immer steigender Teilnahme miterleben. Der furchtbare Mord an ihrem Gatten zerstört mit Einmal alle zarteren, dem Christentum zuneigenden Regungen ihres Frauengemüts, und trotz der Predigt des Kaplans von der vergebenden Liebe des Erlösers schreit sie um Rache an dem Mörder, wenn sie auch ihr ganzes Haus damit verderben sollte. Zunächst zieht sie sich freilich in ein Kloster zurück und lebt ganz der Erinnerung Siegfrieds und stillen Werken der Liebe Aber „aus ihrer gänzlichen plan-, ja traumlosen Passivität, die so weit geht, daß nicht einmal ihr Kind, der Sohn Siegfrieds, ihr etwas ist, durch Etzels Werbung aufgerüttelt, greift sie nach seiner Hand, weil das mächtigste Schwert der Welt darin blitzt, und sucht sie dann Hagen in ihre Gewalt zu bekommen, weil sie nicht daran zweifelt,

daß ihre Brüder, die ihn aus Furcht vor seinem Grimm nicht abhielten, Siegfried zu töten, sie aus Furcht vor Etzel auch nicht abhalten werden, Rache an ihm zu nehmen" (Brief an Hettner vom 31. Dezember 1859). Aber sie irrt sich. Dieselben Leute, die Hagen nach der Ermordung Siegfrieds im Stillen hassen und seine Tat verabscheuen, stehen treu zu ihm, als er in Not ist und der Rache Kriemhilds zum Opfer fallen soll. So müssen sie denn alle mit einander zu Grunde gehen!

Mit ihnen fällt die heidnische Lebensanschauung in sich zusammen, und an ihre Stelle tritt die höhere Sittlichkeit des Christentums. Vertreter desselben in der ersten Hälfte unseres Dramas ist der Kaplan. Als Heide geboren unter einem Volk von Heiden, ward er mit fünfzehn Jahren schon mit dem Schwert umgürtet. Da erschien der erste Bote Gottes. Er ward verhöhnt, verspottet und zuletzt getötet, wobei ihm der junge Krieger den letzten Schlag versetzte:

„Da hört' ich sein Gebet.
Er betete für mich, und mit dem Amen
Verhaucht' er seinen Geist. Das wandte mir
Das Herz im Busen um. Ich warf mein Schwert
Zu Boden, hüllte mich in sein Gewand
Und zog hinaus und predigte das Kreuz."
(Die Nibel., Vers 2140—2145.)

So kommt er an den burgundischen Hof und predigt hier von der Kraft des Glaubens und dem Fluch des Zweifels. Und als Kriemhild nach der Ermordung ihres Gatten um Rache schreit, verweist er sie an den Herrn, der sich allein die Rache vorbehalten, und stellt ihr in wunderbaren Worten das Bild des Heilands vor Augen:

„In Knechts-Gestalt zu uns herabgestiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen
Und büßend alle Schmerzen durchempfunden,
Die von dem ersten bis zum letzten Tage
Die abgefall'ne Kreatur verfolgen,
Auch Deinen Schmerz, und tiefer, als Du selbst!
Die Kraft des Himmels saß auf seinen Lippen,
Und alle Engel schwebten um ihn her,
Er aber war gehorsam bis zum Tode,
Er war war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.
Dies Opfer bracht' er Dir in seiner Liebe,
In seinem unergründlichen Erbarmen,

Willst Du ihm jetzt das Deinige verweigern?
Sprich rasch: Begrabt den Leib! und kehre um!"
(Die Nibel., Vers 2628—2641.)

Mit den bedeutsamen Worten des Kaplans:

„Gedenke dessen, der am Kreuz vergab",

mit denen das Rachegeschrei Kriemhilds furchtbar kontrastiert, schließt „Siegfrieds Tod".

In „Kriemhilds Rache" treten an Stelle des Kaplans andere Vertreter des Christentums auf. In dem Markgrafen von Bechlaren, Rüdeger, fand Hebbel im Nibelungenlied einen edlen Charakter, der vom Christentum stark berührt ist. Hier ist schon mit wenigen Worten der ergreifende innere Kampf Rüdegers geschildert, daß er, der die Burgunden an den Hof Etzels geführt hat, nun gegen sie kämpfen soll. In dem Hebbelschen Drama hat sich Rüdeger durch einen Eid Kriemhild gegenüber verpflichtet, alles zu tun, was diese von ihm verlangt. Dabei hatte er aber die Kriemhild vor Augen, die die Tränen der Armen trocknete und als Wohltäterin im ganzen Lande bekannt war, nicht aber den Dämon, der über die Leichen der nächsten Verwandten hinwegschritt, um seine Rache an Hagen zu kühlen. So fleht er denn Kriemhild in erschütternden Worten an, ihn von seinem Eide zu lösen:

„Ich flehe nicht um Gold und Goldeswert,
Nicht um mein Leben oder meinen Leib,
Nicht einmal um mein Weib und um mein Kind,
Das Alles fahre hin, ich fleh' zu Euch
Um meine Seele, die verloren ist,
Wenn ihr mich nicht von diesem Eide löst."
(Die Nibel., Vers 5289—5294.)

Aber Kriemhild ist unerbittlich und verweist ihn auf ihre Seelenkämpfe, da sie dem ungeliebten Manne folgte, um Siegfried zu rächen. So muß Rüdeger gegen sein Gewissen in den Kampf mit den Burgunden und fällt von der Hand Hagens.

Die herrlichste Verkörperung des christlichen Prinzips ist aber Dietrich von Bern. Während die anderen Könige sich „aus Klugheit oder halbem Zwang" Etzel beugten, hat er sich „freiwillig und aus bloßem Herzensdrang" seiner Königswürde begeben und sich Etzel unterworfen, weil in seiner Seele das christliche Ideal

dienender Liebe aufgegangen ist. Trotzdem ist er freier und mächtiger, als Siegfried und Etzel:

„Es sind drei Freie auf der Welt,
Drei Starke, welche die Natur, wie's heißt,
Nicht schaffen konnte, ohne Mensch und Tier
Vorher zu schwächen und um eine Stufe
Herab zu setzen —
Der Erste ist —
Vergieb! Er war! Der Zweite bin ich selbst!
Der Dritte und der Mächtigste ist Er!"
(Die Nibel., Vers 3915—3921.)

Dietrichs heldenhafte christliche Gesinnung, deren Symbol das Schwert ist (Die Nibel., Vers 3971), steht aber in scharfem Gegensatz zu derjenigen der Heiligen, die weltabgeschieden in Höhlen oder auf Felsenklippen hausen, und der Büßer, die unstet die Welt durchziehen. Ein Typus der letzteren ist der Pilgrim, der gegen Schluß des vierten Aktes von „Kriemhilds Rache" auftritt mit den Worten:

„Ich bitt' Euch um ein Brod und einen Schlag,
Das Brod für Gott den Herrn, der mich geschaffen,
Den Schlag für meine eig'ne Missetat."
(Die Nibel., Vers 4901—4903).

und dessen demütiges Gebaren dem trotzigen Hagen so seltsam vorkommt, daß er ihn für verrückt hält. Mit großer Meisterschaft sind hier nochmals heidnische und christliche Lebensanschauung scharf gegenübergestellt.

Doch die letztere trägt den endgültigen Sieg davon! Die Vertreter der alten Weltanschauung, gänzlich befangen in ihren alten sittlichen Idealen, zerfleischen sich gegenseitig und gehen blutig unter. Etzel aber, von dem furchtbaren Blutbad angeekelt, legt seine Königswürde auf die Schultern Dietrichs, der

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich"

die Zügel der Weltregierung in die Hand nimmt.

Genoveva.

(Der mittelalterliche Katholizismus: Die Heilige und der Bösewicht.)

Das Christentum, das wir in den „Nibelungen" noch in heftigem Kampfe mit dem germanischen Heidentum sahen, ist in

der Zeit, in der „Genoveva“ spielt, zum Sieg gelangt und beherrscht als wichtigste Kulturmacht die mittelalterliche Welt. Aber noch ist seine Macht eine mehr äußerliche, als sittlich-religiöse Gesinnung ist es noch nicht in die Herzen der Menschen eingedrungen. Ein reicher Kultus mit äußerem Gepränge und vielen Zeremonien wird gewissenhaft von einer dazu bestellten Priesterschaft ausgeübt, daneben aber herrschen im Volk noch die alten heidnischen Gewohnheiten und Laster. Hexenwahn und Aberglaube gehen im Schwange, und die Anhänger der Religion, die die Feindesliebe predigt, verfolgen mit glühendem Hasse alle Andersgläubigen. Insbesondere gibt uns der Dichter ein erschütterndes Bild von den furchtbaren Verfolgungen, die die Juden im Mittelalter zu erleiden hatten (Akt II, 5). Der Fluch des zu Tode gehetzten Juden, dem man keinen Trunk Wasser gönnt aus demselben Brunnen, wo vorher „der grindigste der Hunde“ trank, gellt fürchterlich hinüber in die Kapelle, wo der Geistliche die Messe liest und die Chorknaben mit Weihrauchfässern administrieren. Mit demselben Haß zieht man gegen die Heiden zu Felde, unter denen doch vielleicht mancher, wie das Beispiel der Fatime beweist (Akt III, 8), an edelmütiger Gesinnung den christlichen Feind übertrifft. So deuten alle Zeichen darauf hin, daß „das Maß der Zeit erfüllt ist“ und daß wir wiederum an einem Wendepunkt der Weltgeschichte stehen. Der Geist des ermordeten Drago läßt sich daher in folgenden bedeutsamen Worten vernehmen:

„Die Zeit ist um, wo der befleckte Ball
Der Erde neu entsündigt werden muß,
Wenn nicht der Donner aus der Hand des Herrn,
Die schon sich hob, zermalmend fallen soll.
Er tat im Anbeginn den Gnadenschwur,
Daß er das arme menschliche Geschlecht
Nie tilgen will, wenn alle tausend Jahr'
Auch nur ein Einziger vor ihm besteht.“

(Vers 2880—2887).

Genoveva aber ist es, der diese wichtige Aufgabe zufällt! Inmitten einer Umgebung, die zwar äußerlich dem Christentum ergeben, innerlich aber dem Geiste desselben noch fern steht, ist sie die Einzige, die ein Leben in der Nachfolge Jesu lebt, und daher berufen ist, die schuldbefleckte Welt zu entsühnen und mit Gott wiederum zu versöhnen. Wie eine überirdische Erscheinung voll

göttlicher Reinheit und Liebe ist sie in diese Welt der Sünden und Begierden eingetreten, von denen ihre Seele nichts ahnt:

„Dem heil'gen Fluß ist ihre Seele gleich,
Aus dem Aussätz'ge, niedertauchend, rein
Und leuchtend sich erhoben. Sünde kann
Sie sich nicht denken; was sie dafür hält,
Ist schlackig Gold, das gleich geläutert wird,
Sobald es ihr Gedanke nur erfaßt."

(Vers 752—757).

Und doch ruft diese Einzige, die Nichts von Sünde weiß, gerade durch ihre schlackenlose Reinheit und himmlische Schönheit Sünde ins Dasein, „außerordentlich, wie ihre Schönheit, einzig, wie sie selbst". In der Stunde, da sie Abschied von ihrem Manne nimmt, der in den Kreuzzug gegen die Türken zieht, gibt sie, die bisher ihre Liebe immer scheu vor aller Welt verborgen hatte, zum ersten Male dieser Liebe auch äußeren leidenschaftlichen Ausdruck, und Zeuge dieser Abschiedsszene ist der jugendliche Golo, den Siegfried zu seinem Stellvertreter während seiner Abwesenheit ernannt hat! Er, der seither zu seiner Herrin wie zu einer Heiligen aufgeschaut hat, wird plötzlich inne, daß sie auch ein Weib ist, und eine mächtige, unbezwingbare Leidenschaft flammt in ihm auf. So „entzündet des Himmels reinster Blick die Hölle. Erschütternd und tragisch in höchster Bedeutung ist dieser verhängnisvolle Augenblick; erschütternd und tragisch in jedem Sinn und auf jedem Punkt ist das Schicksal Golos, der nicht weniger, wie Genoveva selbst, durch die Blüte seines Daseins, durch sein edelstes Gefühl, das durch böse Fügung misgeboren in die Welt tritt, unabwendbarem Verderben als Opfer fällt" (Tageb. I, Nr. 1475).

Mit höchster Meisterschaft schildert Hebbel, wie in der Seele Golos die guten und die bösen Mächte mit einander ringen, bis die letzteren den Sieg behalten. Anfangs wagt er nur, als Siegfried seine Gattin ohnmächtig in den Armen seines Freundes zurückläßt, ihr schüchtern einen Kuß auf die Lippen zu drücken, „heilig, wie nur je ein Kuß!" Doch so zart ist noch sein Schuldbewußtsein, daß er beschließt, sich einem Gottesurteil zu unterwerfen. Er will den Schwindelrand des Turmes umwandeln und mit eigner Hand die dort hausende Dohlenbrut ausrotten:

„Du aber, Gott, beschirm' mich nicht!
Ich fürcht' mich selbst, drum wend' ich mich an Dich!
Brech' ich nicht Hals und Bein zu dieser Stund',
So leg' ich's aus: ich soll ein Schurke sein" (Vers 468—471).

So stellt er sich „im Vorgefühl des Ungeheuersten" selbst vor Gottes Gericht:

„Er aber tat ein Wunder — und warum?
Damit in mir der Schurke reifen kann . . .
Ich tat genug! Wirft Gott mich nicht herab,
So will ich auch nicht selbst mein Henker sein!"
(Vers 512 f. und Vers 545 f.).

So folgert also Golo aus der Tatsache seiner Errettung in echt mittelalterlich-abergläubischer Weise die Berechtigung, ein Schurke zu sein. Zwar gewinnen zwischendurch die guten Mächte wieder kurz über ihn die Oberhand, und das heilige Versprechen kommt über seine Lippen:

„Kein Vaterunser will ich sprechen mehr,
Kein Ave, wie ich sonst doch gerne sprach,
Wenn morgens eine erste Lerche stieg,
Wenn Abends eine ferne Glocke klang.
Von jetzt an soll mir zum Legendenbuch
Das Leben Siegfrieds dienen, meines Herrn"
(Vers 579—584).

Aber die Leidenschaft für Genoveva wird immer mächtiger und nimmt immer sinnlichere Farben an, besonders als ein Bote die bevorstehende Rückkehr des Herrn meldet. Da, in einem Augenblick rasender Liebesglut, offenbart Golo der Genoveva seine Liebe, will sich aber gleich darauf, wenn sie es ihm befiehlt, töten. Doch sie ruft: Halt ein! und damit hat sie ihr Urteil gesprochen.

Mit Margaretha, einem teuflischen Weibe voller Ränke und Zauberkünste, im Bunde bezichtigt Golo die Pfalzgräfin des Ehebruchs mit Drago, der in Genovevas Schlafzimmer gelockt und dort erstochen wird, und läßt sie in den Turm werfen. Hier macht er noch einen letzten, vergeblichen Angriff auf ihre Unschuld. Im Bewußtsein seiner furchtbaren Schuld sucht er darauf im Kampf mit einem angeschossenen Hirsch den Tod, wird aber wiederum gerettet. Da hört er, daß Siegfried unterdessen bis Straßburg gekommen ist, und eilt hin, um ihm den Ehebruch seines Weibes zu verkünden. Siegfried gerät in einen furchtbaren Zwiespalt:

„An Dir zu zweifeln hab' ich nicht das Recht,
An ihr zu zweifeln hab' ich nicht den Mut" (Vers 2375—76).

Erschüttert durch den Anblick seines verzweifelten Herrn, gesteht Golo: Ich log! Doch Siegfried glaubt ihm nicht! Die teuflische Margaretha aber läßt ihn in ihrem Zauberspiegel seine Gattin im Ehebruch mit Drago sehen, und nun übergibt er Golo den Todesbefehl für sie und sein Kind.

Zum letzten Mal tritt Golo vor seine Herrin und verkündet ihr das doppelte Todesurteil von Seiten ihres Gatten, dem sie nur entgehen kann, wenn sie mit Golo flieht oder ihm den Giftbecher reicht. Doch Genoveva überwindet auch diese doppelte Versuchung und unterwirft sich willig dem Spruch ihres geliebten Herrn. Durch Zufall wird sie jedoch mit ihrem Kinde vom Tode gerettet, während Golo die Botschaft von ihrer Ermordung überbracht wird. „Darnieder gedrückt von einer ungeheuren Blutschuld, noch mehr durch Siegfrieds Edelmut, bleibt ihm Nichts übrig, als die Rache an sich selbst" (Tageb. vom 13. März 1841), er sticht sich beide Augen aus und erhält von Caspar den Gnadenstoß.

So endet der Kampf zwischen dem guten und bösen Prinzip mit der Niederlage des letzteren. Genoveva ist trotz aller Qualen und Versuchungen zu immer größerer Vollendung emporgestiegen, während Golo die Harmonie seines ursprünglichen Wesens einbüßt, sich immer mehr in Sünde und Schuld verstrickt und endlich sich selbst vernichtet. Zugleich aber hat Genoveva die ihr auferlegte weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt. Sie hat durch ihr unschuldiges Leiden und durch ihre in allen Anfechtungen bewährte sittliche Reinheit die schuldbeladene Welt entsühnt und die durch Golo gestörte sittliche Weltordnung wiederhergestellt.

Maria Magdalene.

(Der Kampf zwischen der vorurteilsvollen Gesellschaftsmoral und einer freieren natürlichen Sittlichkeit.)

Bildete in der „Genoveva" der mittelalterliche Katholizismus den Hintergrund, so in dem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalene" der norddeutsche Protestantismus der vormärzlichen Periode des 19. Jahrhunderts. Der Dichter versetzt uns in den

engen Kreis einer kleinbürgerlichen Familie, die teils noch ganz in den beschränkten Anschauungen der alten Zeit befangen ist, teils aber schon von dem Wehen eines neuen, freieren Geistes berührt ist. Die niederschmetternde Tragik des Stückes geht nun aber nicht etwa, wie bei den bisherigen bürgerlichen Trauerspielen, aus einem Zusammenstoß dieser kleinbürgerlichen Welt mit einem höheren Stande hervor, sondern aus der schrecklichen „Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit, aus der von vorn herein alles Unheil der Welt entspringt“ (Tageb. vom 8. Dezember 1843), also „ganz einfach aus der bürgerlichen Welt selbst, aus ihrem zähen und in sich selbst begründeten Beharren auf den überlieferten patriarchalischen Anschauungen und ihrer Unfähigkeit, sich in verwickelten Lagen zu helfen“ (Brief vom 11. Dezember 1843). Zwischen den Vertretern der alten, zum Dogma und Vorurteil erstarrten und verhärteten Gesellschaftsmoral und den Repräsentanten einer freieren, auf die ewigen Gesetze der Natur gegründeten Sittlichkeit erhebt sich ein verzweifelter Kampf, in dem beide schließlich, da sie sich beide nicht über die Vorurteile ihres Gesellschaftskreises erheben können, zu Grunde gehen.

Der Meister Anton, „ein Held im Kamisol, der, wie er sagt, die Mühlsteine als Halskrausen trägt, statt damit ins Wasser zu gehen“, veranschaulicht die alte Welt. Eine freudlose Jugend und schwere Lebenserfahrungen haben das Herz des prächtigen Mannes verhärtet. An die Stelle einer alles verstehenden und tragenden Liebe ist bei ihm das Lebensideal einer unbedingten Ehrbarkeit und strengsten Rechtlichkeit getreten, von dem aus er alle Verhältnisse und Menschen beurteilt. Und diese Rechtlichkeit ist bei ihm aufs Innigste verbunden mit einer streng-konservativen, christlich-kirchlichen Gesinnung. Er will nichts wissen von einer neuen Frömmigkeit, die in der Natur ihre Erbauung findet, das Gezwitscher der Spatzen und Schwalben kann ihm die Stelle der Orgel nicht vertreten, sondern „wenn ich mein Herz erhoben fühlen soll, so muß ich erst die schweren eisernen Kirchtüren hinter mir zuschlagen hören, und mir einbilden, es seien die Tore der Welt gewesen, die düstern hohen Mauern mit den schmalen Fenstern, die das helle freche Welt-Licht nur verdunkelt durchlassen, als ob sie es sichteten, müßten sich um mich zusammen drängen, und in der Ferne muß ich das

Beinhaus mit dem eingemauerten Totenkopf sehen können" (Akt I, 5).

Ihm zur Seite steht sein treues Weib, die alles Schwere mit ihm getragen hat und die Kinder „in der Furcht des Herrn aufgezogen hat". Auch sie will nichts von den mancherlei Neuerungen der „Jungen" wissen, wenn sie ihnen auch nicht so schroff gegenübersteht, wie ihr Mann.

Über dieses in Ehren alt gewordene Ehepaar bringen nun aber ihre beiden Kinder schweres Unheil. Der Sohn Karl, der Vertreter einer freier gerichteten Jugend, kann sich nicht mehr in das starre Wesen seines Vaters finden. In bitteren Worten macht er sich über das Lebensideal des Alten lustig: „Hobeln, Sägen, Hämmern, dazwischen Essen, Trinken und Schlafen, damit wir immer fort hobeln, sägen und hämmern können, Sonntags ein Kniefall oben drein: ich danke Dir, Herr, daß ich hobeln, sägen und hämmern darf" (Akt III, 8). Ebenso gießt er seinen Spott aus über die pedantische Ordnungsliebe seines Vaters: „Wir haben hier im Hause zweimal zehn Gebote. Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten! Um halb zehn Uhr muß man müde sein! Vor Martini darf man nicht frieren, nach Martini nicht schwitzen! Das steht in einer Reihe mit: Du sollst Gott fürchten und lieben!" (Akt III, 8). Zwischen Beiden ist kein inneres Verständnis mehr möglich: „Wir passen ein für alle Mal nicht zusammen, er kann's nicht eng genug um sich haben, er möchte seine Faust zumachen und hinein kriechen, ich möchte meine Haut abstreifen, wie den Kleinkinderrock, wenn's nur ginge" (Akt II, 8).

Noch schwereres Leid fügt den Eltern ihre Tochter Klara zu. Und doch bildet die innigste Kindesliebe und die höchste Pietät insbesondere gegen ihren Vater das Wesen dieses unglücklichen Mädchens. Sie leidet innerlich schwer unter dem harten Sinn des Vaters, und doch ist er für sie der Richter, dem sie sich in Allem beugt. Auch der strenge protestantische Glaube, in dem sie aufgezogen ist, befriedigt sie nicht: „Ich wollt, ich hätt' einen Glauben, wie die Katholischen, daß ich Dir etwas schenken dürfte! Meine ganze Sparbüchse wollt' ich leeren, und Dir ein schönes vergoldetes Herz kaufen, und es mit Rosen umwinden. Unser Pfarrer sagt, vor Dir seien die Opfer Nichts, denn Alles sei Dein, und man

müßte Dir das, was Du schon hast, nicht erst geben wollen!“ (Akt I, 3).

Klara liebt nun einen Jugendfreund, den Sekretär. Als der jedoch auf die Akademie zieht, läßt er nichts mehr von sich hören, und Klara muß sich seinetwegen noch verspotten lassen. Gekränkt über diese Zurückweisung und von ihrer Mutter aufgefordert, sich zu Ihresgleichen zu halten, verlobt sie sich ohne Liebe mit Leonhard und läßt sich sogar von diesem verführen, teils aus einem gewissen Trotz gegen den einst Geliebten, teils weil sie nach den Anschauungen ihres Kreises ihrem Verlobten ein gewisses Recht auf ihre Person zugestehen muß.

Nun aber bricht das Unheil über sie herein. Karl gerät in den Verdacht eines Diebstahls und wird verhaftet. Die Mutter bricht bei der Botschaft tot zusammen, und Klara muß an ihrer Leiche schwören, daß sie ihrem Vater nie Schande machen würde. Er aber schwört ihr zu, daß er sich sofort töten werde, wenn auch sie Schande über ihn bringen werde.

Der Diebstahl klärt sich bald auf. Aber Klara muß, um ihren Vater nicht in den Tod zu treiben, den ungeliebten Leonhard, der mit ihr schon gebrochen hat, anflehen, sie doch noch zu heiraten. Auch ihr Jugendfreund, der noch mit alter Liebe an ihr hängt, kann sich doch nicht eher zur Ehe mit ihr entschließen, bis er seinen Rivalen im Duell beseitigt hat. Da Klara von Leonhard zurückgewiesen wird, bleibt ihr nichts anderes übrig, als der Sprung in den Brunnen. Der Sekretär tötet zwar den Leonhard im Zweikampf, aber auch er wird tödlich verletzt. Mühsam schleppt er sich noch in das Haus Klaras, aber zu spät. Niedergeschmettert durch ihren Tod, gesteht er seine Schuld ein, zeigt aber zugleich auch dem Meister Anton, daß dieser seine Tochter in den Tod getrieben hat. Doch der bleibt fest bis zuletzt. Nur eine Ahnung seines Mißverhältnisses zur Welt dämmert in ihm auf. Darum lauten seine letzten Worte: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“

So hat die starre, auf lauter Vorurteilen beruhende alte Moral furchtbare Opfer gekostet. Meister Anton hat durch sein liebeloses, überspanntes Ehrgefühl seine Tochter in den Tod und seinen Sohn aus dem Haus getrieben. Klara hat sich aus Liebe zum Vater,

von dessen rigoroser Moral sie sich nicht losmachen konnte, geopfert. Aber auch der Sekretär büßt seine Halbheit mit dem Tode.

So wird das Drama zu einer furchtbaren Anklage gegen die oberflächliche Gesellschaftsmoral. Anstatt jeden Fehltritt genau zu prüfen und mit Liebe zu richten, verurteilt sie alle Fehler und Gebrechen aufs Härteste und treibt ihre Opfer zur Verzweiflung. Wie unendlich viel höher steht da die Sittlichkeit des Christentums, dessen Stifter einst zu der großen Sünderin (die man später mit Maria Magdalena identifizierte) sagte: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt!“ Mit voller Absicht hat daher Hebbel seinem Drama neben der Bezeichnung eines bürgerlichen Trauerspieles den symbolischen Obertitel „Maria Magdalene“ gegeben! Gar schlecht haben ihn deshalb die Kritiker verstanden, die seinem Drama Unsittlichkeit vorwarfen. Im Gegenteil! Hebbel kämpft darin für eine höhere Sittlichkeit, die auf die ewigen Gesetze der Natur sich gründet und die in bisher höchster Form in der Sittenlehre Jesu zu Tage getreten ist. „Im Hintergrund bewegen sich die Ideen der Familie, der Sittlichkeit, der Ehre, mit ihren Tag- und Nachtseiten, und Konsequenzen dämmern auf, die wohl erst nach Jahrhunderten in den Lebens-Katechismus Aufnahme finden werden“ (Brief an Elise vom 5. Dezember 1843).

Literatur.

I. Ausgaben der Werke Hebbels.

1. Eigentliche Werke.

1. Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Säkularausgabe. 3. Aufl. Berlin. 1. Abteilung: Werke. Bd. 1—12 u. 4 Anhang-Bände, von denen 3 erschienen sind. 2. Abteilung: Tagebücher. Bd. 1—4. 3. Abteilung: Briefe. Bd. 1—8. 2. Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke nebst den Tagebüchern u. einer Auswahl der Briefe. Hsg. v. Paul Bornstein. München und Lpz. 1911 ff. Bis jetzt 4 Bände erschienen. 3. Hebbels Werke in 10 Teilen. Hsg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen v. Theodor Poppe. Berlin. Bd. 1—10. 4. Hebbels Werke. Im Verein mit Fritz Enß und Carl Schäffer hrg. v. Franz Zinkernagel. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Lpz. u. Wien 1913. Bd. 1—6. 5. Friedrich Hebbels Werke — Tagebücher — Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen hsg. v. Hermann Krumm. Lpz. 1913. Bd. 1—14 enthalten die Werke. Die Tagebücher s. bei der folg. Rubrik! Die Briefe sind noch nicht erschienen. 6. Christian Friedrich Hebbel, Werke in 4 Bänden. Nebst 2 Ergänzungsbänden: Hebbels Tagebücher. Hsg. v. Friedrich Brandes. Lpz. Reclam. 1921.

2. Tagebücher.

1. Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort hsg. von Felix Bamberg. Berlin 1885—86. 2 Bde. 2. s. o. die 2. Abteilung der Wernerschen Ausgabe. 3. Friedrich Hebbels Tagebücher in 4 Bänden. Hsg. v. Hermann Krumm. Lpz. Neue billige Ausgabe. 1913. 4. Friedrich Hebbel. Durch Irren zum Glück. Tagebuchblätter. Berlin 1907. 5. Friedrich Hebbels Werke. Lpz. Reclam. Bd. 5 u. 6.: Hebbels Tagebücher in 2 Bdn. geb. in 1. Bd. Hsg. v. Frdr. Brandes.

3. Briefe.

1. Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort hsg. v. Felix Bamberg. Berlin 1890—92. Bd. 1. 2, 2. Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in 2 Bänden. Berlin 1900. 3. s. o. die 3. Abteilung der Wernerschen Ausgabe! 4. Hebbels Briefe. Ausgewählt u. eingeleitet v. Theodor Poppe. Berlin 1914. 5. Neue Hebbel-Dokumente hsg. v. Dietrich Kralik und Fritz Lemmermayer. Berlin u. Lpz. 1913. 6. Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz. Ungedruckte Briefe von u. an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. Hsg. u. erläutert von Friedrich Hirth. München u. Lpz. 1913.

4. Auswahl aus Werken, Tagebüchern und Briefen.

1. Der heilige Krieg. Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten. Hsg. v. Hans Brandenburg. München-Ebenhausen 1907 u. ö. 2. Hebbel. Ein verkleinertes Bild seines Gedankenlebens. Von Egon

Fridell. Stuttg. 1908 (Aus der Gedankenwelt großer Geister. Bd. 10.) 3. Friedrich Hebbel. Ein Lebensbuch. Berlin-Steglitz 1912. 4. Hebbels Tagebücher und Briefe. Hsg. v. H. Amelung (Deutsche Bibliothek) 1913. Berlin. 5. Ida Kaufmann-Marx. Reif sein ist Alles! Hebbels Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Briefen, Tagebüchern u. Werken. Berlin-Wilmersdorf 1913.

Die grundlegende historisch-kritische Ausgabe der Werke Hebbels, das Ergebnis einer jahrzehntelangen Gelehrtenarbeit, ist die von R. M. Werner. Auf ihr fußen alle übrigen. Neben ihr kommt vor allem die Bornstein'sche Ausgabe in Betracht, die aber noch nicht abgeschlossen ist. Sie bietet die Werke, Tagebücher und eine Anzahl der Briefe in chronologischer Folge und gibt so ein vortreffliches Bild des großartigen Entwicklungsganges des Dichters und zwar seiner „menschlich-künstlerischen Gesamtpersönlichkeit". Ebenfalls das Ergebnis einer Lebensarbeit ist die Ausgabe von Krumm. Auch sie hat sich zur Aufgabe gesetzt, „allen, die tiefer in Hebbel einzudringen wünschen, das gesamte Material, aus dem der Mensch und Künstler sich aufbaut, zu vermitteln". Neben diesen drei großen Ausgaben sind die kleineren von Poppe u. Zinkernagel zu nennen, von denen die erste den Vorzug größerer Reichhaltigkeit u. einheitlicher Bearbeitung hat, während die letztere sich durch ihren reichen Kommentar u. ihre kritische Textgestaltung auszeichnet. Die Tagebücher Hebbels benutzt man am besten in der billigen Ausgabe von Krumm, eine vorzügliche u. billige Auswahl der Briefe bietet Poppe.

II. Biographien.

1. Gesamtdarstellungen.

1. Emil Kuh. Biographie Friedrich Hebbels. 2 Bde. Wien-Leipzig 1877, 1907², 1912³. 2. Felix Bamberg, Hebbel in: Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 11. 3. Adolf Bartels, Chr. Friedr. Hebbel. Lpz. Reclams Univ. Bibl. Nr. 3998. 1900 u. Hebbels Herkunft u. andere Fragen. Berlin 1921 (Hebbel-Forschungen Bd. 9). 4. Richard Maria Werner, Hebbel. Ein Lebensbild. Berlin 1904, 1913². (Geisteshelden Bd. 47. 48.) 5. Achim v. Winterfeld, Friedrich Hebbel. Sein Leben u. seine Werke. Dresden 1908. 6. André Tibal, Hebbel. Sa Vie et ses Oeuvres de 1813 à 1845. Paris 1911. 7. Ludwig Lewin, Friedrich Hebbel. Beitrag zu einem Psychogramm. Berlin-Steglitz 1913 (Hebbel-Forschungen. Hsg. v. R. M. Werner u. W. Bloch-Wunschmann Nr. 6). 8. Klara Hofer, Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels. 3. Aufl. Stuttg. 1917. (Eine Biographie in Romanform.) 9. Franz Schnaß, Friedrich Hebbel. Ein Bild seines Menschen- u. Künstlertums. Saarbrücken 1917.

Emil Kuh, der langjährige Freund und begeisterte Anhänger Hebbels, hat eine auf genauester, persönlicher Kenntnis des Dichters beruhende Biographie geschrieben, die bis jetzt unübertroffen ist. R. M. Werner bietet eine äußerst gewissenhafte Geschichte des äußeren Lebensganges Hebbels, während er in der ästhetisch-künstlerischen Erfassung der großen Dichterpersönlichkeit und ihrer inneren Entwicklung hinter Kuh zurücksteht. Diesem letzteren Ideal wird Tibal mehr

gerecht, der allerdings nur Hebbels Entwicklung bis zu seinem Eintritt in Wien schildert. Doch leidet seine Darstellung an zu großer Ausführlichkeit und verkennt die große Selbständigkeit des Hebbelschen Geistes.

2. Persönliche Erinnerungen.

1. Arnold Ruge, Zwei Jahre in Paris. Lpz. 1846. 2. Eduard Kulke, Erinnerungen an Friedrich Hebbel. Wien 1878. 3. Karl Gutzkow, Dionysius Longinus oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literaturgeschichte. Stuttg. 1878. 4. Franz Dingelstedt, Literarisches Bilderbuch. Berlin 1878. 5. Adolf Schöll, Meine Erinnerung an Friedrich Hebbel (Preußische Jahrbücher Bd. 41. Berlin 1878). 6. Heinrich Laube, Erinnerungen. Bd. 2. (Gesammelte Werke in 50 Bdn. hsg. v. H. H. Houben. Bd. 41. Lpz. 1909.) 7. Ludwig August Frankl, Zur Biographie Friedrich Hebbels. Wien 1884. 8. Klaus Groth, Lebenserinnerungen hsg. v. Eugen Wolff. Kiel 1891. 9. Eduard Hanslick, Aus meinem Leben. Berlin 1894 (Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur Bd. 89). 10. Hermann Rollet, Begegnungen. Erinnerungsblätter. Wien 1903.

III. Literarhistorisches.

1. Allgemeine Charakteristiken.

1. Felix Bamberg, Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbels. Hamburg 1846. 2. Emil Kuh, Friedrich Hebbel. Eine Charakteristik. Wien 1854. 3. Heinrich von Treitschke, Friedrich Hebbel in: Historische u. politische Aufsätze. Neue Folge. 2. Lpz. 1870. 4. Johannes Krumm, Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. 3 Vorträge. Flensburg 1899, 1913². 5. Heinrich Bulthaupt, Friedrich Hebbel in: Dramaturgie des Schauspiels Bd. 3. Oldenburg-Lpz. 1901. 6. Siegismund Friedmann, Friedrich Hebbel in: Das deutsche Drama. Übers. v. Ludwig Weber. Bd. 1. Lpz. 1902. 7. Th. Poppe, Friedrich Hebbel. Berlin 1903 (Moderne Essays. Hsg. v. Hans Landsberg. Heft 28). 8. Wilhelm v. Scholz, Friedrich Hebbel. (Die Dichtung. Bd. 28. Berlin 1905.) 9. Fritz Lemmermayer, Hebbel in: Grillparzer-Jahrbuch. Bd. 15. Wien 1905. 10. Anna Schapire-Neurath, Friedrich Hebbel. Lpz. 1909. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 238). 11. Adolf Grote, Hebbels Schatten. Lpz. 1911. 12. Franz Faßbinder, Friedrich Hebbel. Köln 1913 (Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. 2. Vereinsschrift für 1913).

2. Hebbels Weltanschauung und Philosophie.

1. J. Collin. Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel in: Die Grenzboten. Bd 53 I. Lpz. 1894. 2. Arno Scheunert, Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedrich Hebbels. Hamb. u. Lpz. 1903 (Beiträge zur Ästhetik. Hsg. v. Theodor Lipps u. Richard Maria Werner. Bd. 8). 3. Arno Scheunert, Der junge Hebbel. Weltanschauung und früheste Jugendwerke unter Berücksichtigung des späteren Systems

und der durchgehenden Ansichten. Hamb. u. Lpz. 1908 (Beiträge zur Ästhetik. Bd. 12). 4. Oskar F. Walzel, Hebbelprobleme. Studien. Lpz. 1909 (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Hsg. v. F. Oskar Walzel. Neue Folge. Heft 1). 5. Paul Bastier, L' Esotérisme de Hebbel. Paris 1910. 6. Paul Sickel, Friedrich Hebbels Welt- und Lebensanschauung. Nach den Tagebüchern, Briefen und Werken des Dichters dargestellt. Lpz. u. Hamb. 1912 (Beiträge zur Ästhetik. Bd. 14). 7. Ernst Lahnstein, Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung. Berlin-Steglitz 1913. 8. Oskar Walzel, Hebbels Weltanschauung in: Internationale Wochenschrift. Bd. 7, S. 470 bis 501. Berlin 1913. 9. Georg Hallmann, Das Individualitätsproblem bei Friedrich Hebbel. Lpz. 1920. (Beiträge zur Ästhetik Bd. 16).

Scheunert hat die an Gegensätzen reiche Gedankenwelt Hebbels in ein „System" gezwängt, ist daher trotz seiner großen Kenntnis der Hebbelschen Weltanschauung mit Kritik zu benutzen. In bewußten Gegensatz zu ihm stellt sich Sickel, der „die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Hebbels in ihren Grundzügen darzustellen und aus der geistigen Persönlichkeit des Dichters zu begreifen sucht". „Nicht die vorgefaßte Absicht, ein „System" des Hebbelschen Denkens zu geben, leitete daher diese Darstellung, sondern nur der Wunsch, einen Beitrag zum Verständnis einer so eigenartigen Dichterseele zu liefern." Neben Sickel kommen vor allem die Arbeiten Walzels in Betracht, die die geistesgeschichtliche Stellung Hebbels in tiefgründiger Weise darlegen.

Das Verhältnis Hebbels zur Philosophie behandeln: 1. Wilhelm Wätzoldt, Hebbel und die Philosophie seiner Zeit. Berliner Diss. Gräfenhainichen 1903. 2. Bernhard Münz, Friedrich Hebbel als Denker. 2. Aufl. Wien-Lpz. 1907. 3. Bernhard Münz, Hebbel als Denker. München 1913 (Bibliothek der Philosophen. Geleitet von Fritz Mauthner. Bd. 9).

3. Hebbels Religion.

1. Emil Kuh, Ein religiöses Selbstbekenntnis Friedrich Hebbels in: Dioskuren. Jg. 1872. 2. Fritz Lemmermayer, Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion. Nach teilweise ungedruckten Briefen in: Deutsche Revue. Bd. 20 II. Stuttg. 1895. 3. Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Berlin 1902. 4. Albert Kalthoff, Die Religion der Modernen. Jena 1905. 5. Ernst Horneffer, Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart. Jena 1907. 6. Joachim Frenkel, Friedrich Hebbels Verhältnis zur Religion. Berlin 1907 (Hebbel-Forschungen. Bd. 2). 7. G. Kreyenbühl, Hebbels Stellung zur Religion und Metaphysik in: Protestantenblatt. Bd. 40. Berlin 1907. 8. G. Kreyenbühl, Hebbels Glaube an die Unsterblichkeit. Ebenda. 9. B. Ihringer, Hebbels Stellung zur Religion in: Christliche Welt. Jg. 23. Marburg 1909. 10. Albert Malte Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung. Eine Säkularbetrachtung. Lpz. u. Hmb. 1911. 11. Hermann Klammer, Hebbels Stellung zur Religion in: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. Band 31, S. 208—225. Berlin 1913. 12. Adolf Teutenberg, Hebbels Religiosität in: Christliche Welt 1914. Nr. 29. 13. E. O. Franke, Friedrich Hebbel u. Wesselburen in: Dithmarscher Zeitung vom 19. März 1913. 14. Heinrich

Saedler, Hebbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. Weimar 1916 (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte hsg. v. Franz Muncker. Heft 51).

Otto Frommel hat in einem Aufsatz der oben genannten Sammlung die beste, kurze Darlegung von Hebbels Religion gegeben. Frenkel ist besonders dem Problem nachgegangen, welche Stellung die Religion in den Dramen Hebbels einnimmt. Einen interessanten Vergleich zwischen Goethe, Kleist und Hebbel in Bezug auf das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung gibt A. M. Wagner. Einen guten Überblick über Hebbels Stellung zur Religion bietet der Aufsatz von Klammer.

4. Das Drama Hebbels.

1. Friedrich Theodor Vischer, Altes und Neues. Neue Folge. Stuttg. 1889. 2. Theodor Poppe, Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik. Berlin 1900 (Palästra Bd. 8). 3. Ernst August Georgy, Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Lpz. 1904. 2. Aufl. 1911. 4. Franz Zinkernagel, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin 1904. 5. Arthur Kutscher, Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Seine Kritik und ihre Bedeutung. Berlin 1907 (Hebbel-Forschungen Bd. 1). 6. Johannes Krumm, Die Tragödie Friedrich Hebbels. Ihre Stellung und Bedeutung in der Entwicklung des Dramas. Berlin 1908 (Hebbel-Forschungen Bd. 3). 7. Oskar F. Walzel, Hebbelprobleme. Lpz. 1909. 8. Ernst Lahnstein, Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. 2. Aufl. Berlin 1909. 9. Ernst Lahnstein, Hebbels Jugenddramen und ihre Probleme Berlin 1911. 10. Albert Malte Wagner, Das Drama Friedrich Hebbels. Eine Stilbetrachtung zur Kenntnis des Dichters und seiner Kunst. Hamb. u. Lpz. 1911 (Beiträge zur Ästhetik. Bd. 13). 11. Heinrich Meyer-Benfey, Hebbels Dramen. 1. Heft: Judith. Göttingen 1913. 12. Oskar Walzel, Friedrich Hebbel und seine Dramen (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 408. Lpz. 1913. 1919²).

5. Lyrik und Epigrammatik.

1. Richard Maria Werner, Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung. Hamb. u. Lpz. 1890 (Beiträge zur Ästhetik Bd. 1). 2. Alfred Neumann, Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Wiss. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899. Zittau 1899. 3. Paul Zincke, Friedrich Hebbels philosophische Jugendlyrik. Prag 1908 (Prager Deutsche Studien. Heft 11). 4. Hans Möller, Hebbel als Lyriker. Wiss. Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1907/08. Höhere Staatsschule in Cuxhaven. Cuxhaven 1908. 5. Johannes Maria Fischer, Studien zu Hebbels Jugendlyrik. Dortmund 1910 (Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Hsg. v. Berthold Litzmann Bd. 6). 6. Bernhard Patzak, Friedrich Hebbels Epigramme. Berlin 1902 (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Hsg. v. Franz Muncker. Bd. 19). 7. Franz Schnaß, Hebbels Lyrik u. Epik im Rahmen seines Lebens. Lpz. 1921.

Eine Hebbel-Bibliographie, die aber noch der Ergänzung bedarf (vgl. Euphorion Bd. 19, S. 445—458), gibt H. Wütschke in dem 6. Bande der Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft. Berlin 1910. Vgl. auch dessen Werk: Hebbel in der zeitgenössischen Kritik. Berlin 1910

(Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts Nr. 143). Übersichten und Kritiken der neuesten Hebbel-Literatur bieten außerdem die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte (insbes. Bd. 25, S. 668—687, Paul Alfred Merbach und Wolfgang Liebe, Hebbel 1913), das Literarische Echo, der Euphorion (insb. auch Ergänzungsheft 12, 1—3. Abteilung: Bibliographie der in den Jahren 1914—1918 erschienenen Zeitschriftenaufsätze u. Bücher zur deutschen Literaturgeschichte. Bearbeitet von Alfred Rosenbaum), das Literarische Zentralblatt, die Deutsche Literaturzeitung, die germanisch-romanische Monatsschrift und andere literarische und kritische Zeitschriften.

Verzeichnis der Abkürzungen.

W. = Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch kritische Ausgabe von R. M. Werner. 1. Abteilung: Werke.

T. = Dieselbe Ausgabe. 2. Abteilung: Tagebücher. Hier ist entweder das genaue Datum oder der betr. Band mit der Nummer des betr. Tagebucheintrags angegeben.

B. = Dieselbe Ausgabe. 3. Abteilung: Briefe. Hier ist entweder das genaue Datum des Briefes oder der betr. Band mit Seitenzahl angegeben.

Bornstein = Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke nebst den Tagebüchern u. einer Auswahl der Briefe. Hsg. v. Paul Bornstein. München u. Leipzig 1911 ff.

Neue H.-Dok. = Neue Hebbel-Dokumente hsg. v. Dietrich Kralik u. Fritz Lemmermayer. Berlin u. Leipzig 1913.

Sickel = Paul Sickel, Friedrich Hebbels Welt- u. Lebensanschauung. Leipzig u. Hamburg 1912.

Im übrigen siehe das ausführliche Literatur-Verzeichnis.

v. Lempicki, Sigmund: **Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.** XII, 469 S. 8°. 1920. 120 Mk.; geb. 162 Mk.

„Eine den reichen Stoff in gediegener Verarbeitung meisternde Darstellung." Preuß. Jahrbücher 62, 3.

„L. führt uns sicher vom frühen Mittelalter über Humanismus und Reformation zu Lessing und Herder. Den reichen Inhalt dieses Bandes auch nur annähernd geben, hieße ihn ausschreiben . . . Das Kapitel über Herder darf zu den gelungensten des Buches zählen . . . Andeuten möchten wir noch, daß der Verfasser weit ausschreitet und sich nicht auf das Deutsche beschränkt, sondern die Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier gebührend berücksichtigt und so ein gut Stück vergleichender Literaturgeschichte bietet . . ."

J. Caro in der Frankfurter Zeitung von 30. Jan. 1921.

Grimm, Jac., u. Wilh. Grimm: **Briefe an Georg Friedr. Benecke aus den Jahren 1808—1829,** mit Anmerkungen herausgegeben von Wilh. Müller. XII, 188 S. gr. 8°. 1889. 40 Mk.

Blankenagel, J. C.: **The Attitude of Heinrich v. Kleist toward the Problems of Life.** (Hesperia, Schriften zur germ. Philologie, 9. Heft.) IV, 84 S. gr. 8°. 1917. 21 Mk.; geb. 36 Mk.

Schleiermacher, Friedr.: **Über die Religion.** Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. In ihrer ursprünglichen Gestalt mit fortlaufender Übersicht des Gedankenganges neu herausgegeben von Rud. Otto. Mit 2 Bildnissen Schleiermachers und einem Sachregister. 4. durchgesehene Auflage. XLVII, 191 S. 8°. 1920. Kart. 42 Mk.

Crome, Bruno: **Kulturgeschichtliche Miniaturen** des ausgehenden Mittelalters und der neuen Zeit. Aus einer alten Göttinger Chronik. X, 120 S. 8°. 1921. Fein kart. 30 Mk.

„Eine literarisch-kulturgeschichtliche Gabe für solche, die den erfahrenen Blick gern in die Vergangenheit richten, um der Vorfahren Bräuche und Lebensart zu erforschen." Schlesische Zeitung.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Dichtung u. Wahrheit aus dem Leben Richard Kabischs:

Gottes Heimkehr

Die Geschichte eines Glaubens.

Mit Kabischs Bildnis.

4. Aufl., 7.—9. Tsd. IV, 326 S. 8°. 1920. Geb. 60 Mk.

„Habemus librum. Ein tiefes, schönes, wahrhaftiges Buch ist zu uns gekommen, und ein Ernsthafter soll es dem andern weitersagen, daß hier etwas Gutes unter uns getreten ist . . ."
(Christliche Welt.)

„Ein seltener Vogel im Deutschen Dichterwald."
(Tägl. Rundschau.)

Friedrich Naumann: Der Gottesglaube.

(Der vergriffenen „Gotteshilfe" Gesamtausgabe, 3. Teil.)

128 S. 8°. 1921. **Sehr fein und fest kartoniert 40 Mk.**

In diesen 62 Andachten spricht **nicht** der Politiker Naumann, sondern der **Christ** über Ewigkeitswerte in bisher unübertroffener Art. — **Adolf Harnack** schrieb in den Preuß. Jahrbüchern über die Gotteshilfe: „Ich kenne keine andere Sammlung christlicher Betrachtungen, die wie diese in dem Leben der Gegenwart wurzelt und doch das alte Evangelium verkündigt."

Gustav Frenssen:

Dorfpredigten

Ein vollständiger Jahrgang — 3 Bände in einen Band gebunden.
13. Aufl. des ersten, 11. des zweiten, 9. des dritten Teils.
79.—88. Tausend der Teile.

Bisher wurden 78000 Bände verbreitet.

VI, 531 S. 8°. 1921. Gebunden 90 Mk.

„Laßt diese Zeugnisse eines Predigers von ganz seltener Begabung denen zukommen, die unserer Kirche entfremdet sind. Gebt sie unserm jungen Volk, zumal in kritischen Zeiten. Leset sie euren Kranken und Betagten vor. Und die herrliche Verheißung Gottes wird sich erfüllen: ‚Mein Wort soll nicht leer zurückkommen'!" Prof. Dr. J. Smend, Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Hubert & Co. G. m. b. H. Göttingen.

BINDING SECT. OCT 25 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2296 P4
Pfannmüller, Gustav
Die Religion Friedrich Hebbls auf Grund der Werke